

DAS WORT

L I T E R A R I S C H E M O N A T S S C H R I F T

Redaktion:

Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger, Willi Brede

Heft 2

Februar 1939

VERLAG MESHDUNARODNAJA KNIGA MOSKAU

I N H A L T

Thomas Mann: Macht und Geist	3
Ernest Hemingway: An das wirkliche Deutschland	4
<i>Prosa und Lyrik:</i>	
Gustav Regler: Ackermann	5
Bodo Uhse: Die Ankunft	16
Erich Weinert: Gesichte und Gesichter	26
Henryk Keisch: Eine Frage und ihre Antwort	33
Elisabeth Karr: Die Erfindung	34
Fritz Brügel: Zwei Gedichte	44
Hans Marchwitza: Die Uniform	46
<i>Kulturerbe:</i>	
Wolf Franck: Fichte als Schriftsteller	67
Johann Gottlieb Fichte: Sprache, Schriftstellerei und Schriftsteller	75
Walter Sturm: Georg Christoph Lichtenberg	79
Georg Christoph Lichtenberg: Bemerkungen vermischten Inhalts	80
<i>Wettbewerb</i>	88
<i>Aufsätze und Rezensionen:</i>	
Petr Buk: Zwei prager Septembertage	89
Kurt Kersten: Die Opposition der „Einsamen“	103
Heinrich Mann: Mut	105
Stefan Heym: Amerikanische Bücher deutscher Autoren	107
Alfred Wolfenstein: Ein junger Dichter	110
F. C. Weiskopf: Furcht und Mitleid	113
Willi Stormann: Ein deutscher Weinbauer über die Franzosen	116
Heinrich Werth: An der Grenze	119
K. Regner: Tschechoslowakische Tragödie	122
K. K. R.: Große Angeklagte vor kleinen Richtern	124
Maria Arnold: Ödön von Horvarths letztes Werk	125
<i>Satire:</i>	
Hans Berliner: Achsenschnierer	126
Zu unsern Beiträgen	133
<i>An den Rand geschrieben:</i>	
w. f.: Kleine deutsche Chronik — Paris	134
W. V.: — Palästina	140
Paul Westheim: Pech über Pech	140
Herwarth Walden: Braunauer Jugendgift	142
G. Bodmer: Kleiner Ratgeber für alle arischen Lebenslagen	144
A. K.: Herrn Fettmilchs Taten und Ende	145
Zwei Briefe über Musik und anderes	146
D. F.: Tarass Schewtschenko	153
m. g.: Sonnenuntergang bei Hearst	155
Manfred Georg: Mamlock in Amerika	155
Eine neue deutsche Bücher-Reihe	156
<i>Antifaschistische Publizistik — November 1938</i>	157

MACHT UND GEIST

Es hat ja eine eigene Beweislage mit dem Verhältnis zwischen Macht und Geist in Deutschland — es ist ein anderes, und man muß wohl sagen: weniger glückliches als sonst in der Welt und unter den Völkern. Daß in Deutschland diese beiden — die politische Macht und der Geist, die Kultur — einander mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit verfehlen, nicht zueinander finden, und daß eines vom anderen nichts versteht und nichts wissen will, ist eine schon gewohnte historische und psychologische Erfahrung. Aber in der Kraßheit, mit der diese habituelle Erscheinung heute hervortritt, ist sie denn doch etwas Niedergewesenes. Es bedurfte dazu des absurden und böartigen Ereignisses, daß das geistig und moralisch Unterste, das Deutschland besaß, politisch obenauf und zur absoluten Macht kam — äußerst kulturfremde Mächte, und nicht nur fremd der Kultur, sondern mit Ressentiment dagegen, mit Haß auf das Geistige geladen sind die Machthaber, die nun Deutschland vor der Welt darstellen.

Erlauben Sie mir hier eine Einschaltung: Es wäre durchaus falsch und bedeutete eine schöngeistig schwächliche Haltung, Macht und Geist, Kultur und Politik in einen notwendigen Gegensatz zu bringen und von der Höhe des Spirituellen und Künstlerischen hochmütig auf die politische und soziale Sphäre hinabzublicken. Das Politische und Soziale ist ein Teilgebiet des Menschlichen, es ist in die Totalität des Humanen einzubegreifen, und diese menschliche Totalität weist eine gefährliche Lücke auf, wenn es ihr an dem politischen, dem sozialen Element gebricht. Wenn wir sagen, in Deutschland habe es an Demokratie gefehlt, so meinen wir im Grunde diesen Ausfall, diese Lücke und dieses, wie wir heute wohl erkannt haben, allzu stolze Herabzublicken des Geistes auf die soziale und politische Sphäre. Demokratie ist uns nicht sowohl ein formales Gerüst und ein politisches Dogma, sondern Demokratie bedeutet uns einfach die Anerkennung der Zugehörigkeit des Politischen und des Sozialen in die humane Totalität. Es war ein Irrtum deutscher Bürgerlichkeit zu glauben, man könne ein unpolitischer Kulturmensch sein. Wohin die Kultur gerät, wenn es ihr am politischen Instinkt mangelt, das können wir heute sehen.

AN DAS WIRKLICHE DEUTSCHLAND

Wie gern war ich in deinen Bergen, sprach mit den Bauern, war froh ihres Humors! Wie gern lief ich durch den Norden von Berlin, sah die Arbeiter, die intelligenten, hörte ihre kräftige witzige Sprache! Wie das vorwärtsging und an der Spitze Europas marschierte! Und daß soll alles zu Ende sein? Keiner soll mehr reden dürfen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist?

... Völker wollen sich nicht in Kriegen für Tyrannen zerfleischen. So denkt auch das deutsche Volk. Es wird immer so denken. Und eines Tages wird es den einzigen Krieg machen, der noch lohnt, den Krieg gegen die Nazityrannei, die landfremde. Und wir werden ihm alle dabei helfen müssen. Um das wahre Deutschland zu begründen. Um den Frieden in der ganzen Welt zu schaffen.

Und damit mich keiner meiner deutschen Freunde mißversteht, wenn er diese Worte hört, will ich es ganz deutlich sagen: ich war in diesem Sommer bei der Ebro-Offensive der republikanischen spanischen Armee. Da sah ich Deutsche, die saßen in Heinckel- und Junkersflugzeugen; sie kamen in Überzahl, flogen über friedliche Dörfer, warfen ihre Bomben ab, pulverisierten die Häuser der Bauern, verbrannten die Ernte und flohen dann, ohne den Kampf aufzunehmen, schleunigst zu ihrem Franco zurück, als sich die ersten republikanischen Flieger am Horizont zeigten. Unten aber, über die Ufer des Ebro, zog auf alle Gefahr hin das Bataillon Thälmann und andere deutsche Bataillone.

Sie wagten alles, wußten, daß ihnen in der Gefangenschaft der Tod drohte, aber sie führten ihren Auftrag aus, griffen an, siegten. Sie verpflegten später die Flüchtlinge aus den zerstörten Dörfern, sie nahmen sich der Kinder an, sie machten gut, was die Junkers schlecht gemacht hatten.

Sie waren wahre, achtenswerte Deutsche. Deutsche, wie wir sie lieben. Deutsche, wie sie zu Millionen in Deutschland wohnen, wir sind dessen sicher. Ich grüße diese Deutschen und verfluche die anderen, die in den Junkers sitzen, samt denen, die die feigen Bombenschmeißer da unten hingeschickt haben. . .

Gustav Regler

ACKERMANN

Der General hatte ihn nach der Besprechung zurückgehalten. „Die Partei war mit dir nicht zufrieden“, sagte der General. Ackermann nickte; über sein blasses Gesicht flog ein rasches Rot; er stand in strammer Haltung vor dem Brigadekommandanten, sein etwas dicklicher Körper war in eine grau-grüne Uniform gezwängt; über die Brust spannte sich der Riemen eines Fernglases, aus der Tasche stand ein Bündel Papiere heraus, Zeitungen und beschriebene Blätter, den Kommissar verratend, der auch im Kampf die Belehrung seiner Kameraden nicht unterbrach.

„Das war im letzten Jahr“, fuhr der General fort. Sie standen an einer Ruine unter einem hellen Januarhimmel; Lavendelkräuter wucherten um den verfallenen Turm; der General faßte nach einem Mauerstück und bröckelte daran. „Es war nicht hier. Wir gehen alle mal schlimme Zeiten durch.“ Ackermann ließ die grauen Augen nicht ab von dem ruhigen Mann, der ihn noch nicht ansah, sondern alles wie nebenbei zu der Ruine hinsprach. „Du hast eine neue Verantwortung; euer Kommandant ist schlecht, er scheint krank, ich kann ihn im letzten Augenblick nicht wegschicken. Du hast mein Vertrauen.“

Ackermann verbarg nicht mehr die Freude; seine vollen Lippen wölbten sich vor; um die Augen zuckten fröhliche Fältchen; der unscheinbare Mann schien zu wachsen, so spannte die Rede des Generals seinen Körper.

„Na, mehr ist es nicht. Was wartest du noch?“ Der General sagte es fast vorwurfsvoll; Ackermann erschrak, riß sich zusammen, grüßte und ging eilig hinweg.

Zuerst konnte er überhaupt keinen klaren Gedanken fassen; er war voll von Glück; er stolperte, weil er nicht auf den Weg achtete; das Gelände war hügelig; er durchschritt Mulden, stieg buschige Hügel hinauf, verirrte sich in stacheligen Wäldern. Er war Bataillonskommissar geworden! Er hatte das Kommando der Schlacht, die morgen niederbrechen sollte auf Algora; er hatte das Vertrauen des Generals, des Mannes, der fünf Freiheitskriege mitgemacht hatte, der Rußland hatte befreien helfen mit internationalen Bataillonen; in welchem Jahr war es? Es mußte ihm wie eine Ewigkeit erscheinen. Waren doch schon die drei Monate hier in Spanien wie ein breiter Gürtel, der einen von aller Welt trennte, von Zuhause, von Europa. Ein Rabe flog aus einem Busch auf, klatschte hohl mit den Flügeln.

Zu Hause fliegen Möwen, weiße Möwen, dachte Ackermann. Auch an jenem Abend flog eine weiße Möwe, aber sie war grau durch die Dämmerung.

Er ging plötzlich eiliger, von seinen Gedanken wie von einem Motor vorwärtsgestoßen: er dachte an Zuhause. Er sah sich wieder durch die kleinen Straßen des belgischen Hafens schlendern, an jüdischen Restaurants vorbei, trat er in das primitive Klubhaus ein, wo an gekalkten Wänden die Photos von Birobidshan hingen, von Lenin und Woroschilow. Einer hatte einmal gesagt und auf das Photo gezeigt, es wäre Protzerei, das hier aufzuhängen, denn keiner hier würde je ein Gewehr halten wie so ein Rotarmist.

Ackermann wurde rot, wenn er daran dachte, denn er hatte den Sprecher einen Dummkopf genannt, aber der andere war böse aufgefahren und hatte ihn angeschrien, Ackermann solle nur schweigen, er sei schon zu feige, noch politisch zu arbeiten, und alles nur, weil er ein bißchen im Gefängnis gesessen sei wegen Umtriebe.

Eigentlich hatte er dem Genossen eine reinhauen wollen, aber er hatte ihm recht geben müssen, und alle hatten gleich angefangen, darüber zu diskutieren; es war ein nächtliches Gericht geworden; sie waren sogar übereingekommen, die Partei zu fragen, ob man Ackermann nicht ausschließen müsse; wer wisse, ob Ackermann es nicht der Polizei versprochen hatte, nichts mehr zu tun.

Ach, er hatte nichts der Polizei versprochen, er hatte nur Angst gehabt, die Zelle war wie ein Grab gewesen, und die Wärter hatten ihn Stinkjud genannt; von draußen aber hatte sich keiner gerührt, und er war alles andere als ein Held der Massen, als er herauskam. Hatten nicht einige ihn gemieden, die gerade Arbeit hatten? Ja, das Mädchen war bei ihm geblieben, warm und mütterlich und mit dem aufreizenden melancholischen Lächeln. Aber gerade sie war ja so weit von der Bewegung, kannte die Gilde nicht und ihre Gesetze und er mußte noch lange an ihr arbeiten, bis er sie vor den anderen zeigen konnte, die so viel gelesen hatten; jetzt würde sie Dummheiten sagen, er war auch gar nicht sicher, daß er ein so guter Werber war zur Zeit; seit dem Gefängnis grübelte er über die Bewegung und wie langsam sie vorwärts ging. Es hatte Tage gegeben, da er zweifelte. Am Abend des Gerichts war er ganz bitter gewesen, hatte alle Argumente der Gegner durchgekaut, hatte angefangen, ihnen recht zu geben, war weggelaufen aus dem Klub und durch die Straßen bis zum Hafen mit den vielen toten Schiffen, dem schwimmenden Kirchhof. Da hatte er den Atem verloren, wie alle die Schiffsleiber, aus denen keine Rauchwolke stieg; die leeren Kneipen schickten schlechtes Licht auf die nebligen Kais, und er hatte gedacht, daß es doch eine Lüge sei, das mit der Stärke der Massen; erwerbslos ließen sie sich machen, ohne zu mucken, und kleinlich dachten sie wie die da beim Gericht, und die Polizei war immer stärker und der Degrelle würde sie in die Hand bekommen genau wie der Hitler. Sie brauchen starke Gojim, hatte er gedacht und in das schwarze Wasser gestarrt; wir Jidden sollten überhaupt nicht die Finger hineinstecken.

Sie treibens und treibens und dann kommt einer und jagt sie wieder mit Peitschen aus ihrem gelobten Land.

Ganz sauer hatte Ackermann dagestanden in der dunklen Nacht, feucht vom

Nebel, und ekelhafte Musik kam aus den verlassen Wirtschaften und Geruch faden Biers. Dann hatte an seiner rechten Seite ein Mädchen gestanden und ihn aufgefordert, einen Kaffee mit ihr zu nehmen. Er hatte sie angeschrien, er sei ein Jude, und dann sagte er müde vor sich hin: außerdem sei er ausgeschlossen und ein Defaitist und sie solle ruhig weitererzählen, daß er nicht mehr an die Diktatur des Proletariats glaube. Er hatte sie nicht angesehen, sondern immer nur ins Wasser geschaut, in dem faules Gemüse und Konservenbüchsen schaukelten, aber das Mädchen sagte: den Zustand kenne sie, da helfe nur ein Schnaps oder eine halbe Stunde Glück und wenn er ein armer Jud sei, so werde man bestimmt auch einig über den Preis.

Da bin ich mitgegangen, erinnerte sich Ackermann, es war die erste Blonde, die ich anrührte. Er unterbrach seine Gedanken; er sah vor sich in den Büschen die Maschinengewehrkompanie seines Bataillons liegen. Im Näherkommen übersah er schnell die Landschaft, verglich sie mit dem Kartenbild, das er bei der Stabsbesprechung in sich hineingefressen hatte.

Er erreichte die Kompanie und ließ sich bei einem MG hinter dem Busch nieder. „Strengste Deckung“, sagte er. „Weitersagen!“ Aber es war nicht so nötig. Die Soldaten hatten schon selbst die Lage verstanden. Die Kompanie lag an den letzten Rändern des Höhenzugs, der dann sanft abglitt auf die Ebene von Algora. Die Vorposten hatten das Dorf schon erblickt, aber sie sahen auch hinter ihm den Berg Christofal seinen braunen Kopf hoch über alle Landschaft heben; der Berg schien über den kleinsten Busch hinwegzuschauen; die Soldaten duckten sich in die graugrünen Lavendelkräuter und hatten immer noch den Eindruck, daß es nur ein Vogelstrauß-versteck sei, und daß der Berg hinter die Kräuter schauen und sie suchen könne.

Genau so war die Partei bei mir, dachte Ackermann und starrte in den Sand vor sich, auf dem noch ein kleiner Sonnenkringel lag. Wie der Berg. Er dachte wieder an jene Nacht der Verzweiflung. Da nützte keine schwarze Hafenecke und auch nicht die Flucht in dieses Hinterhaus mit seiner glitschigen Holztreppe und dem Netzspeicher davor und das niedrige Dach, das, als man im Bett lag, so nah war wie der Fußboden. Ich war verrückt in der Nacht und noch vier Monate lang verrückt. Keine Kollekte, keine Versammlung, keine Zeitung. Selbst bestohlen habe ich mich und war stolz auf meine Dummheit!

Ein Soldat kroch durch die Büsche. „Die Küche ist hinten an der Ruine aufgestellt“, meldete er, „sie haben Konserven mit für alle. Die Munition ist verteilt; ein kleines Depot ist ebenfalls bei der Ruine, wo der General ist. Soll ich es dem Kommandanten auch sagen?“

Ackermann zögerte; wenn er den neuen Militärführer übergab, wirkte das schlecht auf die Leute. Wenn er ihm aber von seinen Dispositionen berichtete, stieß der gestörte Mann todsicher, jetzt kurz vor dem Angriff wieder alles um. Ackermann entschloß sich, ihn zu übergehen. Dieser Fiebertrottel mußte doch weggeschickt werden, gleich nach dieser Aktion. Es war ein Irrtum der

Basis, einen Malariakranken überhaupt anzuwerben. Ackermann war jetzt sicher; sollte jener schon an Autorität verlieren.

„Nein“, antwortete Ackermann, „teil alles Boursier von der MGK mit; das genügt.“ Er streckte sich aus, schob den Busch, der ihn deckte, auseinander. Der Melder kroch davon. Ackermann sah auf die Uhr. Es war noch eine halbe Stunde Zeit. Der Sturm konnte sehr hart werden, das Dorf lag verwinkelt, hatte einen überhöhten Friedhof, mehrere isolierte Häuser und wie Festungswälle diese unregelmäßigen, mannshohen Steinwälle überall in den Feldern am Eingang. Dazu den Berg, der mit seiner Artillerie eine Sperre legen konnte, wenn man nicht schnell genug an den Feind heransprang und sich durch seine Nähe schützte. Ackermann war der Leute sicher. Boursier war wie ein junges Pferd, das im Geschirr stampfte. Archer, der beste Schütze — übrigens auch ein Jude, Herr Degrelle! — würde mit seinem MG gegen das erste Haus losspringen und von dort die Straße nach links abdecken, von wo die Umzingelung kommen konnte. Vergnes, der pariser Limonadier, war da, der den zweiten Zug führte. Boumann, der Metallarbeiter, mit seinem Minenwerfer. Übrigens alles Kommissare, dachte Ackermann. Wir führen zur Zeit, wir Polkoms.

Ackermann lächelte und spielte mit einer Ameise, die vor ihm im Sand lief. „Ich hab es ihnen sagen können!“ sagte er leise.

Er war wieder bei seinen Belgiern. Er hatte vor einer Woche im Radio von Madrid gesprochen. Es war gewesen, als habe er einen großen Trichter über ganz Antwerpen gehalten, aus dem seine Stimme niederbrach wie ein Gewitterregen. So war ihm das Mikrophon vorgekommen. Jetzt wußten sie zu Hause, was mit ihm war. Jetzt war er sauber vor ihnen. Sie wußten, er hatte ein Gewehr, keiner konnte ihn mehr feige nennen oder Hosenschisser, wie sie sagten.

Er hatte zu ihnen flämisch gesprochen, in der Sprache, mit der die Nazis kokettierten; aber für ihn war es die Sprache seiner Arbeitsgenossen, und wenn er schon historisch denken sollte, so war es die Sprache Brueghels, der die saftigen Bauernhochzeiten malte, wo man soff und liebte, wo man im Tanz sich drückte und Schweine über dem Feuer briet, wo man Schlittschuh fuhr auf unendlichen Kanälen, oder mit dem Pflug die Erde aufwarf in fetten Spuren. Und wo irgendwo, am Rand der lachenden Kirmes, auch der Jude stand mit seiner Kaufbude und mit den Fingern so voll Gefühl für Qualität und mit einem so guten Verstand für die Sprache des Volkes, für seine Witze und seine kleinen Nöte. Ackermann liebte die flämische Sprache, wie man Kartoffeln liebt, in der Asche gebraten, oder den ewigen Geruch der Ackerkrume. Sie band ihn mit der Vergangenheit eines Volkes, um das die Nazis jetzt heimtückisch und verlogen warben. Er hatte echte Gefühle der Verbundenheit. Wir Juden — so ging es um in seinem rebellischen Gehirn — waren wir vielleicht nicht im Mittelalter schon da? Und ob in niedrigem Beruf oder jetzt als Brüder im Streik, wir waren immer näher am Volk als die Herren, die jetzt ihre Reklameredner flämisch sprechen lassen, um das Volk zu täuschen. Rembrandts alte Bilder sah er vor

sich, der kleine jüdische Soldat am Radio von Madrid im Palais eines geflüchteten Marquis. Wir Jidden sind näher am Volk in den kleinen Straßen, näher am Geruch seiner Läden und am Gestank seiner Leiden, als all die dicken Nazis, die im Auto vorbeisausen an allem Elend. „Gebt acht auf den Hitler“, hatte Ackermann gesagt, „das ist der Dieb, der schreit und zeigt auf den Jidd mit der einen Hand, mit der anderen aber hält er unter dem Mantel, was er euch gestohlen hat. Reißt ihm runter den Mantel“, hatte Ackermann gesagt und gedacht, ob sie wohl hören werden im Klub. Und damit sie ihn ganz verstanden und wüßten, er denkt gar nicht mehr so wie in der Nacht im Hafen, hat er von den Arbeitern gesprochen, und wie stark sie sind, wenn sie zusammenhalten, wie hier in Madrid die vom Fünften Regiment mit den Internationalen zusammenhalten. Und dann hatte er ‚Salud‘ gesagt nach Antwerpen hinein und ‚sloppt god‘, denn es war Nachtzeit, und er dachte, sie müßten müd sein, all die gehetzten Juden, die den ganzen Tag Pakete trugen und Lumpen sammelten oder nach Arbeit suchend im Hafen herumliefen.

Ackermann sah die kleinen belgischen Straßen mit den eiligen bärtigen Männern vor sich in den spanischen Lavendelsträuchern. Er nickte ins Gras: ‚Euch meine ich‘, sagte er, dann griff er an seinen Gürtel, der ihm plötzlich zu eng wurde; er schob das Seitengewehr zurecht, daß es wagrecht in den Lavendeln lag, und dabei fühlte er wieder die Buchstaben in dem Holz. Er hatte sie selbst in den Stil des Bajonetts geschnitzt: „Sei sicher Jacques, ich werde dich rächen.“ Das war für seinen Bruder, der vor acht Wochen in der Universitätsstadt gefallen war. Ackermann dachte: wird es den Jidden genug sein, was wir gemacht haben? Wird nicht Max oder Siegfried fragen, warum keiner von uns Offizier geworden ist?

Er drehte sich auf den Rücken und lachte. Der Himmel fiel stahlblau in seine Augen, die Kräuter dufteten betäubend und machten den Atem schwer. Er hörte, daß ein Befehl durch die Reihen ging, er rührte sich nicht, die Worte kamen näher, aber vielleicht war es ein Irrtum. Es machte ihm Freude, in den Himmel zu sehen. Genau so mußte spanischer Himmel sein. War er wirklich in Spanien? Ohne den Krieg wäre er niemals nach hier gekommen, wäre er verkommen in diesem engen belgischen Hafen mit seinen toten Schiffen. Und sie sagen soviel vom ewig wandernden Juden. Mit der Krise hat das aufgehört. Jetzt wird nicht gewandert, jetzt wird zu Hause geblieben rings um die Stempelstelle.

„Bataillon zieht sich einen Kilometer nach rechts“, sagte eine Stimme. „Bataillon einen Kilometer nach rechts“, wiederholte der Nachbar. Ackermann sprang auf, ließ sich aber sofort wieder auf den Bauch fallen. Woher kam der Befehl? Hoffentlich vom General. Von dem Kommandanten konnte nur Unsinn kommen. Ackermann hörte schon das Klappern der MGs, die durch das Gebüsch gezogen wurden; jetzt bewegten sich auch die Nachbarn, er packte sein Bajonett und lief gebückt nach rechts, der sich bewegenden Linie nach.

Nun begann die Irrfahrt des Bataillons. Sie dauerte bis zum Abend. Acker-

mann widersprach nicht, es schien, als wenn man mit Recht eine bessere Sturmsituation suchte. Immer wieder lagen die Kompagnien eine halbe Stunde still und warteten auf den Sturmbefehl. Dann begann wieder die Wanderung. Der Kommandant war nicht zu finden. Die Meldegänger verschwanden geschäftig, ohne genaue Auskunft zu geben. Als die Dämmerung hereingebrochen war, und Ackermann wagte, hinter einem Baum geschützt, längere Ausschau zu halten, entdeckte er, daß das Dorf jetzt ganz weit zur Linken lag und daß man viel zu nah an der Nachhut des Feindes im ganz unerforschten Gebiet sein mußte. Er suchte mit dem Fernglas nach feindlichen Posten, hob und senkte das Glas um das Dorf herum, aber dann war er plötzlich nicht mehr sicher, daß das Dorf, das er in den gläsernen Kreisen hielt, das ursprüngliche war. Es hatte ein ganz anderes Gesicht. Er tastete nach dem Berg, man gab Blinkzeichen von oben in die Ebene, er beobachtete die weißen Zeichen, bis er wütend wurde; er konnte sie nicht entziffern. Der Berg redete in unverschämter Offenheit. Wer hinderte ihn? Was können wir schon tun mit unseren zwei Kanönchen und dem einen Telefonisten, dem einzigen, der das Morsen gelernt hatte? Aber wenn wir stürmen, ist uns ganz einerlei, was der da oben quacksalbert.

Er hob wieder das Glas zu dem Berg, senkte langsam die Hänge abwärts, traf auf ein anderes Dorf, in dem Leute herumliefen, ging wieder zum Berg zurück — blöde Spielerei, das Licht — und stieg langsam abwärts nach Algora. Da fielen die ersten Schüsse. Er steckte schnell das Glas ein, es verwirrte zu sehr, die Landschaft sah ganz anders aus. Man schießt rechts, dachte er, wir sind zu weit nach rechts geraten, ich sagte es gleich, nein, ich dachte es nur. Wenn ich diesen Kommandanten finde!

Soldaten kamen gelaufen. Der Abend fiel rasch in die Büsche.

„Bataillon weiter nach hinten“, hörte er und sah, daß einige auch schon gebückt nach rückwärts in südliche Richtung schlichen. Er sah Boursier aus den Büschen sich aufrichten. „Die MGK bleibt hier“, rief Boursier.

Ackermann hörte neue Schüsse; sie kamen jetzt vom Süden. Irgendeiner war närrisch geworden und schoß in die Gegend, aus der man anmarschiert war. Ackermann beschloß zuerst, Boursier zu folgen und mit diesem Herumlaufen Schluß zu machen, aber dann kamen weitere Schüsse vom Süden. Er sah, wie einige der Soldaten neben ihm erstaunt die Köpfe hoben, sie wagten noch nicht zu sagen, was sie dachten, aber man merkte, mit welcher Erregung sie halb aufrecht sitzend in die Richtung der Schüsse horchten. Die Blinkzeichen vom Berg dauerten an.

Die Stille in den Gebüschten war wie ein Atemanhalten. „Ich will nachsehen, was los ist“, rief Ackermann zu Boursier hinüber. „Tu's“, antwortete Boursier.

Ackermann ging erst langsam, es kam ihm wie eine Flucht vor, dann lief er und stieß nach einigen hundert Metern auf einen riesigen Steinhafen, aus dem ein breitästiger Baum wuchs. Dahinter saß der Kommandant mit zwei Meldern und einem fremden Mann, der eifrig auf ihn einsprach. Aber der Kommandant antwortete nicht, er zuckte nur mit den Achseln. Ackermann

sah in die glasigen Augen des Bataillonschefs: wenn er nicht getrunken hat, ist es das Fieber, dachte er, und da redete endlich der Kommandant und meinte, daß sei ihm in Marokko auch schon passiert, das sei eine normale Einkreisung, und man müsse jetzt die Phalanx bilden mit gekreuztem Feuer; da sollten die Eingeborenen schon sehen, was sie für Verluste hätten.

Der Mann sah in die Nacht dabei, an den Männern vorbei und es war ersichtlich, daß man mit ihm jetzt nicht rechnen konnte. Seine Stimme kam heiser und brutal aus dem roten Gesicht: „Geh und sag ihnen, sie sollten die Phalanx machen und nur in Salven schießen nach meinem Kommando!“

Der Melder erhob sich. Ackermann erwischte ihn hinter dem Steinhaufen und befahl ihm, eine Zeitlang sich zu entfernen, aber nichts von dem Befehl zu überbringen. Als er zurückgehen wollte, kam der fremde Mann auf ihn zu. „Ich bin der spanische Arzt“, sagte er in gebrochenem Französisch, „die Hälfte des Bataillons ist in eine Falle gelaufen. Ich will nicht sagen, daß sie umzingelt sind, aber beinahe ist es so.“

„Und was ist zu tun?“

„Ich kenne das Gelände. Wollen Sie die Kette zwischen den einzelnen Bataillonen formieren und allen sagen, daß sie nicht schießen, was immer auch vorkommt auf dem Weg, dann kann ich sie vielleicht hinausführen.“

„Das wird schwer sein mit Boursier.“

„Was sagten Sie?“

„Nichts, ich bin dir sehr dankbar. Gehen wir an die Arbeit.“

Boursier machte wirklich Schwierigkeiten. Die Befehle seien vom General gekommen, er sei hier, um das Dorf zu nehmen, das da hinten gehe ihn nichts an.

Ackermann schwor ihm, daß die Befehle niemals von der Brigade gekommen seien.

„Warum gebt ihr uns dann solche Kommandanten?“

„Was heißt ihr?“ sagte Ackermann.

„Ich gehöre keiner Partei an, ich bin Soldat“, sagte Boursier.

„Und du hast die Verantwortung für neun MGs“, sagte Ackermann; er war nicht sicher, ob er in diesem Gefecht siegen würde.

„Das ist wahr“, gab Boursier überraschend zu. Vom Berg blitzte der Morsesterne, ein abgestürzter Mars.

„Weißt du, wohin sie funken?“ fragte Ackermann und zeigte auf die dunkle Höhe. Boursier schwieg; seine Nasenflügel zuckten.

„Dorthin. Direkt hinter uns“, sagte Ackermann und drehte sich um. Der spanische Arzt nickte zustimmend.

„Ihr seid alle Hampelmänner“, sagte Boursier und winkte seinen Leuten, die in den Gebüsch lagen. Sie hatten das Gespräch mit angehört und standen nun auf.

„Es wird also nicht gestürmt?“ fragte Boursier.

„Selbstverständlich wird“, sagte Ackermann. „Morgen in der Frühe. Und wahrscheinlich unter deinem Kommando.“

Die MG-Schützen grinsten, einige riefen Beifall.

Boursier rief ohne zu lächeln: „Schnauze halten da hinten!“

„Wir gehen nicht mit einem Säuer“, rief ein Mann.

Boursier schrie: „Ihr seid selber Säuer.“

„Dafür sind wir auch keine Offiziere.“

„Genug geschwätzt“, knurrte Boursier, „ich suche selbst den Weg. Alles bleibt hier!“

Sie sahen ihn weggehen durch die niedrigen Büsche in Richtung nach Osten. Nach einer Weile hörten sie Schüsse. „Ist es wirklich die Gefangenschaft?“ dachten sie. Dann kam Boursier wieder. Ohne sie anzuschauen, ging er gradenwegs in nördlicher Richtung weiter. Nach kurzer Zeit kamen wieder Schüsse. „Mir ist heiß“, sagte einer von den Wartenden wie eine Entschuldigung und knöpfte sein Halstuch ab. Boursier kam wieder, ging an allen vorbei ohne ein Wort und drehte dann zum Süden; Ackermann ließ ihn ruhig ziehen. Der Löwe muß seinen Käfig erst abmessen. „Setzen wir uns eine Weile“, sagte er zu dem spanischen Arzt. Dann piffen über die Gebüsche schnelle MG-Kugeln. Der Süden antwortete. Die Männer duckten sich. In diesen Drecksbüschen geht es also zu Ende, dachten sie. Wird man uns quälen oder gleich erschießen? Sie schneiden den Gefangenen manchmal das Geschlecht ab. Was werden sie zu Haus sagen? Boursier kam wieder, wütend und schwitzend. Er war überall an Gitter gestoßen.

„Wer behauptet, einen Weg aus diesem Dreck zu kennen?“ fragte er.

Der spanische Arzt sagte: „Ich weiß ihn.“

Boursier schaute ihn kurz an. „Merci“, sagte er. Wenige Minuten später stieg die Kette der Kompagnien, überwacht und immer wieder zusammengefügt von Ackermann, lautlos nieder von den Rändern der Hochebene in das Dunkel einer von Dornenbüschen gefüllten Mulde. Manchmal fiel ein Schuß in der Nacht, dann hielt die ganze Kolonne an und wartete.

Der Berg mit dem blinkenden Stern war jetzt nicht mehr zu sehen für sie. Ackermann, der unaufhörlich an der Linie auf- und abstieg, traf einmal überraschend auf Boursier, der einen kleinen Hund im Arm trug und ihm mit breiter Hand die Schnauze zuhielt.

„Einmal ging eine Patrouille zum Teufel, weil er einen Hasen sah und bellte“, sagte er.

Die Leute hielten wieder an; ein Schuß war gefallen; halblaut kam bald darauf durch die ganze Linie der Ruf: „Sanitäter“. Der Arzt an der Spitze befahl allen, stehenzubleiben, bis er zurückkäme, und sprang über die felsigen Wege nach hinten. Er fand einen Soldaten am Boden hockend, leise stöhnend. Blut tropfte aus dem linken Ärmel.

„Hab Glück gehabt“, sagte der Franzose, ehe er verbunden war. „Wenns das Bein gewesen wäre? Wo's keine Taxis hier gibt.“

Der Arzt hatte die Verbandstoffe wieder einpacken lassen, hatte sich die Finger mit Alkohol abgewischt und war dann mit vorsichtigen Schritten nach der Seite verschwunden.

„Warum gehen wir nicht weiter?“ fragte Boursier, da kam der Arzt zu-

rück; er streckte die Unterlippe vor, sagte „Bueno“ und schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Wir sind hier in einem Engpaß“, sagte er. „Wenn Sie jetzt merken, daß wir viele sind, daß nicht nur ein dünner Faden — Sie verstehen — dann kommt keiner mehr durch.“

„Übersetz mir, was er sagt“, bat ungeduldig Boursier.

Ackermann winkte ihn auf die Seite; sie gingen ein paar Schritte hinter einen Busch, Ackermann erklärte, wie groß die Gefahr sei: die jungen Männer sahen sich in die Augen.

„Du mußt beim Bataillon bleiben“, sagte Ackermann. „Ohne dich machen sie Unsinn; der Maniak hat sie schon nervös genug gemacht.“

„Was willst du damit sagen?“

„Daß nur du sie abhalten kannst zu schwätzen, zu rauchen, aus der Reihe zu brechen.“ Er senkte die Stimme, daß sie fast einen bittenden Ton bekam:

„Und daß ich eine Täuschungspatrouille machen werde.“

„Ach Unsinn, warum du?“

„Ich habe gerade einen besonderen Grund. Willst du nicht länger fragen?“

Boursier hörte den Ton. „Mit euch Intellektuellen“, wollte er sagen, aber er besann sich, daß Ackermann auch Arbeiter war; aber er war trotzdem Kommissar und konnte auch Artikel schreiben. Alles eine Sorte.

„Wenn du's riskieren willst, nimm Pale und Emile mit!“

Das Bataillon versuchte langsam durch die Sperre des MGs hindurchzulaufen, aber schon waren vier Mann verwundet; der Arzt verbot, weitere Versuche zu machen; es würde auch bald eine Änderung eintreten, sagte er, aber sie verstanden nur, daß er sie anhielt, und lagen grollend zwischen den Büschen im nassen Gras, dicht an dem Kugelgitter.

Währenddem ging Ackermann langsam, das Gewehr im Anschlag, von Baum zu Baum, gefolgt von den beiden Kameraden, auf den Feind los. Er mußte zuerst wissen, wie viele bei dem Maschinengewehr lagen, dann, so überlegte er, konnte er einen Überfall mit Handgranaten wagen. In jedem Fall mußte er vom Süden her kommen, um den Feind zu desorientieren und vom Bataillon abzulenken.

Viel zu früh kam Feuer auf sie zu; einige Kugeln hackten neben ihnen in die Büsche. Sie warfen sich platt auf die Erde, lagen eine gute Viertelstunde und verständigten sich dann durch Zeichen, den Weg auf dem Bauch fortzusetzen. Noch konnte ein Kampf dem Bataillon nicht nützen; man war noch viel zu nah seinem Menschenfaden.

Ackermann kroch voraus, schaufelte sich auf den Ellenbogen über die Erde. Wenn ein Vogel durch die Büsche brach oder ein Wild, hielten sie an und lagen wieder einige Minuten. Aber es war keine Angst in ihnen. Besonders Ackermann spürte mehr die Aufgabe als die Gefahr. Er wollte nicht vor sich übertreiben, aber immerhin war die Aufgabe doch so, daß man später einmal sagen konnte, er habe das Bataillon gerettet.

„Man wird es nie sagen können“, dachte er und grinste in die Erde hinein.

Man wird nur das Gegenteil sagen, wenn es nämlich nicht gelingt. Wenn alle in jenem Engpaß niedergelegt werden. Wenn's aber gelingt, wird man schweigen müssen. Wo kein Kläger, da ist kein Richter. Wo kein Toter, da kein Held.' In allen seinen Gliedern war die Spannung der Stunde; wenn sie lagen, brach die Stille über ihn, als gösse das Firmament sie in weichen Riesenkübeln aus. Wenn sie krochen, knisterte die Erde und das Laub unter seinen Händen, als sei es mit elektrischem Strom geladen. Je weiter er nach vorn kam und am Kompaß sah, daß er dem Feind in den Rücken kam, desto höher stieg dieses Glücksgefühl; die zitternde Nadel der Busssole, die sich so streng an ihre Richtung hielt, war wie sein Herz. Er fühlte es im Hals klopfen, als er den Gewehriemen über den Stahlhelm hob, weil er ihn störte; er hielt jetzt das Gewehr in der Faust, die Mündung zum Feind zu, und kroch nur noch auf den Knien und dem linken Ellenbogen; es gab ihm etwas von knieender Stellung; der Augenblick des Kampfes schien plötzlich näher. Er atmete tief den Duft der Lavendelkräuter ein; seine Erregung gab ihm den Eindruck, daß alles um ihn atme, die Sträucher, die Gräser, die Erde selbst; er weitete die Brust und fühlte sich von einem Strom wie getragen.

Da fiel der erste Schuß. Er war anscheinend nur zufällig in die Richtung der Sträucher gegangen, in der die drei Kriechenden sich vorwärts bewegten. Ackermann sah flüchtig auf den Kompaß: man war genau im Rücken der Wegelagerer.

„Verteilt euch und fingiert viel Feuer!“ rief er den beiden Kameraden zu und sprang noch zwei Schritte in die Richtung des Schusses.

Bald darauf begann die kleine Füsillade. Ackermann selbst sah, daß der Trupp vor ihm völlig überrascht war. Ein langer Soldat, im Abstand von zweihundert Metern, verwickelte seine Arme und seinen Hals in seine Gewehrschnur, als er sich zu schnell umdrehen wollte. Er stand im Gelächter von zwei anderen und wußte nicht mehr, wie er aus dem Gewirr herauskommen konnte. Ackermann legte an, etwas zögernd, denn es schien ihm kein soldatischer Augenblick, da pfiff neben ihm ein Schuß aus der Büchse des Kameraden und streckte den Faschisten, gefesselt wie er war, zu Boden. Ackermann zielte jetzt sorgfältig.

Eine halbe Stunde dauerte dieser Buschkrieg. Keiner von den dreien war verwundet, sie lagen etwas höher als die Feinde, aber sie schossen auch ruhiger und hatten nicht nur die Aufgabe zu töten; die anderen gaben sich Blößen, liefen zwischen den Büschen hin und her, schrien und verrieten immer wieder ihre Verstecke. Ackermann sprach kein Wort, es war in der Taktik dieser kleinen Gruppe ein volles Einverständnis.

Schließlich aber kroch Ackermann zurück und schickte den einen der Kameraden zum Bataillon, um zu hören, wie es dort stände. Zu zweit setzten sie das Feuer dann fort.

Plötzlich sah Ackermann sich entdeckt; er wollte sich unter ein Gebüsch werfen, aber der Mann, der dort hinten auf einem Baum erschienen war,

bannte ihn mit einem Ruf. „Garibaldi“, sagte er und zeigte auf seine eigene Brust, „Garibaldi!“

Ackermann äugte mißtrauisch auf den Baumschützen; die Uniform konnte dieselbe sein, auch die Waffen und der Gürtel. Aber das Gesicht schien zu spanisch, es war fast schwarz und lang wie eines sefardischen Juden Gesicht.

Ackermann zog sich jetzt doch unter den Busch zu seiner Rechten zurück. Er konnte den Mann immer noch sehen; der hatte das Gewehr im Anschlag. Wenn es nun doch einer der unseren ist? Dann schießen wir schon eine halbe Stunde aufeinander und haben mindestens einen von uns ins Jenseits gejagt. Große Ehre, o Herr! Und auch die Bedrohung des Bataillons ist ein Spuk gewesen.

Irgend etwas hinderte Ackermann, dem Ruf nachzugeben. War es plötzliche Müdigkeit, die bei dem Gedanken eines Irrtums in ihn fiel? Noch fühlte er sich unter seinem Busch wie an der Spitze des Bataillons. Aber gerade das ist Albernheit, sagte er sich jetzt streng. Wenn es ein Irrtum war, ist es nur gut, daß er aufhört. Warum das Schießen fortsetzen? Aus Eitelkeit? Um etwas Großes begangen zu haben, das nur Brudermord ist?

Er erhob sich aus seinem Versteck. Daß der Mann das Gewehr immer noch schußbereit hielt, war nur vernünftig nach diesem Überfall. Ackermann schwenkte das seine zum Zeichen des Friedens.

„International!“ schrie er hinüber, da krachte aus den Büschen neben dem Baum ein Schuß.

Ackermann fühlte keinen Schmerz. Es war nur wie ein Schlag gegen den Oberschenkel. Aber als er sich zu Boden warf und wieder unter seine Büsche kroch, spülte ihm das Blut an die Hände. Er teilte die Zweige, um den Kameraden zu erreichen, da bewegten sich rings die Büsche, mit schweren Schritten sprang es herbei, er hörte noch spanische Schreie. „Hijo, de puta“, hörte er noch, dann fuhren ihm Bajonette in die Seite; ihm schien im Verdämmern, daß es ein ganzes Dutzend war, das ihn zerschnitt.

Als er wieder zum Bewußtsein kam, lag er in einer Zeltbahn und wurde von zwei Männern getragen. Er stöhnte, und sofort hielten sie an; ein Gesicht erschien über ihm im nächtlichen Himmel, und eine Stimme sagte: „Er lebt noch.“

„Eilen wir uns!“ sagte eine andere Stimme, und dann schwebte er wieder in seinem Zelttuch durch die Nacht über den wandelnden Säulen der Stiefel, die er gehen hörte auf der harten Erde. Er fühlte, daß seine Hände naß waren, jeder Atemzug war, als zöge er Messer in sich. Aber dann, als er mit ermattendem Herzen wieder an den Rand einer Ohnmacht kam, hörte er eine eindringliche Stimme von hinten sagen: „Das Bataillon ist gerettet, Pierre!“

DIE ANKUNFT

In der Nacht wurden die Taue gelöst. Als Bertram das Stampfen der Maschine hörte, verließ er seine Kameraden, stieg hinauf und trat an das Heck des Schiffes. Er sah auf die Hafenlichter und auf die dunkle Stadt. Sie war ihm fremd. Am Abend war er angekommen, ein Auto hatte ihn am Bahnhof erwartet, und er war sofort in den Hafen gefahren. Die Stadt, die er nicht kannte, rückte jetzt langsam von ihm fort. Bertram war, als hätte er dort etwas versäumt. Warum habe ich den Wagen nicht warten lassen, fragte er sich; ich hätte durch die Straßen gehen können. Es gab, wie er sich erinnerte, ein berühmtes Rathaus in der Stadt. Vielleicht wäre Zeit geblieben, irgendwo ein Glas Bier zu trinken und man hätte mit einem der Menschen dieser Stadt reden können.

Der Wind trieb das Fahnentuch klatschend gegen den Flaggstock.

Bertram wollte die Arme nach dem entschwindenden Lande heben, aber er tat es nicht. Er schämte sich, obwohl es dunkel war und er allein stand.

Was für ein böser Abschied war das doch, welch ein kläglicher Auszug in den Krieg. Niemand hatte ihm Glück gewünscht, niemand zum Abschied die Hände geschüttelt. Er erinnerte sich der Bilder vom Auszug im Jahre 1914. Blumen an den Gewehren und im Koppel, Musik, weinende Frauen, jubelnde Männer. Er hatte immer ein wenig darüber gelächelt, vor allem wegen der hohen weißen Kragen der Männer und über die Schnurrbärte. Jetzt wußte er, daß der Marsch in den Krieg so sein mußte.

Wie trübe aber war diese Abfahrt im Geheimnis der Nacht, bei der es weder Blumen noch Grüße gab. Alles war heimlich geschehen, er hatte über seine Fahrt nicht sprechen dürfen. Sie haben mich einfach abgeschafft, dachte Bertram.

Nur Harteneck würde wohl an ihn zurückdenken. Der Oberleutnant wußte, wohin die Reise ging. Er würde nun wieder allein seine Kriegsspiele spielen. Bertram schritt auf und ab. Unter der Schiffsschraube quirlte das Wasser weißschäumend hervor. Von der Stadt war nur ein blasser rötlicher Schein am Horizont geblieben. Ich hätte doch dort irgendwo ein Glas Bier trinken sollen, dachte Bertram.

Als die Küste untergegangen war in der sternlosen Nacht, löste sich Bertram von der Reeling und stieg in den Speiseraum hinunter. Dort saßen seine drei Reisegefährten, Zawilski, der Leutnant von Conta, den Bertram aus den Manövertagen kannte und der Hauptmann Bauriedl. Sie spielten Skat. Zawilski hatte gerade einen Grand ohne vier gewonnen und darauf dem Hauptmann ein Herzsolo erfolgreich kontiert. Hauptmann Bauriedl war ein schlechter Verlierer und Bertram kam ihm gerade recht, den Zorn an ihm auszulassen.

„Haben Sie gefühlvollen Abschied genommen?“ fragte er höhnisch, während er mischte.

„Nur etwas frische Luft geschnappt, Herr Hauptmann“, antwortete Bertram mit feindseliger Korrektheit. Er blinzelte in das Licht und sah auf die rohen hölzernen Wände...

Zawilski hatte Null ouvert angemeldet und deckte die Karten auf. Das Spiel war nicht zu werfen.

„So einen Mordsdusel kann eigentlich nur ein Dummkopf haben“, schnauzte der Hauptmann grob, gab die Karten weiter und fragte, ob Bertram nicht mittun wollte als vierter Mann. Aber Bertram spielte nicht. Sie tranken Cognac aus ziemlich großen Gläsern. Auch Bertram nahm ein Glas, aber er setzte sich nicht zu den andern an den Tisch, sondern blieb an die Wand gelehnt stehen. Er sah durch das geöffnete Bullauge hinaus in die Nacht, dann blickte er weiter die drei Spieler an. Sie trugen zu ihren Zivilkleidern bunte Hemden mit weichen Kragen.

Das gehörte auch zur Kläglichkeit dieses Auszuges, daß sie nicht einmal ihre Uniformen bewahren durften. Auch Bertram trug einen grauen, karierten Anzug, den er am Morgen, nachdem er das Luftfahrtministerium verlassen, gekauft hatte. Der Anzug war von englischem Schnitt, doch etwas unmodisch. Der Verkäufer hatte selbst darauf aufmerksam gemacht, aber er hatte ihn doch empfohlen. „Es ist reine Wolle, das kriegen Sie sonst nicht mehr“, hatte er gesagt. Bertram fühlte sich nicht wohl in diesen Kleidern. Die Jacke schien ihm zu weit, die Hose schlenkerte um seine Beine.

Die Kapitän schickte seinen ersten Offizier herunter. Es sei nebelig geworden, die Navigation etwas schwierig, man möge ihn entschuldigen. Da erhoben auch schon die Nebelhörner ihr Geschrei. Die drei am Tisch tranken und spielten weiter.

„Grün machen die Gänse im Mai“, sagte der Hauptmann und schlug auf den Tisch. Jetzt hatte er gute Karten, er gewann ein Spiel nach dem andern und verhöhnte die beiden Verlierenden nach Kräften. Er war sehr guter Laune.

Bertram betrachtete das freche stupsnasige Gesicht Zawilskis, das vom Alkohol gerötet war. Was wird die kleine Pöllnitz machen, fiel ihm ein, ob sie sehr geweint hat? Er hatte die vollbusige, alberne Gutsbesitzerstochter nie leiden mögen, aber er konnte sie sich nun vorstellen, wie sie verweint herumlief, und sie tat ihm leid.

Auf dem Holztisch klirrten Geldstücke, die Spieler rechneten ab. Der Hauptmann sackte grinsend seinen Gewinn ein und erhob sich. Sofort sprangen auch Zawilski und Conta auf.

Hauptmann Bauriedl sah sie mit trüben, ein wenig entzündeten Augen an, dann winkte er auch Bertram an den Tisch und befahl indessen Zawilski, noch einmal die Gläser zu füllen.

Er sagte: „Meine Herren! In einem fremden Lande werden Sie jetzt ihr Leben einsetzen für ein größeres Deutsches Reich. Auch wenn es Ihnen nicht

vergönnt ist, den Ehrenrock des deutschen Soldaten zu tragen, das Ehrgefühl des deutschen Offiziers haben Sie nicht abgelegt. Auf welchen Posten immer Sie auch gestellt werden, vergessen Sie nicht, daß Sie stets und überall restlos für die deutsche Sache, für das Ansehen des Deutschen Reiches, für die Freiheit des deutschen Volkes einzustehen haben. Unter welchem Himmel und unter welcher Fahne wir auch kämpfen, unsere Parole heißt: Deutschland. Unser geliebter Führer, unser deutsches Vaterland, siegheil!“

Sie waren ein wenig verlegen und riefen „siegheil“ mit lauter Stimme und leerten ihre Gläser. Hauptmann Bauriedl nickte ihnen zu und ging hinaus. Die Hosenbeine seines blauen Anzugs waren viel zu kurz, sie ließen die hellgrünen Socken sehen, die er zu schwarzen Schuhen trug. Zawilski nahm die Karten vom Tisch und steckte sie in die Tasche. „Der Alte hat uns schön ausgeräubert“, sagte er und lachte mit einemmal recht trübselig. Ganz klein sah er aus. Bertram, der die Kabine mit ihm teilte, konnte lange Zeit nicht einschlafen. Sehr spät erst kam Zawilski in die Kajüte. Er zog sich im Dunkeln aus, und als Bertram ihn fragte, was es gebe, sagte er trocken: „Es regnet.“

Die Fahrt durch den Kanal war ruhiger gewesen, als sie es erwartet hatten. Jetzt zog das Schiff, ein Frachtdampfer, auf dem man mit Mühe Platz geschaffen hatte für die vier Offiziere und etwa zwanzig Unteroffiziere und Mannschaften, durch die starken und gleichmäßigen Wellen des Atlantik. Bertram hatte auch in der zweiten Nacht schlecht geschlafen. Er gähnte, als er nach dem Frühstück an Deck stieg. Er legte sich in einen der Liegestühle, die der Kapitän für sie hatte bereitstellen lassen. Die Sonne schien, aber der Wind war frisch. Der Kapitän kam vorbei. Er trug einen grauen, borstigen Spitzbart und hatte lustige, braune Augen. Gerade sei er auf dem Wege, die Laderäume zu inspizieren, erzählte er, und lud Bertram ein, ihn zu begleiten. Sie stiegen an den Mannschaftsräumen vorbei, die steile Treppe hinunter. Eiserne Türen versperrten ihnen den Weg. Der Kapitän öffnete sie und schaltete das Licht ein. Vor ihnen lag ein schmaler Gang. Rechts und links türmten sich riesige Holzkisten, die mit schwarzen Lettern gekennzeichnet waren. „Krupp, Essen — Landwirtschaftliche Maschinen“ stand auf jeder Kiste. Die Luft war dumpfig, doch roch das Holz sehr gut.

„Eine ganz hübsche Fracht“, sagte der Kapitän und stieß Bertram mit dem Ellbogen an. Am Ende des Raumes befand sich eine Luke, durch die sie über eine Eisenleiter noch tiefer in den Rumpf des Schiffes hinabstiegen. Hier unten war es noch enger und die Luft noch dumpfer, aber auch hier roch es nach Holz und Kisten füllten den Raum, nur daß sie kleiner waren und eine andere Aufschrift trugen. „Vorsicht Glas!“ hieß es; daneben war eine symbolische Zeichnung angebracht und der Name irgendeiner thüringischen Firma. Der Kapitän klopfte an die Kisten und heugte sich so nah zu Bertram, daß der den rauen Kinnbart an seiner Backe spürte. „Alles Sprengstoffe!“ flüsterte der Kapitän, obwohl niemand da war, der sie hätte hören können. Er bog sich zurück und lachte nun laut.

Bertram fühlte eine heftige Beklemmung. Recht alberne Erinnerungen an

Abenteuerbücher, die er in seinen Kindertagen gelesen, stiegen in ihm auf. Da jagten mit Dynamit beladene Piratenschiffe gegen Felsenriffe und flogen in die Luft. Erst als er das Tageslicht wieder sah, kam er von diesen törichten Vorstellungen los.

Zwei von den Deckstühlen waren schon besetzt. Der Leutnant von Conta und Zawilski machten sich da breit. Bertram hatte sich ursprünglich vorgenommen, den Vormittag allein zu verbringen. Jetzt war er zufrieden, daß er seinen Vorsatz nicht durchführen konnte, denn er fühlte sich unsicher, wenn er allein war. Er setzte sich zu den beiden und berichtete von seinem Besuch in den Laderäumen. Sie lachten darüber.

„Was für Kisten haben wir eigentlich mit?“ fragte der Leutnant von Conta. Er trug einen sehr hellen Anzug und hatte die Sportmütze tief in die Stirn gerückt, um sich vor der Sonne zu schützen; Bertram fand, daß Conta als einziger in seinem Zivilanzug gut aussah.

„Kein Wunder“, sagte Conta, sich entschuldigend, den Anzug habe er sich in London machen lassen.

Mit dem dritten Streichholz war es Zawilski endlich gelungen, seine Zigarette anzuzünden. Jetzt blies er den Rauch vor sich hin.

„Hoffentlich“, sagte er zu Conta gewandt, „müssen wir da unten nicht mit den alten Kaffeemühlen fliegen.“

Das Schiff rollte langsam von einer Seite auf die andere. Die Maschine stampfte, ein Tau scheuerte mit leisem Geräusch am Holz.

„Der Alte ist ein unangenehmer Scheich“, sagte Conta.

Da knarrte Hauptmann Bauriedl mit genagelten Halbschuhen über die Planen. Die drei erhoben sich und wünschten guten Morgen. Der Hauptmann lachte sie an. Sein Mund war ein großes, schwarzes Loch. „Ich habe sehr gut gefrühstückt“, teilte er mit, während seine roten Augen langsam über die Gesichter der drei jungen Männer wanderten. Obwohl Bertram der Dienstälteste der drei Leutnants war, wandte er sich an ihn und sagte: „Es wird Ihnen nichts ausmachen. Herr Leutnant, wenn ich Sie von Ihrem Platz vertreibe.“

Bertram winkte rasch dem Leutnant von Conta ab, der, als der jüngere, ihm seinen Platz anbieten wollte, und verließ zornig das Deck. In der Kajüte warf er sich auf das untere Bett, das Zawilski gehörte. Vorher hatte er aus dem Koffer die spanische Sprachlehre hervorgekramt. Er versuchte sich in den verschiedenen Rachenlauten und ging später dazu über, Vokabeln zu lernen. Erst las er sie sich mehrmals hintereinander halblaut vor, dann wiederholte er sie auswendig. Darüber schlief er ein.

Beim Erwachen sah er erschrocken auf die Uhr, aber er hatte nur wenige Minuten geschlafen. Das Buch war auf den Boden gefallen. Er hob es auf und wollte es wieder in den Koffer schließen, dabei geriet ihm ein schmales, in braunes Leder gebundenes Heft in die Hände. Daß er dieses Heft bisher vergessen hatte, beschämte ihn etwas, denn er hatte es sich kurz vor seiner Abfahrt in Berlin gekauft, um alle seine Erlebnisse und Empfindungen Tag für Tag darin zu notieren. Zurückgelehnt auf das Bett, blätterte er in dem

Heft, auf dessen Seiten aus starkem, glänzendem Papier Datum und Tage vermerkt waren. Weit über die Hälfte des Jahres war schon verstrichen. Diese Seiten würden also weiß bleiben und nichts aussagen, obwohl sich doch vieles ereignet hatte, das für Bertram bedeutsam gewesen war. Er erinnerte sich an Marianne und an ihren traurigen Tod. Beim Gedanken an Jost preßte er zornig die Lippen zusammen. Als er sich dann aber auf Harteneck besann, wurde das Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins so groß in ihm, daß er aufschluchzte, und da er sich nicht niederfallen lassen wollte auf das Bett, richtete er sich auf und lehnte den Kopf gegen die Wand. Er weinte nur wenige Tränen, aber er blieb lange so stehen. Dann war ihm, als erwache er nach einer Betäubung. Er setzte sich wieder auf das Bett, nahm das kleine Buch zur Hand und blätterte, bis er zum Datum seiner Abreise kam und dann zu dem dieses Tages. Er zog die Füllfeder und wollte schreiben.

Aber dann zögerte er. Sein Leben war in Geheimnisse getaucht. Seine Reise, all das war mit solcher Heimlichkeit umkleidet, daß er nicht davon zu sprechen wagte, sein Weg mit dem Kapitän durch die Laderäume — auch das mußte verschwiegen bleiben.

Er führte ein Leben, das keine Spuren hinterlassen durfte.

Was blieb an Eindrücken und Empfindungen, wie sollte man das in Worte fassen? Das Buch in der Hand, döste er vor sich hin. Irgendein Mechanismus repetierte in seinem Hirn die spanischen Vokabeln. El amor — die Liebe, el pais — das Land . . . Er schrieb nieder, was ihm gerade einfiel. La paz — der Friede, el pan — das Brot, el aviodor — der Flieger, el campesino — der Bauer. . .

Nachdem er fertig war, klappte er das Buch zu und versteckte es sorgfältig in seinem Koffer. Er hielt es auch so in den beiden nächsten Tagen, die er zumeist lernend in der Kajüte verbrachte, denn es regnete, so daß man sich an Deck nicht aufhalten konnte; und in dem notdürftig eingerichteten Gemeinschaftsraum saß Hauptmann Bauriedl und hielt vom Morgen bis zum Abend die beiden Leutnants am Kartentisch. Zawilski freute sich, wenn er den Hauptmann hereinlegen konnte, Leutnant von Conta aber verlor dauernd, Er hatte auch sonst Pech. Er rutschte auf dem regenglatten Deck aus und zerschrammte sich Gesicht und Hände. Ein Unteroffizier, der als Heilgehilfe ausgebildet war, pinselte Jod auf die Wunden und legte ihm, um seine Fähigkeiten zu beweisen, einen riesigen Verband an. Hauptmann Bauriedl strahlte, als er Conta in diesem Zustand sah. „Das ist großartig“, rief er aus, „unser erster Verwundeter. Man muß Sie gleich in die Heldenliste eintragen. Sie werden einen Orden bekommen. Leutnant von Conta, verwundet im spanischen Erbfolgekriege, oder wie sie das Ding diesmal nennen werden.“ Er hänselte den Leutnant, der in diesem Aufzug großen Eindruck auf die Damen in Sevilla machen werde und gab keine Ruhe, bis sich Conta endlich bereit erklärte, am Abend eine Bowle zu geben, zu der auch der Kapitän und der erste Offizier eingeladen wurden.

Es wurde viel getrunken bei diesem Fest. Der Kapitän berichtete, wie er

während des Krieges dreimal die englische Blockade durchbrochen hatte. Hauptmann Bauriedl hatte einen nachdenklichen Tag, er erzählte nur ein paar Jagdabenteuer.

Unversehens war man dabei, Wirtinnenverse zu rezitieren, von denen der erste Offizier ein paar recht deftige wußte, aber Zawilski übertrumpfte ihn bei weitem. Dem Hauptmann Bauriedl liefen vor Lachen die Tränen über die fetten Backen. „Halt!“ rief er mühsam, denn der Atem war ihm ausgegangen. „halt, den müssen Sie noch einmal wiederholen. Frau Wirtin hatte einen Bordmonteur! Na, das ist ausgezeichnet.“

Er kramte einen Bleistiftstummel aus der Westentasche, ließ sich von Conta ein Stück Papier geben und notierte sich den Vers.

Zawilski hob seine Stupsnase in den Tabaksdunst und sagte: „Es gibt noch einige Variationen aus dem Fliegerleben. Wenn Herr Hauptmann da interessiert sind . . .“

Und mit ernstem Gesicht begann er: „Frau Wirtin hatte einen Staffelpapierkapsler . . .“

Hauptmann Bauriedl hob die Hand und schrie, es sei genug.

Die Bowle näherte sich ihrem Ende, und er schlug vorsorglich vor, eine Flasche Cognac auszuknobeln. Da keine Würfel da waren, knobelten sie mit Streichhölzern. Der Hauptmann erklärte das Spiel. Jeder bekam drei Streichhölzer. Davon nahm er in die rechte Hand soviel er wollte und legte dann die Hand zur Faust geballt auf den Tisch. Es kam nun darauf an, zu raten, wieviel Hölzer insgesamt auf dem Tisch waren. Wer die richtige Zahl erriet, schied aus. Der Hauptmann bluffte wie ein Roßtäuscher, aber es half ihm nichts, er verlor und er verbarg nicht sein Mißvergnügen. Er wurde geradezu melancholisch. „Da ist unter unseren Leuten ein Gefreiter Wendelin, ein sehr guter Sänger. Er soll uns etwas vorsingen“, schlug er vor.

Der Kapitän wandte ein, daß die Leute wohl schon schliefen, aber der Hauptmann bestand erst recht darauf und meinte, dem Gefreiten sei es das größte Vergnügen, einmal zwischen zwei Schläfchen ein Lied zu singen. Zawilski ging schließlich, den Gefreiten zu holen.

Es war das erstemal, daß er in den Raum kam, in dem Unteroffiziere und Mannschaften untergebracht waren. Er lag direkt hinter dem Maschinenraum und war reichlich klein für die zwanzig Leute. Sie lagen auf Strohsäcken am Boden oder in Hängematten. Nur zwei Mann waren noch auf. Sie hatten eine Kerze angezündet, was verboten war und spielten Schach. „Wo ist der Gefreite Wendelin?“ fragte Zawilski. Der eine der beiden Schachspieler stand auf.

„Das ist sehr schön, daß Sie noch wach sind“, sagte Zawilski, der froh war, daß er den Mann nicht zu wecken brauchte. „Wollen Sie nicht herüberkommen und uns etwas vorsingen?“

„Zu Befehl“, antwortete der Mann.

„Kommen Sie nur gleich mit“, drängte Zawilski. Er war zufrieden, als er aus dem Mannschaftsraum herauskam, die Luft drin war unerträglich. Aber

im Gang blieb er stehen und schickte den Gefreiten noch einmal zurück: „Sorgen Sie dafür, daß die Kerze ausgelöscht wird“, befahl er. „Das ist doch ein haarsträubender Leichtsinn, und außerdem wissen Sie wohl, daß es verboten ist.“

Der Gefreite Wendelin sang dann in der verräucherten Kajüte. Er sang „Tom der Reimer“; Hauptmann Bauriedl nickte glücklich mit dem Kopf dazu. Es folgten die „Drei Grenadiere“. Der Gefreite Wendelin hatte wirklich eine schöne Stimme. Er war recht musikalisch und kannte Hauptmann Bauriedls Geschmack. Der Hauptmann brummte die Melodie mit und klatschte Beifall. Er goß selbst dem Gefreiten einen Cognac ein und forderte ihn auf, noch ein drittes Stück zu singen. Wendelin war nicht nur ein guter Sänger, er war auch Psychologe. So sang er „Kein schöner Tod ist in der Welt, als wer vorm Feind erschlagen.“

Der Hauptmann war glücklich vor Rührung. Immer wieder sagte er, wie schön das gewesen sei. „Sie sind ein großer Künstler, Wendelin“, sagte er. „Pflegen Sie Ihre Stimme.“ Er goß ihm noch einen Cognac ein. „Nun singen Sie noch: „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst“, befahl er.

Und Wendelin sang. Hauptmann Bauriedl stimmte diesmal laut mit ein: „Und dennoch hab ich harter Mann, die Liebe auch gefühlt . . .“

Bertram stieg an Deck. Er fühlte, daß er zu viel getrunken hatte. Er lief an der Reeling auf und ab. Die Nacht war kühl, und Sterne standen am Himmel. Als er sich über die Reeling beugte, schien ihm, daß das Meer leuchtete.

Hinter ihm polterte noch jemand an Deck. Bertram sah sich um. Eine Zigarette im Mundwinkel, die Hände in den Hosentaschen, kam Zawilski heran. Er versuchte, in breitem Schiffertritt zu gehen. Bertram mußte darüber lachen. Dann lehnten sie nebeneinander an der Reeling, und Bertram zeigte dem anderen das Leuchten im Meer. Auch Zawilski fand es merkwürdig.

„Morgen abend sind wir in Cadix“, sagte Bertram.

„Ich bin wahnsinnig gespannt auf die spanischen Weiber“, meinte Zawilski.

„Man sagt, da sei überhaupt nicht ranzukommen. Es wird sich ja ausweisen.“ Bertram antwortete nicht. Wie wird das sein, wenn wir in Cadix sind, dachte er. Und wieder überfiel ihn der Gedanke, wie anders doch alles sei, als er es sich gedacht hatte. An diesem Auszug in den Krieg stimmte eigentlich nichts außer dem Lied, das der Gefreite Wendelin gesungen hatte. Bertram wunderte sich selbst, daß an ihm gar nichts mehr sei von Taten- und Abenteuerlust . . .

Plötzlich lachte Zawilski neben ihm, und als ihn Bertram nach dem Grund dieser nächtlichen Heiterkeit fragte, antwortete er: „Eigentlich kann Oberstleutnant Jost ganz zufrieden sein. Seine beiden Sorgenkinder ist er los. Sie waren ihm zu gescheit und ich zu dumm. Na, gute Nacht.“

Am nächsten Tag, es war warm, waren alle recht verkatert. Hauptmann Bauriedl erschien erst zum Essen, seine Augen waren noch entzündeter als sonst, seine Bäckchen hingen müde herab.

Etwa eine Stunde nach der Mahlzeit bestellte er die drei Leutnants wieder in die Kajüte, in der sie zu essen pflegten. Er forderte sie nicht auf, sich zu setzen. Nachdenklich sah er sie von seinem Stuhl aus an. Dann stand er auf und stemmte die Hände in die Seiten. „Meine Herren“, sagte er, „heute nachmittag landen wir in Cadiz. Sie werden in die spanische Armee eingereiht. Aber Sie unterstehen weiterhin deutschem Kommando. Erfüllen Sie Ihre Pflicht, seien Sie höflich zu ihren spanischen Kameraden. Seien Sie sehr höflich, aber lassen Sie sich nichts gefallen. Es gibt nichts, das höher stünde, als die Ehre des deutschen Offiziers. Damit sind Sie wieder entlassen.“

Die drei Leutnants schlugen die Hacken zusammen und wollten wieder abtreten, da hielt Hauptmann Bauriedl sie mit einer Handbewegung zurück. „Eins hab ich noch vergessen“, sagte er. „einen väterlich freundschaftlichen Rat. Vorsicht bei Weibergeschichten, meine Herren. Die Syphilis ist hierzulande eine harmlose Sache, aber der spanische Tripper hats in sich. Glauben Sie mir das.“ Hauptmann Bauriedl lachte mit weitgeöffnetem Mundloch, dann schneuzte er sich umständlich und mußte zwischendurch noch einmal ins Taschentuch hinein lachen.

Die beiden anderen Leutnants konnten gehen, aber Bertram mußte bleiben. Nachdem Hauptmann Bauriedl sein Taschentuch eingesteckt hatte, setzte er sich dicht vor Bertram auf den Tisch. Der blaue Stoff seiner Hose spannte sich über den dicken Schenkeln und fiel dann müde um die spitzen Knie ab. Der Leutnant ekelte sich und sah zur Seite durch das Bullauge auf das Meer.

„Hören Sie einmal, junger Mann“, fing der Hauptmann mit grober Stimme an. „für Sie habe ich noch einen besonderen Rat. Und da wir hier im Augenblick als Zivilisten beisammen sitzen werden Sie ihn anhören, ohne die gekränkte Leberwurst zu spielen, nicht wahr?“

Der Hauptmann hielt ein im Reden, und Bertram mußte ihn nun ansehen. In Bauriedls Augen wimmelte es von kleinen roten Äderchen und seine Pupillen waren an den Rändern wie ausgefranst. Welch ein unglücklicher Mensch muß das sein, dachte Bertram überrascht.

„Gewöhnen Sie sich Ihre Star-Allüren ab“, fuhr Hauptmann Bauriedl fort. „Sie sind nicht mehr Adjutant. Sie brauchen nicht mehr fein zu sein. Lassen Sie Ihre Generalstabsträume beiseite. Sie sind jetzt ein ganz gewöhnlicher Frontoffizier. Wenn Sie das hinter sich haben, und Sie haben später vielleicht mehr Glück als andere“ — er sagte das mit bittrem Ton — „dann wird sich ja herausstellen, was Sie können. Sie bilden sich vielleicht ein, ich will Sie kujonieren. Fällt mir aber gar nicht ein. Nur, daß Sie Ihren Dienst fröhlich tun, will ich. Sie werden schon sehen, wie nötig das ist.“ Bertram verstand nicht, was diese Ansprache bedeuten sollte und nur zögernd und voller Mißtrauen ergriff er die Hand, die der Hauptmann ihm entgegenhielt.

Bertram erlebte an Hauptmann Bauriedl noch eine Überraschung, als sie in Cadiz anlegten. Da segelte Bauriedl mit großem Schwung das Fallreep hin-

unter, umarmte zwei spanische Offiziere und redete unaufhaltsam in fließendem Spanisch auf sie ein.

Bertram hatte indessen Zeit, sich die beiden Spanier anzusehen. Der eine, das Gesicht von einem dunklen Bart umrahmt, trug eine sehr elegante Uniform und hatte auffallend schöne Hände, der andere hingegen schien ein grober Patron zu sein. Er trug einen Arm in der Schlinge.

Bauriedl stellte den Spaniern seine drei Leutnants vor, und Bertram wollte sich schon grüßend verbeugen, da hatte ihn der Bärtige auch schon umarmt und trommelte mit seinen flachen Händen recht nachdrücklich auf Bertrams Schulterblättern.

Bertram war über diese vertrauliche Begrüßung recht verduzt. Der Spanier sprach rasch ein paar Sätze, aber Bertram verstand, trotz seiner eifrigen Sprachstudien auf dem Schiff, kein Wort.

Trotz der späten Nachmittagsstunde war es heiß. Der Hafen war voll Lärm und Leben. An einem Nachbarkai entstiegen einem plumpen, schmutzigen Frachtdampfer marokkanische Soldaten. Es waren kleine Burschen mit braunen Gesichtern. Sie trugen einen roten Fez und einen ärmellosen Umhang. Nachdem sich das lärmende Durcheinander, dem Bertram mißbilligend zugesehen, geordnet hatte, setzte sich die Kolonne in Marsch. Die drei Leutnants stießen sich mit erschrockenem Staunen an. Zum erstenmal sahen sie eine marschierende Truppe, ohne den schweren Tritt genagelter Stiefel zu hören.

„Wie bei uns im Kino“, erklärte Zawilski, „wenn das Lautband reißt und der Film stumm weiterläuft.“

Am Ende des Kais warteten zwei Automobile auf sie. Die beiden Wagen schlängelten sich durch das Menschengewühl am Hafen, rasten eine breite Allee hinauf, schleuderten um Straßenkreuzungen und stürzten sich in enge Gassen, ohne die Geschwindigkeit zu vermindern, und da Straßen und Gassen von Menschen überflutet waren, glaubte Bertram immer wieder, daß ein Unglück unvermeidlich sei. Aber die Fußgänger, Frauen und Männer, blieben dann plötzlich stehen, ließen den Wagen auf eine Handbreit nah an sich vorbei, mit einem Lächeln, dem Bertram später wieder auf den Gesichtern der Stierkämpfer begegnete.

Müde saß der Leutnant dann im Zimmer seines Hotels. Die Jalousien waren herabgelassen, so erfüllte ein ungewisses Licht den Raum, das Bertram gut tat nach der grellen Helle dieses Tages. Er wartete auf sein Gepäck und da er sonst nichts zu tun hatte, trat er ans Fenster und sah, nachdem er die Jalousie ein wenig gehoben hatte, auf den Platz hinunter, wo Tausende von Menschen nach einem unbekannten Gesetz durcheinandergetrieben wurden. Wie rote Punkte wimmelten die Feze der Marokkaner darin umher. Hier und da sah Bertram Verwundete in hellen, gestreiften Pyjamas sich durch das Gewühl schleppen. Ein Bauer mit breitrandigem, schwarzem Strohhut zerrte einen Esel hinter sich her. Polizisten in lackierten Dreispitzen, Bettler, Priester in dunklen, oft speckig glänzenden Soutanen — bei uns könnten sie sich nicht so breitmachen, dachte Bertram. Dann verwunderte er

sich über die vielen jungen Burschen, die da herumlieten und doch eigentlich längst in den Waffenrock gehörten, wie ihm schien. Die Soldaten trugen alte, oft sehr verschmutzte Waffenröcke und dazu Zivilhosen. Sie kümmerten sich nicht um die Offiziere, die sich durch die Menge drängten, bekreuzigten sich vor den Priestern und hielten mit frechen Gesten Frauen und Mädchen an, deren Gewänder zwischen dem Grau der Uniformen in vielerlei Farben hervorleuchteten. Das sorglos laute Geschwätz der Menge verschmolz mit dem ungeduldigen Klingeln der Straßenbahnen, dem Hupen der Autos, den Schreien der Erdnuß-Verkäufer zu einem fremdartigen, ungeheuren Brausen. Je länger Bertram hinunterblickte in das Gewühl von Neugier, Hunger, Eitelkeit, Begierde, Not, um so mehr beunruhigte es ihn.

Wer hat das wirklich in der Hand, was da herumquirlt, überlegte er. Wenn man all die Gedanken und Stimmungen addieren wollte, die die Menschen da unten bewegen, was für eine Summe würde sich wohl ergeben? Wir sind in einem fremden Land, dachte er.

Dicht unter seinem Fenster befanden sich ein paar Verkaufsstände mit Lederzeug, Koppeln, Gurten, Patronentaschen, mit Militärmützen, Fahnen und allerlei patriotischen Abzeichen. Ein Photograph hatte eine alte mächtige Ziehharmonika auf hölzernem Dreibein vor einer Leinwand aufgebaut, auf die ein Flugzeug gemalt war. Es flog mit schwirrendem Propeller durch die Wolken. Über dem Sitz war ein Ausschnitt. Auf dem Hintergrund aber war ein anderes Flugzeug zu sehen, das brennend abstürzte. Um diesen Stand drängte sich jetzt die Menge, ein Soldat redete auf eine Frau ein. Offenbar wollte er, daß sie sich photographieren lasse. Noch zögerte sie, aber ihre Hände griffen schon ordnend ins Haar und nach dem Kamm mit grünen und roten Blumen daran. Als sie Spiegel und Lippenstift hervorzog, sprang der Photograph, der abwartend dageigestanden hatte, an seinen Apparat, hob den Verschuß vom Objektiv und beugte schnell noch einmal den Kopf unter das schwarze Tuch. Indessen trat die Frau hinter die Leinwand und zwängte sich mit einiger Mühe in den Ausschnitt, der für ihre starken Brüste etwas zu eng war, was von den Umstehenden laut belacht wurde. Nun saß die Schöne in dem Flugzeug, ohne sich rühren zu können und ihr Gesicht erstarrte in Verlegenheit. Der Soldat hingegen fühlte sich durch die Heiterkeit der Menge geschmeichelt. Er lachte laut mit und schlug fröhlich mit seinem Stock auf den Hintern des Photographen, der sich wieder unter das schwarze Tuch gebückt hatte. Der Photograph drückte auf den großen Gummiball. Ein vielstimmiges Ah wurde laut, als löse sich eine gewaltige Spannung. Dann lief alles auseinander, auch der Soldat und sein Mädchen wurden wieder Teil des Menschenmeeres, das den Platz füllte.

Bertram trat vom Fenster zurück und legte sich auf das Bett. Einmal hörte er über den Lärm hinweg ein Geräusch wie von Schüssen, aber er gab nicht acht darauf. Später jedoch erhob sich ein wildes Gebrüll auf dem Platz, so daß Bertram erschrocken aufsprang.

Eine Gruppe von zehn bis zwölf Jungen drängte sich über den Platz und rief die Abendzeitungen aus. Bertram lächelte über sein Erschrecken — was

hatte er sich eigentlich dabei gedacht? Aber er kam über das Gefühl des Unbehagens, das in ihm war, nicht hinweg.

Beim Abendessen im Speisesaal des Hotels teilte Hauptmann Bauriedl mit, daß sie den nächsten Tag noch in Cadiz verbringen würden. „Dann aber geht's rein ins Vergnügen“, sagte er und rieb sich die Hände. Er empfahl den jungen Leuten unter den Vorspeisen die Artischockenböden und setzte sich dann lebhaft für den Tintenfisch ein, dem aber nur der Leutnant von Conta Geschmack abgewinnen konnte. Zawilski meinte, es sei eine Mischung aus Leder und Gummi.

Beim Nachtschiff fiel Hauptmann Bauriedl ein, daß von seinen zwei Koffern nur einer in sein Zimmer gebracht worden war, und er fragte, ob der andere vielleicht versehentlich bei einem der Leutnants abgegeben worden sei. Auch der Hotelpartier hatte das fehlende Gepäckstück nicht gesehen; es mußte auf dem Schiff geblieben sein.

Hauptmann Bauriedl befahl Bertram, doch am nächsten Tage auf dem Schiffe nachzusehen, einer der spanischen Offiziere werde ihn begleiten.

Der Spanier, es war der elegante Bärtige, kam erst am späten Nachmittag. Sie fuhren in den Hafen hinunter. Das Schiff lag noch am Kai. Der Kapitän begrüßte Bertram auf Deck. Während sie miteinander sprachen, wurden drei längliche, schwere Kisten an Bord geholt.

„Was laden Sie denn da?“ fragte Bertram.

Der Kapitän sah den Leutnant Bertram mit merkwürdigen Augen an. „Das“, sagte er, „sind Kameraden von Ihnen, die Pech gehabt haben.“

Erich Weinert

GESICHTE UND GESICHTER

Kaum bist du eingeschlafen, da reißt das Brüllen der Bomben und Luftabwehrbatterien dich wieder wach. Das donnert zehn Minuten. Du schläfst nicht wieder ein.

Und in diesem Zustand schwimmen deine Gedanken in der Dunkelheit und bilden alles wieder neu und hell, was in den Wirbeln der Tage, in der Fülle des Erlebten schon zu schattenhaften Erinnerungen verdämmert war. Und aus dem fluoreszierenden Flecken, der vor den inneren Augen schwebt, werden nach und nach Gesichter, bekannte, geliebte Gesichter, die nun scharfe und lebensfarbige Gestalt gewinnen, so als ob ein Projektionsbild auf der Leinwand allmählich scharf eingestellt wird.

Das sind die Antlitze derer, die nicht mehr leben. Der Kameraden, die bei Quinto, in Aragon, bei Teruel, am Ebro, in Katalonien gefallen sind. Heute sind sie schon in der Erde zerfallen. Sie sind aus der Welt verschwunden.

Aber vor deinem tief in die innere Dunkelheit langenden Blick sind sie noch in lebendiger Bewegung und wieder auferstanden.

Ganz deutlich sehe ich dich wieder mich anlachen, Leo, und deine großen Zähne glänzen. Wir sprechen wieder miteinander von Wien, wie wir damals, als die Schoberspitzel uns bedrängten, die Kieberer hinters Licht geführt hatten, von deinem Wien, wo du im großen Februar als Sozialist auf den Barrikaden gestanden warst. Wir sprechen von deinem Wiener Wald, den du so liebtest.

Hinter deinem Gesicht, Leo, kommen jetzt in aller Helligkeit die Waldberge des Escorial aus dem Schatten und die grauen Dächer der kastilianischen Dörfer. Und während wir nebeneinander schreiten, werden aus den Berghöhen zu beiden Seiten plötzlich die hohen Häuser des neuen Ochotny Rjad in Moskau, unseres geliebten Moskau, und du sagst: „Jetzt muß ich aber ins Kugellagerwerk; heut ist Produktionsberatung.“ Gibst mir die Hand und lachst wieder dein stolzes Lachen: „Bin doch seit kurzem Stachanowez!“

Da sind wir wieder am kleinen zerschossenen Bahnhof von Villalba. Von Brunete her bringt Geschützdonner Unruhe in den stillen Abend.

„Wenn ich erst einmal wieder drüben bin“, sagst du, Leo, und ich höre es dich so deutlich und entschieden wie damals sagen, „werde ich noch ein viel besserer Stachanowez werden.“ Wenn du das Wort Moskau sagtest, glänzten deine Augen vor Stolz.

Dann habe ich dich nicht mehr gesehen, Leo.

Ein paar Wochen später stieg ich auf die Hügel, die unsere Brigade ein paar Tage vorher erobert hatte. Da stak ein Brettchen in der Erde. Sie hatten mit Tintenstift einen Namen darauf gemalt.

Es war dein Name, Leo.

Heute sind die Faschisten wieder auf dem Hügel. Dein Namenbrettchen, Leo, werden sie in die Erde getreten haben. Keiner weiß mehr, wo dein Grab ist. Aber was bedarf einer, der lebt, des Grabes! Und ich höre dich wieder sagen: —

— doch das ist dein Gesicht nicht mehr, Leo, — das bist doch du, Franz: ich sehe dich wieder, wie du mit der Hand ausholst (das war deine freundlich-derbe Art), mir in den Nacken haust und mich fest an dein Gesicht drückst und sagst: „Alter Junge, wir sind beide ziemlich grau geworden seit unseren berliner Sturmtagen. Du mußt doch noch wissen, Erich, wie wir uns am ersten Mai neunundzwanzig draußen am Hermannsplatz getroffen haben...“ Und nun sehe ich dich wieder, in deiner dunklen Dachstube in Torralba, in Aragon, die dein Bataillonsstabsquartier war, auf der Matratze liegen und mir ein Glas Wein herüberreichen, indem du sagst: „Laß man, Erich, der Rote Wedding marschiert!“

Nun stehen wir wieder bei der Kirche, auf der Höhe, in dem nassen Oktobertag, während alle Augenblicke die faschistischen Flieger aus den Wolken schießen. Du hattest so große Sorge, daß sie das Dorf einmal gründlich bombardieren könnten. „Unsere ganzen Jungens gehen kaputt“, sagtest du,

„denn das elende Dorf fällt doch bei der ersten Bombe zusammen wie ein Steinbaukasten.“

Zwei Monate später lagst du schon bei Teruel in der Erde.

Aber lieber Kamerad Franz, du lächelst mich ja doch mit einem Blick an, der sagt: das ist nicht so wichtig. Und nun auf einmal steht Max neben dir, und sein Gesicht nimmt das deine ganz ein, deckt es ganz zu und dennoch bleiben deine Züge wie sichtbar dahinter stehen.

Jetzt schaut du mich an, Max, Antifaschist, Ingenieur, Seemann. Schweizer, Brasilianer, Bataillonskommandeur. Du, mit dem ernstesten Gesicht eines, der eine erlebnisvolle Jugend hinter sich hat.

„Eiserne Disziplin“, höre ich dich wieder sagen (du weißt, es war in Torre de Brabúes), „ich scheue mich auch nicht, einen Zersetzer an die Wand zu stellen!“

Ich sehe dich wieder, auf dem Plateau vor Huesca, wie ich mit deinem Kriegskommissar Otto übers Feld ging — und du kamst plötzlich wie ein Cowboy an uns vorbeigesprengt auf deinem Gaul.

„Wohin?“ hatte Otto gerufen.

„Die erste Linie inspizieren.“

„Hoch zu Roß?“

„Das geht auch schneller.“

„Halt, hierbleiben!“

Du wendest den Braunen, unwillig.

„Willst du, daß sie dich oben auf dem Kamm abschießen?“ schrie Otto. Nun lachst du wieder, Max, wie du einmal lachtest.

„Da ist nichts zu lachen!“ hatte Otto gesagt. „Was ist das für eine Disziplin! Würdest du einen deiner Kumpels hoch zu Roß in die erste Linie vorschicken?“

Immer noch lachtest du, Max, aber dein Lachen war jetzt verlegen. Und du wandtest wieder dein Pferd und wolltest abhauen.

„Halt!“ rief Otto. „Dann mache ich von meiner Kommandogewalt Gebrauch und gebe dir den direkten Befehl, in den Stab zurückzureiten!“

Ich werde nie dein verlegenes Gesicht vergessen, Max, wie du deinen Stallhengst wieder umdrehst und ins Dorf zurückrittest.

Und da bin ich auch wieder in deinem Bataillonsquartier, Max.

„Wen willst du sprechen?“ frage ich den blutjungen Kameraden, der mit seinen gepackten Siebensachen in der Tür des Stabs erscheint.

„Den Kommandanten Max.“

„Max, hier will dich jemand sprechen.“

„Ach“, sagtest du, „das ist der kleine Katalane, der demobilisiert worden ist. Er ist verwundet und zu jung. Er soll nach Hause.“

Du tratest auf ihn zu und sagtest: „Na mein Junge, nun gehts zu Muttern.“

Da stand der Junge dir gegenüber und seine Lippen zitterten: „Ich möchte bei dir bleiben, Kamerad Kommandant. Wenn ich jetzt heimkomme, werden sie sagen, ich wär ein Deserteur.“

Da sehe ich dein freundliches Gesicht wieder vor mir, wie du einen Augen-

blick unschlüssig dastandest und dann — als dem Jungen die Tränen in die Augen schossen — ihn in deine Arme schlossest und küßtest und sagtest: „Du warst mein tapferer Kamerad! Fahr nach Haus, mein Junge!“

Und nun hast du selber die Augen voll Tränen. Und deine männlichen Tränen waschen auf einmal dein ganzes gutes Gesicht weg.

Bei Teruel hats dich getroffen. Keiner weiß, wo dein Grab ist. Aber heut, in der unheilvollen Bombennacht ist dein Gesicht wieder hell vor meinen Augen. Und nun schiebt sich Josefs Gesicht, deines Operationschefs, des armen polnischen Juden schmales Gesicht über das verschwimmende deine.

„Ich bin der ewige Jude“, hattest du einmal gesagt, Josef, als ich dich gefragt hatte, wo du eigentlich her bist. In Polen, deiner Ghettoheimat, hatten sie dich bei einem Pogrom halbtot geschlagen. Da warst du heimlich Kommunist geworden. Als sie das erfuhren, wollten sogar deine Angehörigen nichts mehr von dir wissen. In der Tschechoslowakei hattest du schwarzgearbeitet. Bis sie dich schnappten und dich an die österreichische Grenze überstellten. In Hietzing hattest du illegale Arbeit gemacht. Und im großen Februar, mit dem Maschinengewehr auf der Barrikade, hattest du zum erstenmal das Glück, auf deine Feinde, unsere Feinde zu schießen. Sie hatten dich beinah gehabt. Du kamst noch über die schweizer Grenze. Bei Chur griffen sie dich auf der Landstraße. In Zürich steckten sie dich ins Gefängnis. „Ewige Juden ohne Geld und Paß sind überall unerwünscht!“ sagtest du und lächeltest. Sie schoben dich nachts über die französische Grenze. Die Franzosen sagten: bleib meinetwegen hier — aber Arbeitsrecht gibts hier nicht!

Das hieß — verhungern. Ein paar arme Genossen an der Buttes Chaumont schleppten dich durch. Du gingst mit ihnen auf die Straße, als sie demonstrierten. Und warst wieder der Polizei in die Hände gelaufen. Sie schob dich heimlich über die belgische Grenze ab. Ein alter Mazzebäcker in Brüssel hatte ein gutes Herz für den ewigen Juden, der du warst, und beschäftigte dich schwarz als Austräger. Bis wieder einmal ein dummes Geschick in Gestalt eines Kontrollbeamten dich aufstöberte, und du schon in der nächsten Nacht in einem Heuschober jenseits der französischen Grenze dein Lager aufschlagen mußtest. Ein Garde mobile, der dich fand, und dem du dein Elend erzähltest, hatte dir zehn Francs geschenkt und dir empfohlen, dich schnell aus dem Staube zu machen. In Paris fandest du wieder Unterkunft bei einigen armen Kumpels in der Rue Vandamme. „In Spanien brennts!“ hatten sie gesagt. Und drei Tage später klettertest du schon über die rauhen Pyrenäen. Im ersten spanischen Dorf liefen dir die Bauern mit ihren Flinten entgegen und umarmten dich, Kameraden, Brüder, Freunde. Der verhungerte, herumgetriebene ewige Jude war Soldat der Revolution. Er war in das erste Land gekommen, das ihn brüderlich empfing.

Hauptmann Josef, was hätte deine Familie gesagt, wenn sie dich so gesehen hätte? So kleinmütig, wie sie war, als du Kommunist wurdest, wäre sie heute nicht stolz zu wissen, ihr armer, verschollener Josef sei heute Offizier einer der ruhmreichsten Armeen der Welt?

Du wolltest einmal wieder — wenn Polen befreit sein würde — nach Hause reisen.

„Was meinst du“, sagtest du Josef, „was werden sie sagen, wenn ich mit dem kleinen grauen Postwagen ankomme, und das Dorf wird dastehen und sagen: unser Hauptmann Josef ist da! Ein Jontef wird das sein!“

Die Deinen haben dich vielleicht schon vergessen. Josef, wie man übelbeleumdete Verschollene eben schnell vergißt. Und wenn sie heut durch einen Zufall erfahren werden, der Josef ist irgendwo bei Lerida gefallen, so werden sie sagen: so hat er ja wohl mal enden müssen...

Aber vielleicht erleben sie doch noch. Josef, daß die Jungen deines armen jüdischen Dorfes einmal die Freiheitsfahne hissen — und sie wird geweiht werden auf den Namen *Kapitän Josef Cogan* — und sie müssen sich an die Brust schlagen und klagen: warum haben wir unser Herz abgewendet von einem unserer besten Söhne!

Und nun entweicht mir dein Gesicht auf einmal. Josef; und in der farbigen Dunkelheit wird ein anderes deutlich:

Ich sehe dich wieder. Hubert, und ich höre die Lerche wieder, die dein Herz so von Heimweh erfüllte an dem stillen Sonntagnachmittag über den kahlen Hügeln von Robres. Wir waren hinausgewandert an den Kanal nach Granen hinüber, Pistolen schießen. Auf dieser Wanderung hattest du mir dein Herz aufgeschlossen, Arbeiterjunge aus Neukölln. Da werden wieder die Seen um Berlin weit und glänzend vor unseren Augen. Und unter den warmen Kiefern singt und lacht es, Sozialistische Arbeiterjugend.

Die langen Abende im Winter hast du alles durcheinandergelesen: Bürgels Popular-Astronomie, Kosmosbändchen, Faust, den Grimmelshausen, Darwins Natürliche Zuchtwahl, Häckels Welträtsel, die Grundzüge der Integralrechnung, den Taoteking des Lao-tse — viel schwer zu Verdauendes — fülltest dich an mit der Lerninbrunst des jungen Arbeiters.

Du hattest doch eine Frau und Liebste, Hubert, die du in der Emigration in Holland zurücklassen mußtest, als Spanien dich rief. Du hast mir erzählt, wie du den Entschluß faßtest. Sie hatte gesagt: „Ja, aber mußt denn *du* dabei sein, wo du doch gar keine militärischen Kenntnisse hast?“ Das hatte dir im Augenblick auch zu denken gegeben. Aber du mußtest ganz aufrichtig gestehen: im Grunde wäre die Flucht in diesen Einwand nur ein Vorwand gegenüber deinem Gewissen gewesen. Es wäre dir doch sehr schwer gefallen, dich zu entscheiden. Da habt ihr in der nächsten Nacht — einer schönen Spätsommernacht, erzähltest du — schlaflos bei offenem Fenster beieinandergelegen und in die blinkenden Sterne geschaut und kein Wort gesprochen. Dann hat deine Frau plötzlich in die Kissen geweint. Als der graue Morgen hereingebrochen war, hattest du sie gestreichelt: „Hast du dirs überlegt?“ Sie hat nicht mehr geweint. Sie hat nur gefragt: „Was soll ich dir alles einpacken, Hubert?“

„Es tut dir sehr weh, daß ich gehe?“ hast du gefragt.

„Sehr weh!“ hat sie geantwortet; aber sie hat stolz gelächelt dabei.

Du hast von der Front schöne, gedankenvolle Briefe an sie geschrieben. Du hast alle deine Gedanken und Erlebnisse in ein Tagebuch geschrieben.

Ich sehe jetzt dein Gesicht wieder, wie du, mit deinen hellblauen Wandervogelaugen zur Lerche aufschaut und dabei sagst: wenn ich zum erstenmal mit meiner Liebsten an die See fahren kann . . . es wird schön werden nach dem Kriege!

Wochenlang haben wir draußen an der Front auf der dünnen, schmutzigen Matratze gelegen; und wenn der kalte aragonische Regenwind von den Pyrenäen her früh uns aufschüttelte, setztest du dich aufrecht und hieltest noch lange die Augen geschlossen.

„Kannst du den Schlaf nicht loswerden. Hubert? Es war schon zweimal Fliegeralarm.“

„Ich muß meinen Traum noch einmal durchgehen“, sagtest du, ohne die Augen zu öffnen.

Ich weiß, daß es wieder der Traum von den märkischen Seen war.

Aber im Kampf bist du wach gewesen und hast deinen Mann gestanden. Als unsere Brigade bei Azaila zurückmußte, hat eine Granate dich zerschlagen. Es soll an dem kleinen springenden Felsenfluß gewesen sein, wo wir in heißen Tagen oft gebadet haben. Deinen Leichnam haben sie nicht mitnehmen können.

Und wie ich das Schilf um den schmalen, unwirschen Rio Agro im heißen Sommerabendwind raunen höre, sehe ich auf einmal wieder ein anderes Gesicht vor mir: Walter.

Wir sitzen auf den kalten Kalksteinplatten am Ufer. Die stille Abendluft hebt und schallt vom Bombendonner über den Stellungen bei Mediana.

„Aus Amerika bist du hergekommen. Walter? Du sprichst doch hamburgisch?“

„Ja, ich bin als junger Mensch aus Hamburg fort, in die Welt. Mich kockte Europa an. Aber in Amerika war es nicht viel besser. Nur, daß man leichter zu was kommen konnte, als Tellerspüler, als Schuhputzer, als Sonntagsprediger, oder was du willst. Ich habe drüben übrigens eine glänzende Stellung als Administrator gehabt. Ich lebte vollkommen sorgenlos. Hatte mein Häuschen, mein Auto, meinen Blumengarten, meine Bibliothek. Manchmal habe ich mich vor den Tramps geschämt, die bei mir betteln kamen, was für ein saturiertes Dasein ich führe.“

„Und du bist direkt von Amerika hierhergekommen?“

„Direkt.“

„Was hat dich eigentlich bewogen, Walter?“

„Ich bin Kommunist.“

„Drüben auch?“

„Das hat sogar mein Chef gewußt. Er hat nichts dazu gesagt, er brauchte mich, ich war seine wichtigste Kraft. Und wie ich höre, was in Spanien los ist, da habe ich zu meinem Chef gesagt: ‚Also Mister Paddock, morgen fahre ich nach Spanien. Ich möchte hiermit gekündigt haben.‘ ‚Go to hell‘, hat der geschrien, ‚sind Sie verrückt geworden?‘ ‚Nee‘, hab ich gesagt, ‚ich

bin bloß 'n Landsmann von Ernst Thälmann. Wat is dor noch vel tau seggen!‘ „Und wann kommen Sie wieder?“ hat er gefragt. „Was weiß ich? Wenn wir Franco hinter uns haben, kommt Hitler dran, und dann bleibe ich in Hamburg.“

Du kommst nicht mehr nach Hamburg, lieber Kamerad Walter. Denn im Olivenwäldchen bei Caspe bist du irgendwo im Kampf von den Faschisten erschlagen worden. Aber dein männliches Gesicht bleibt in uns lebendig. Du warst ein würdiger Landsmann Thälmanns. Wat is dor noch vel tau seggen?

Dein Gesicht verschwimmt in einer Fülle von Gesichtern. Ein ganzes Bataillon Gesichter. Ein Bataillon geht an die Front. Die Gesichter flimmern durcheinander, Stahlhelme, Tornister, Bajonette, Feldflaschen. Tausend Gesichter warten auf den Befehl zum Vormarsch. Hinter den kahlen Höhen über dem Ebro heult schon die neue Schlacht.

Und ein tausendfacher Gesang bricht an: „Vorwärts, Internationale Brigade! Hoch die Fahne der Soldidarität!“

Da löst sich aus den brausenden Tausenden ein bescheidenes Gesicht. Jetzt stehst du vor mir, Reinhold, und hältst mir drei Blättchen Papier hin, mit schüchternem Lächeln. „Ich hab hier ein paar Gedichte gemacht, Genosse. Sind sie gut? Ich bin Deutsch-Tscheche; ich kann nicht immer die richtigen deutschen Worte finden.“

„Die Buchstaben sind schwer zu entziffern. Lies sie mir doch mal vor, Kumpel!“

Du liest, stockend und scheu:

„Noch klirrt an unserer Faust die Kette.

aber lange hält die Kette nicht mehr:

wir stürmen mit dem Bajonette,

denn wir sind der Freiheit, der Freiheit Heer!“

„Macht dir das Freude, Reinhold, solche Verse zu schreiben?“

„Die mache ich abends, wenn die andern schon schlafen, bei der Kerze. Oh, ich mache gern Gedichte. Später, wenn der Krieg aus ist, will ich Gedichte über unsere Tage in Spanien machen. Die sollen aber viel besser werden.“

„Dein Kompagnieführer winkt; das Bataillon ist angetreten.“

Und wie du mit deinem letzten Gruß dich noch einmal umwendest und die Faust hebst, wendet sich auf einmal auch dein Gesicht von meinen Augen und verwischt sich wieder mit den tausenden Gesichtern, die singend vorüberziehen.

Einige Zeit später traf ich deinen Kapitän, Reinhold. Ich fragte ihn nach dir.

„Ach, der Gedichte machte, dem du einmal gesagt hast, man müßte nicht so abgebrauchte Worte verwenden?“

„Den.“

„Reinhold? Das war ein tapferer Junge! Er hat ein furchtbares Ende gehabt; da oben bei der Muela hat er mit abgerissenem Arm zwischen unseren Linien gelegen. Wir haben ihn holen gewollt. Zwei Träger sind dabei drauf-

gegangen. Nachts brachten sie ihn doch. Aber er war schon ausgeblutet. Seine Gedichte hat er noch in der Tasche gehabt. Da war aber Blut drüber gelaufen. Einer hat sie mitgenommen als Andenken.“

Und wieder wird dein schmales, blasses Gesicht lebendig vor mir, Reinhold. Und wie ich dein Gesicht mit brennendem, innerem Augensinn betrachte, um es in der dunkeln Tiefe des Halbtraums festzuhalten, schwebt es mir doch auseinander und fügt sich wieder zu einem anderen zusammen, und dies wieder zu einem anderen . . . und auf einmal habt ihr alle, alle, ihr alle — so vielgesichtig ihr auch seid — auf einmal habt ihr alle ein Gesicht, ein einziges Gesicht . . .

Wie lebendig sind eure Antlitze in uns, Kameraden!

Henryk Keisch

EINE FRAGE UND IHRE ANTWORT

Eine Frage sei gestattet,
eine große, schwere Frage.
Diese Frage überschattet
viele Nächte, alle Tage —
Warum sind wir arm?

Reich ist unsre Mutter Erde,
voll von Reichtum ist ihr Schoß.
Doch aus Hunger, Not, Beschwerde,
wuchert Jammer riesengroß —
Warum sind wir arm?

Sonnenstrahlen, Duft von Blumen —
das gilt wem? Es gilt uns allen!
Unsre Kinder betteln Krumen,
die vom Tisch der Reichen fallen.
Warum sind wir arm?

Farben, die ein Maler wählt,
Verse, die ein Mensch ersann,
Töne, zur Musik vermählt —
warum spricht das uns nicht an?
Warum sind wir arm?

Diese Frage stell ich euch.
Auch die Antwort will ich sagen:
Arm sind wir und sind nicht reich,
weil nicht alle Armen fragen:
Warum sind wir arm?
Darum sind wir arm!

DIE ERFINDUNG

Es klopfte an die Küchentür. Marius Vajda saß in seinem „Laboratorium“ und zerfeilte den Bodenschlüssel zu Spänen. Er hatte Margits Umriß schon durch das Mattglasfenster erkannt, rückte seine Brille zurecht. Margit berichtete atemlos: „In der Schule gibt es wieder schrecklich viel Ungerechtigkeiten, und zu Hause ist es nicht mehr auszuhalten! Vater sagt jeden Tag: ‚Die Vajdas —? Das ist nicht mein Geschmack, ich hätte gern was draufbezahlt, wenn sie in Buda geblieben wären.‘“

Marius lachte laut: „Ich weiß, weshalb!“

Margit sah ihn mit runden Augen an.

„Weil wir Demokraten gewählt haben.“

Margits schmale Augenbrauen wurden Fragezeichen.

Marius faltete die Hände auf dem Rücken. „Da hast du natürlich keine Ahnung, was das ist! Das ist, was die Kultur gebracht hat. Wir sind nur noch nicht so weit, wie die westlichen Länder, wir haben noch kein geheimes Wahlrecht. Deshalb gibt es Ungerechtigkeiten. Wenn wir erst älter werden —“ Jetzt fiel ihm wieder seine Brille ein. „Sehe ich damit nicht älter aus?“

Sie sah ihn lange an: „Etwas . . . Wozu müssen wir aber erst älter werden, wenn wir bald fliegen können, wenn wir Erfinder sind?“

Er flüsterte: „Es steht schlimm damit.“

Margits Wimpern zuckten.

Marius ging in der Küche auf und ab: „Der Vater von meinem Freund Oskar hat ihm den Ring abgenommen.“ Er hielt inne. „Du weißt doch, daß etwas Gold in die Lösung muß. Nicht viel, es ist aber das Wichtigste. Die Kehle zerfällt nur in ihre Bestandteile, wenn sie mit Gold in Berührung kommt. Dann erst entwickelt sich unser feiner Staub, der in die Höhe trägt. So ist Oskars Ring immer dünner geworden. Sein Vater hat jetzt etwas gemerkt, er will den Ring seinem Freund, dem Juwelier zeigen. Und nun haben wir kein Gold mehr.“

Sie seufzte: „Scheußlich! Was sollen wir jetzt tun?“

„Gar nichts kann man da tun“, sagte er düster.

„Könntest nicht du deinen Ring . . .“

Er sagte rasch: „Meine Mutter würde sofort was merken. Er ist auch nur aus vergoldetem Silber. Da könntest du schon eher das Gold beschaffen. Ihr seid doch reich.“

„Ich — das Gold?“ Ihre Lippen wurden blaß von der Verantwortung, die so plötzlich über sie gekommen war. Dann fingen ihre Ohren Feuer, das Brennen lief durch ihr Gesicht. Sie sagte leise: „Zu meinem Geburtstag will ich mir nichts anderes wünschen als einen goldenen Ring.“

Er zog seine Stirne kraus: „Bis dahin wird es zu spät.“

Ihr Gesicht war wie ausgelöscht.

Er ging hin und her: „Es hat sich nämlich schon zuviel Staub angesammelt, wir haben nicht mehr alles in Kartons aufgefangen. So steigt natürlich alles frei nach oben, setzt sich an die Decke. Nächste Woche ist bei Oskars Großreinemachen.“ Er machte eine breite Armbewegung nach oben. „Dann ist alles futsch!“

„Wozu auch immer noch mehr Fliegerstaub? Ich frag dich ja schon ewig! Warum machen wir nicht endlich den Fliegergürtel fertig wie ich ihn dir aufgezeichnet habe? Einen ganz einfachen Gürtel mit einem kleinen Behälter.“

„Du weißt doch, daß das Herunterfliegen noch nicht klappt!“

„Ach!“ rief sie und sprang vom Hocker, „das ist doch so einfach! Der Behälter hat eine kleine Öffnung mit einem Riegel. Will man nach rechts, macht man eine kleine Bewegung mit der rechten Hand. Als wäre man ein Vogel.“

Er lachte heraus: „Das wär ein Fliegen, wie deine Vögel . . . mit den Händen.“

Margits Ausdruck löschte sein Lächeln aus. Er setzte sich auf den Hocker, stützte den Kopf auf die Faust: „Du siehst alles viel zu einfach, weil du noch keine Chemie gelernt hast. Das Auslaufen des Staubes ist schlecht. Wir können das kostbare Material nicht verschwenden. Und — wer soll denn den gefährlichen Probeflug machen?“

„Ich!“

Marius nahm seine Brille ab, blinzelte. Neugierig, wie etwas Fremdes, sah er Margit an. Unbequemes befiel ihn, setzte sich auf seine Schultern, auf seine Brust. Er stand auf, ging in sein „Laboratorium“, dachte nach. Ganz oben auf dem Haufen lag als Beschwerer ein leberfarbener Stein. Er nahm ihn, wandte sich um: „Schau mal . . .“

Margit nahm den Stein, drehte ihn zwischen den Fingern: „Er ist irgendwie fetter als andere Steine.“

Erfreut rief er: „Richtig — das ist das Nebenprodukt!“

Sie legte den Stein andächtig auf die Handfläche, schluckte: „Ich werde das Gold beschaffen.“

Das Dienstmädchen Marisch brachte die Jause, fünf Tassen hellen Kaffee für die Kinder und eine Tasse dunklen für die Mutter. Die Kinder räumten hastig ihre Hefte und Bücher vom Tisch. Marisch warf eine Kaffeedecke darüber.

Margits Schulaufgaben waren noch unberührt. Seit dem Mittagessen kreiste sie um die Mutter, die zwischen hochgestülpten Wellen von Weißwäsche saß und flickte. Sie hatte darin keine Lücke zu ihr gefunden.

Jetzt stand Ruth auf, ging zum Tisch, fragte: „Hast du deine Aufgaben schon gemacht?“

Nun schien es Margit noch unmöglicher, die Mutter wegen des Goldes zu befragen. Sie ging in die Küche. Lachen und Trampeln der Kinder schwang

in der Luft. Marisch fragte: „Warum gehst du nicht auch mit den Kindern spielen?“

„Ich hab andere Sorgen.“

Marisch lachte schallend in den Abwaschdampf.

Margit stellte sich in die Tür, dachte, wie schon so oft: „Was können sie so viel da draußen spielen? Was sprechen sie immer mit den fremden Jungen?“ Es fiel ihr manches ein, was ihre Schwester ihr vor dem Einschlafen erzählt hatte. Öfter hatte sie von einem Studenten gesprochen, der sich aus Büchern einen Schrank gebaut hatte. Sollte so einer kein Gold haben? Wo der nur wohnte?

Marisch zeigte ihr sein Fenster.

Sie klopfte ganz zart gegen die Scheibe, ihr Herz klopfte hart hinterdrein.

Der Student, ein Zimmerherr mit dichten Augenbrauen, fragte freundlich:

„Bist du wirklich die Schwester von der schwarzen Kato?“

Sie fragte atemlos: „Schreiben Sie Bücher, oder machen auch Sie eine Erfindung?“

Der Student lachte, zog ihre Hand über das Fensterbrett. Sie hielt den Atem an, bekam Angst, sprang weg. Das Fenster klappte zu. Sie stand fassungslos, preßte die Hände auf die Scheibe; sie mußte unbedingt wissen, ob sie das Gold bekommen könne. Sie schlug mit der flachen Hand zu. Es klirrte. Im Laufen hörte sie spitze, scheppernde Töne. Der Hausmeister rief: „Haho!“ Er stand tief in der Mitte des Hofes, das Gesicht komisch nach oben gedreht, nur Beine darunter.

Sie blieb im Vorzimmer, ihre Hand brannte. Das Haus war ruhig. Blut sickerte aus ihrer Faust, die krampfte sie fester zusammen. Alles drehte sich noch unverständlicher vor ihr, als bisher: ihre Geschwister — die gingen täglich in den Hof und nie sind sie noch mit zerschnittener Hand heimgekommen . . .

Die Mutter saß noch immer zwischen weißen Wellen. Leise, mit ihrer vibrierenden Altstimme sang sie Volkslieder. Margit lauschte mit Schreck und Scham auf. ‚Mein Schatz‘, ‚Mein Geliebter‘. ‚Mein Täubchen‘ — Worte, die man sonst nur flüsternd, in Verbindung mit schlechten Dienstmädchen erwähnte. Ebenso flüsterte man auch über Zimmerherren. Aber eine eingeschlagene Fensterscheibe bei einem Zimmerherrn — das konnte man gar nicht zu Ende denken!

Ruth nahm ein neues Wäschestück, Margit schlüpfte durch den freigewordenen Spalt. Steifbeinig, von der Seite aus, ließ sie sich auf ihren Fußschemel nieder. Mutters leise atmende Brust, das gewohnte tägliche Leben — die Wärme, zogen sie immer fester an, sie warf sich auf ihren Schoß. Ruth streichelte ihren Kopf, sprach lange zu ihr. Heiß hämmerte es in ihrer Handfläche. Vielleicht hat sie einen Glassplitter drin und muß sterben. Sie wird alles gestehen! Mit dem Gold ist es dann aus.

Alles hämmerte durcheinander: ihre Hand, das Fliegen, das Gold, die Ungerechtigkeiten in der Schule, das neue Wort Demokratie. Es hämmerte im

Takt der Sonate, die durch all diese Stunden im Nebenzimmer plärrte. Ruth fragte: „Wolltest du mir etwas sagen?“

„Ja.“ Dann fragte sie doch nur: „Was ist mit dieser Demokratie, die jetzt in der Welt ist?“

Ruth sagte gedehnt: „Wie soll ich dir das erklären? ‚Volksherrschaft‘ heißt es übersetzt — gleiches Recht für alle.“

„Hast du auch die Demokratie gewählt?“

„Ich?“ Ruth lachte. „Ich, mein Kind, bin nur eine Frau, und Frauen dürfen nicht wählen.“

Margit fuhr auf, fragte nur mit den Lippen: Wieso? Dann laut „Ich darf nur wählen, wenn ich ein Junge bin?“

Schlüssel klinkten, die Flurtür schlug ins Schloß. Vater! Es lief etwas durch die Luft, das nichts an seinem alten Platz beließ. Ruth stand auf, Marisch holte das Bügelbrett weg, das Klavierspiel brach ab, die Geschwister stürzten vom Hof herein, aus Margits Faust sickerte wieder Blut.

Vater wusch sich im Badezimmer die Hände. Marisch kam wieder, meldete Ruth gedämpft: „Es ist jemand vom Haus draußen.“ Margit schließt sich in die Toilette ein. Vaters schwere Tritte klopfen vorbei. Die Zimmertür geht, Katos Aufschrei: „Ich wars nicht!“ Vaters Stimme schüttelt die Wohnung: „Wo steckt die Rotznase? Das sieht eigentlich *deiner* Tochter, der Margit, ähnlich!“ Ruths Stimme legt sich ein: „Gerade Margit geht nie in die Nachbarschaft.“ Der Vater schreit: „Eine Heuchlerin ist sie! Sie muß ein Buch von dem Kerl gewollt haben! Ganz dämlich ist sie schon vom Lesen! Du merkst sowas natürlich nicht! Eine Lügnerin ist sie!“

Spitz treffen Margit die Is und Üs durch Türen und Wände. Sie hört Kato aufheulen, schließt und reißt die Tür auf, rennt mit zusammengekniffenen Augen hinein.

„Sieh sie dir nur an!“ ruft Vater triumphierend, packt Margits Arm. „Willst du sofort alles eingestehen?“

Katos schwarze Augen sehen sie mit wildem Vorwurf an.

Der Vater biegt Margits verkrampfte Finger auseinander. Dunkles Blut sickert weg. „Sie hat sich wieder verstellt!“ ruft er.

„Nicht wahr!“ wimmert sie.

„Schauspielerin!“ sagt er hämisch gedehnt. „Lügnerin!“ Sich verheddernd sucht er nach neuen, schmerzenderen Ausdrücken.

„Nicht wahr!“ ruft Margit blind. Sie sieht ganz nahe Vaters verändertes Gesicht, macht eine abwehrende Bewegung.

Er kreischt: „Was? Zurückschlagen?“ Ein Hieb. Die letzten Schläge treffen schon Ruth, die sich dazwischen gestellt hat. Seine Stimme klettert hörbar, balanziert auf einer Spitze: „Deine Erziehung!“

Alles schlief schon, nur Ruths Nachttischlampe zog noch einen hellen Strich unter die Türe. Margit setzte die Füße auf den Teppich. Ihre Augen brannten von Tränen. Ruths Blick, als sie ihr die Hand verbunden hatte, lag noch

atembenehmend auf ihr. Sie hatte sie heute nacht nicht geküßt. Doch wird sie Vater nicht um Verzeihung bitten.

Etwas hatte sich verändert, lag wie ein Schatten auf der Erfindung. Plötzlich durchzuckte sie etwas wie ein Stich: Nie wird sie wählen dürfen! Aber irgendein ganz dummer Junge, der in der Schule durchfällt. Sie schlich an Ruths Bett. Fröstelnd und scheu formte sie ihren Gedanken: „Können wir beide wirklich nicht wählen, auch wenn ich etwas ganz Großes tue? Niemals?“

Wie ein kleiner sperrender Vogel sah sie zu ihrer Mutter auf. Etwas Kühles und Warmes zugleich zog in Ruth hoch. Dieses Kühlwarme wurde immer heißer. Das „Niemals“ vibrierte noch in der Nachtstille. Sie zog den kleinen Körper mit der großen Sorge unter ihre Decke. „Auch wenn ich was Großes tue, auch dann nicht?“ flüsterte es wieder.

Ruth machte ihre Augen ganz auf. Der helle Widerschein des Fensters krümmte sich zwischen Wand und Zimmerdecke. Sie sagte langsam: „Es gibt schon Länder, wo auch Frauen wählen können. Sie haben lange dafür gekämpft.“

Margit hörte mit dem ganzen Körper zu. „Auch Mädchen?“

„Auch Mädchen“, lächelte Ruth schläfrig.

„Ich werde auch dafür kämpfen“, flüsterte Margit. „Ich werde Gold beschaffen“, murmelte sie im Halbschlaf.

Ruth machte die Augen wieder auf. „Sie träumt vom Geld?“ dachte sie betroffen, „sollte sie so werden?“

Das helle Viereck lag etwas hochgerutscht auf der Decke. Ruth taten ihre eigenen Gedanken weh.

Nach den Sommerferien war die ganze Familie für einen Sonntagabend bei Farkaschs eingeladen; ihre Tochter Vilma war aus dem Institut wiedergekommen. Ruth war nach dem Mittagessen mit den Kindern ins Stadtwäldchen gegangen, nachher wollten sie die Vajdas abholen; es war nur ein kleiner Umweg.

Fremde, etwas unheimliche Straßen waren es. Holz- und Alteisenlager wechselten mit graugelben, kleinlaut in die Erde gesunkenen Behausungen. Die Brandmauern der wenigen höhergeschossenen, zwei- und dreistöckigen Gebäude klagten weithin ihre Einsamkeit, die kleineren Häuser hatten mit ihren halb niedergelassenen Jalousien etwas menschenähnlich Müdes. Die roten Inletts, die aus den Fenstern hingen, waren unfroh wie Schwindsuchtsrosen auf hageren Gesichtern. Übermäßig tief lag der Fahrdamm, mit ungleichen Granitsteinen gepflastert und Pfützen übersät. Die Luft stand unbeweglich. Barfüßige Jungen spielten Fußball mit einer aus Lumpen zusammengedrehten Kugel. Der Ball platschte schwarze, ölige Flüssigkeit aus den Pfützen. Ruth bog mit ihren weißgekleideten Töchtern rasch in eine Nebengasse. Sie gingen durch mehrere enge Straßen. Die Häuser wurden höher, die Fenster waren vollgestopft. Männer und Frauen stützten sich breit auf, wie für den ganzen Tag. Sie quetschten zerdrückte Kissen unter den Ellbogen und

unterhielten sich laut über die Straße hinweg. Die Frauen hatten Papierröllchen rings um den Kopf, die Männer geölte Haare wie Seidenkappen.

Die kleine Schwester flüsterte: „Schau — Schmetterlinge!“

Kato lachte: „Das sind doch Schnurrbartbinden.“

„Geht doch schneller!“ Ruth gab ihnen kleine Stubse in den Rücken.

Schon von weitem bemerkten die Kinder das hellere Haus, wo die Vajdas wohnten. Die Kleineren liefen voraus. Kato, die zuerst ankam, prallte zurück: „Ein Zauberschloß!“ In der Torfahrt blieb auch Ruth stehen.

Hinter der niedrigen Mauer, die den Hof des Nachbarhauses abtrennte, war alles verändert. Um die Hofgänge herum gab es keine Eisengitter mehr, nur noch rote Tücher. Auch die gelbgrauen Wände waren von Männern, Frauen und Kindern verdeckt. Eine überlebensgroße Puppe baumelte zwischen bunten Lampions über dem Hof. Gesang, Schreie und ausgelassene Drehorgelmusik waren noch verwirrender.

Tante Schari, Ruths Schwester, erzählte lebhaft, daß das Nachbarhaus einen Boykott gegen den Hauswirt mache wegen der hohen Mieten und der unbrauchbaren Herde. In dieser Gegend sei das keine Seltenheit.

Marius war mit dem Vater spazieren. Auf dem Ofenblech, zwischen gebrauchten Streichhölzern, bemerkte Margit den braunen Stein, das Nebenprodukt. Sie hob ihn betroffen auf, legte ihn behutsam auf das Buffet. Sie stahl sich auf den Hofgang, der offen gegen das Nachbarhaus war. Die riesige Puppe aus Lumpen hing ihr gegenüber, mit den aufgenähten weißen Buchstaben auf dem Bauch: „Der Hausherr.“

„Auch Onkel Farkasch ist ein Hausherr“, dachte sie.

Jetzt sangen alle, die unten im Hof, die auf den Etagen, über die Gitter gebeugt: „Wohlan, wer Recht und Freiheit achtet . . .“ Die übrigen Worte konnte sie nicht gut heraushören. Die Frauen, Kinderbündel am Arm, sangen mit, schüttelten die Bündel dazu. Nachher schrie einer: „Nieder mit dem Hausherrn!“ Das konnte nichts Gutes bedeuten. Und Onkel Farkasch war auch Hausherr. Alles schrie wild: „Nieder mit ihm, dem Blutsauger!“ Der Himmel kam in Reichweite, preßte sich auf das Viereck, das die Dachkanten aus ihm herausgeschnitten hatten. Die Drehorgel leierte wieder. Alles schrie, sang, jubelte. Die Lampions schwollen in immer hellerem Orangerot. Der Himmel war auf einmal ausgelöscht.

Kato öffnete vorsichtig die Flurtür. Zu zweit trauten sie sich weiter vor, bis zum Ende des Hofganges, wo das Gitter sich zur Wand krümmte. Gleich dahinter waren schon die roten Tücher des Nachbarhauses. Ein kleiner Junge, der außer einer zu großen Jacke nichts auf dem Körper zu haben schien, wurde immer näher an ihr Gitter gedrückt. Margit dachte: Wenn wir berühmt sind, dann kaufen wir ihm einen weißen Matrosenanzug.

Neben dem Jungen stützte sich eine Frau auf das rotbedeckte Gitter, gab ihrem Kleinen die Brust. Die Brust sah aus, wie langgezogene Haut. Der Junge drehte sich den Mädchen zu, spitzte den Mund, spuckte gegen sie. Sie wurden plötzlich nach hinten gezerrt. Schari und Ruth hatten schon eine Weile dem Rummel zugeschaut. Eine kleine Frau beugte sich weit über das Git-

ter, rief mit rauher Stimme: „Warum lassen Sie denn die Göhren aus den wattierten Schachteln? Am Ende kriegen sie noch was Unanständiges zu sehen!“ Schallendes Gelächter verschlang die Musik.

Schari zog sich an. Ruth sagte: „Meine Knie zittern mir.“

Schari deklamierte: „Die Memmen seh ich blaß und zittern schon; mein Lied ist Sturmgeläut, Revolution!“

Ruth machte die Kinder für den Weg zurecht: „Wie mag sich Petöfi das mit dem Volk und der Revolution gedacht haben? Mehr als sechzig Jahre sind seitdem vergangen und heute sind sie leider noch ebenso unverschämt und roh.“

„Bei dem Leben, das sie führen müssen, konnte sich das nicht gut ändern“, seufzte Schari, „hier bekommt man manches zu sehen, was du dir nicht vorstellen kannst.“

Ruth band einen Tüllschleier um ihren großen Hut, zog dann Finger um Finger ihre Handschuhe an.

Margit war stolz auf ihre schöne Mutter, auf die goldene Kette, die ihr über die Mitte hing und im Gürtel eine kleine goldene Uhr trug. Sie hatte sich schon oft vorgestellt, wie das sein wird, wenn sie, selbst so groß, sich einen Schleier umbindet und Glacéhandschuhe anzieht. Mit Schrecken erfaßte sie, daß die Leute da draußen sich nichts aus ihrer Mutter machten, vor ihr sogar geschimpft hatten. Die Kette flößte ihnen keine Achtung ein. „Leider sind sie noch so roh“, wiederholte sie Ruths Worte in Gedanken.

Die Frau hatte vor allen Leuten ihre Brust entblößt. Weshalb gab es aber rohe Menschen? Weshalb war die Brust der Frau so schmal?

Bei Farkaschs waren alle Zwischentüren offen, ein langer Tisch zum Abendessen gedeckt.

Ruth erzählte ihrer Schwester, Anna Farkasch, von der Demonstration gegen den Hausbesitzer. Anna verzog den Mund: „Farkasch würde sich sowas nicht bieten lassen.“ Sie reichte Photos herum: Vilma in Steirertracht, Vilma in Abbazia, Vilma im Park des Instituts. „Auf Reisen und Wandern legt man im Ausland großen Wert.“ Sie sagte nicht Österreich, sie sagte Ausland.

„Ausland“, wiederholte Margit leise das Wort. Ob es auch im Ausland Kinder gibt, die so arm und böse sind?

Farkasch kam aus dem Klub, roch nach Tabak und nach dem besonderen, mit Kölnisch-Wasser untermischten Duft der Farkasch'schen Wohnung.

Er nickte zu den Bildern, was als Begrüßung aufgefaßt werden konnte. Sein bartloses, zufriedenes Gesicht mit den etwas aufgeworfenen Lippen erweckte die Vorstellung einer aufdringlichen Nacktheit.

Luftumweht kam Marius mit seinem Vater Hermann. Margit wollte sofort von ihm wissen, was ein Boykott ist, was Petöfi mit dem Volk gewollt hat und ob sie Vilma in die Erfindung einweihen darf. Als Vilma vor zwei Jahren in das Institut gekommen war, hatten sie sich ewige Freundschaft geschworen; es ging nicht an, daß sie jetzt mit anderen ein Geheimnis hatte. Als die Großen zum Mokka ins Herrenzimmer gingen, saß Marius noch bei

seinem Kastanienpüree mit Schlagsahne. Margit, an das Fenster gelehnt, wartete auf ihn. Er zog aber mit Vilma ab, ihr Zimmer zu besehen. Nachher spazierte er mit Farkasch auf und nieder. Margit drückte die Stirn gegen die kühle Fensterscheibe. Sie hatte Kopfwahl. Sie versuchte sich auszudenken, wie das sein wird, wenn sie in die Höfe fliegen können. Ob die Leute auch dann noch roh und unverschämt blieben?

Das Fenster knirschte. Marius hatte den feuchten Finger über die Scheibe gezogen. Sie schreckte auf.

Er sagte: „Ich bin dir seit langem schon aus dem Wege gegangen, das hast du sicher gemerkt.“

Margits Blick störte ihn. Er ließ die Scheibe noch einmal knirschen, sah auf die Straße. „Ich bitte dich, alles ruhig hinzunehmen.“

Margit riß den Kopf herum. Marius zögerte. „Bei Oskars war Haussuchung“, murmelte er dann. Er mußte ihr alles genau erzählen. Unter dem Druck des Staubs hatte sich die Decke gewölbt und kleine Risse bekommen. Die Mieter über Oskars mußten etwas gemerkt haben, waren auf die Polizei gelaufen.

„Da siehst du ja, man darf den Probeflug nicht länger hinausschieben!“ Ihr ganzer Körper brannte. Seit jenem Gespräch hatte sie ihr Taschengeld nicht angerührt, ihre alten Schulbücher verkauft, sich von Großvater Geld schenken lassen. Sie konnte das Gold beschaffen.

Vilma forderte sie schon zum dritten Male zum Kartenspielen auf. „Ich komme gleich!“ rief Marius zurück, sagte hastig zu Margit: „Man kann jetzt nichts machen, alles ist versiegelt, vielleicht ist Oskar sogar verhaftet.“

Margit wurde steif: „Wie? Dann müssen wir doch sofort helfen! Wir müssen Vilma auf alle Fälle einweihen!“

„Gut, erzähle ihr alles.“

Margit hatte kaum zu reden angefangen, da lachte Vilma los: „Und du glaubst ihm das alles? Eine Erfindung?“ Unter Margits Haut sickerte ein leichtes, hellrotes Lächeln, als hätte Vilma gesagt: Und du glaubst, daß du auf der Welt bist?

Vilma glaubte natürlich nur an handgreifliche Dinge, vielleicht nur an solche aus dem Ausland. Wie wird sie aber staunen, wenn sie beim Probeflug ihr Leben aufs Spiel setzen wird...!

Vilma tuschelte mit Marius.

Wenn es keine Erfindung gibt, wozu sollte ich dann jeden Tag einen halben Liter Milch trinken, um kräftig zu werden; wozu sollte ich in der Schule die Beste sein? Wenn man nicht wußte, daß nichts so bleiben wird, wie es jetzt ist! Nein, ohne Fliegen und ohne Ruhm, ewig im Hofzimmer in der Harsfagasse und nachher „glückliche Braut“ werden — dann lieber noch weglaufen von Zuhause! Nie werde ich ein Korsett tragen, den ganzen Tag Staub wischen von geschnitzten Möbeln und das Geschimpfe anhören, wenn der Mann nach Hause kommt und dazu noch schweigen, weil man kein Wahlrecht hat! Vielleicht werde ich nicht einmal eine lange goldene Kette tragen und Glacéhandschuhe...

Vilma kam, zog Marius an der Hand hinter sich her: „Siehst du, wie du dich verkohlen läßt! Mir hat er sofort gesagt, daß es nur ein Spiel war!“ Sie lehnte sich an Marius, berührte Margits Hand, die wie leblos herunterhing. „Komm, wir spielen Städtenamen!“

Margits Lider schlugen auf und ab. Bestimmt schlief sie nicht. Sie war bei Farkaschs, stand neben dem Fenster. Marius kam, lächelte, seine Augen hinter der Brille hatten einen matten Schimmer: „Bist du mir böse? Ich wollte wirklich nicht so weit gehen — du hast mich richtig dazu gedrängt. Ich dachte, daß dir die Sache schließlich zu dumm werden wird, es half aber nichts, wirklich — man konnte gegen deinen Glauben einfach nicht aufkommen! Was hast du denn? Jetzt ist es wirklich einerlei. Sei nicht so dumm, sei nicht böse — es war eigentlich sehr schön! Ich werde immer daran zurückdenken, auch wenn ich älter bin. Ich werde das nie vergessen. Ich werde auch dich nie vergessen . . .“

Margit sah seine Lippen sich bewegen.

Sie stand noch lange am Fenster, dachte: Es gibt keine Erfindung!

Sie versuchte sich an dieses Neue zu gewöhnen. Alles um sie sah noch genau so aus wie vorher. Alles wird so weitergehen wie bis jetzt. Sie wird morgen in die Schule gehen. Nein, umsonst war sie jetzt schon in der dritten Klasse, umsonst lernte sie schon Chemie, nie wird sie in der Chemiestunde plötzlich aufstehen dürfen und der Lehrerin erklären können, daß die Kohle kein Element und einer ihrer Bestandteile ein feiner Staub ist, der die Frage des Fliegens auf die einfachste Art löst.

Nein! Es ist nicht wahr! Es ist nicht ihre Kehle, aus der ein wirklicher Schrei kommt, es ist der ganze aufgerissene Körper. Es ist auf einmal gar nicht mehr ihr Körper — auf der Erde liegt Marisch, das frühere Dienstmädchen, gleichzeitig Amme von der kleinsten Schwester. Jemand bringt ihr Essig, verreibt ihn auf ihrer Stirne. Den Brief kann man nur mit Mühe aus den Fingern schälen. Ruth sagt: „Das war schon ihr drittes!“ Sie meint das dritte Kind, das ihr in der Pflege gestorben ist. Weshalb hat sie ihr Kleines nicht mit zu uns genommen, sie hat doch so viel Milch?

Auf einmal ist sie nicht mehr Marisch, sie ist eine alte runzlige Frau, die auf dem Pflaster liegt. Ein schmaler, roter Streifen kommt aus ihrem Kleid. Ein Tuscheln: Gräfliches Gespann! Eine Hand reißt Margit weg. Weshalb hat sie denn nicht aufgepaßt, ärgert sich Vater, wie kann ein altes Weib so viel schleppen! Wie kann sie auch? Der rote Streifen zerfließt — es ist ein roter Hof. Die ausgelassene Drehorgelmusik tut ihr weh, sitzt tief in ihrem Schädel. Nieder mit dem Hausherrn! Onkel Farkasch ist aber auch Hausherr. Unsinnig oft denkt sie das hintereinander.

„Bist du mir wirklich böse?“ Marius' Stimme ist ganz nahe, sein Atem an ihrem Gesicht. Das ‚wirklich‘ klingt noch lange hell nach. Es zieht in Margits Kreuz, in ihren Beinen laufen Ameisen. Die Ecke des Salons kann sie von hier aus sehen. Onkel Hermann streckt die Beine vor, raucht, lächelt, scheint sich in diesem Leben sehr wohl zu fühlen. Gibt es das, ein Leben, das lächelt — bei allen Ungerechtigkeiten und ohne Erfindung?

Alles schwimmt, versinkt, kommt näher. Ruth kommt näher, fragt: „Hast du Kopfschmerzen?“

„Das Mädel ist wie aus Wachs“, sagt Anna, „im Sommer kommst du mit in unsere Villa!“

Ruth bringt ihren Mantel: „In der letzten Zeit kann sie nicht mehr maßhalten.“ Im Treppenhaus sagt der Vater: „Das kommt bloß von ihrer schlechten Gesellschaft. Jetzt ist aber die Vilma da, von ihr kannst du was lernen! Und nicht den ganzen Tag hinter Marius herlaufen!“

Ihre Zähne schlugen gegeneinander, rasch zog sie sich aus. Als sie ihr Hemd auf den Stuhl legte... Ihre Hand blieb in der angefangenen Bewegung stehen. Was sie nie glauben wollte, war Wirklichkeit — die Erfindung aber nicht.

Das war Wirklichkeit — die Erfindung aber nicht!

Ruth rief ihr etwas aus dem Schlafzimmer zu. Sie rief zurück: „Mutter!“

Ruth kam, legte ihr die Hand auf die Stirne, fragte: „Hast du Schmerzen?“

Sie antwortete: „Nein, aber —“

Ruth zog ihre Hand zurück: „Also — gute Nacht, morgen werde ich dir alles erklären.“

Sie wollte nach Mutters Hand greifen, sie aber war schon weg. Ein kleiner sinnloser Laut kam aus ihrem Munde. Die Mutter nickte ihr noch einmal zu: „Es ist in Ordnung so.“

Es war nicht in Ordnung so! Sie lag auf dem Rücken, wagte keine Bewegung. Feierlich hob sich ihr Körper in den Mittelpunkt der Welt. Ein wohliges Riesel, helle und dunkle Kringel, Eindämmern. Mit einem Ruck wurde sie wieder wach: die Erfindung!

Unnütz ist ihr Leben geworden.

Sie schwimmt im Weltall auf einer handbreiten Insel. Die Zeit dehnt sich ins Unmögliche. Sie muß etwas Neues anfangen! Ganz von vorne!

Die Musterung der Wand prägt sich ihr als das Allerwichtigste ein. Nach Jahren wird sie sich daran erinnern und an ein längliches helles Viereck, das immer von oben rechts kam und links unten verging. Langsam erheben sich die weißen Möbel. Die Tischecke glänzt, die Kanten eines Buches werden deutlich. Gestern nachmittag las sie noch in der ‚Tragödie des Menschen‘ von Madach. Als sie das Buch hinlegte, gab es noch die Erfindung.

Alles wird leicht und schaukelnd. Sie fliegt und gibt die Richtung mit dem Taktstock an, wie ihr Gesangslehrer, wenn die Klasse am fünfzehnten März die Nationalhymne singt. Marius fliegt mit. Sie sieht ihn nicht, weiß aber, daß er es ist. Ihre große Schwester flüstert ihr ins Ohr: „Du, ich weiß, wie die Kinder auf die Welt kommen.“ Die Flüsterstimme ist scharf, kitzelt unangenehm das Ohr, sie hält es sich zu, ruft: „Ich will es nicht wissen!“

Ihre große Schwester fragt: „Woher weißt du, daß Marius ein Junge ist?“

Sie ruft: „Ich bin ein Junge!“ Sie ist plötzlich Marius, sagt: „Hermann ist doch mein Vater.“

Die Mutter wendet ihr Gesicht schnell ab, vielleicht weint sie. Das ist doch

viel besser für uns beide, Onkel Hermann macht uns das Wahlrecht und du brauchst nicht mehr solche Lieder zu singen, wie die verdorbenen Dienstmädchen!

Marisch zieht ihre Brust heraus, sie ist lang und schmal — dann ist es gar nicht mehr Marisch, es ist die Frau aus dem roten Hof. Alles fängt an zu brennen. Sie fühlt die helle Hitze des Brandes . . .

Die Sonne ist es, die auf ihr Gesicht fällt. Es ist ein streichelnder, glänzender Sonntagmorgen.

Sie fliegt wieder. Jemand ruft von unten nach Marius. Es ist Vilma, sie wiegt sich im Takt einer ausgelassenen Musik. Marius will sie holen, er muß aber zwischen Schnüren und Lampions herunter. Auch Marius ist Hausherr! Sie fühlt Übelkeit. Er ist schon heruntergefliegen, sie zeigt ihm die Faust: Das Herunterfliegen gehört mir, ist meine Erfindung! Dich interessieren sowieso nur noch Mädchengeheimnisse. Ich werde aber niemals so werden, wie die Erwachsenen, du wirst es sehen!

An Vilmas Stelle steht jetzt das frühere Dienstmädchen, das ihr von der Operation der Mutter erzählt hat. Sie wartet auf eine Antwort. Sie sollen es hören, ich werde zum Trotz fliegen! Und den Marius werde ich nie heiraten! „Ich werde fliegen!“ ruft sie noch einmal und stürzt.

Die Möbel glänzen mit weißen Ecken. Ihr Gesicht, ihre Haare sind naß von Tränen und Schweiß. Sie setzt sich auf, blinzelt in die Sonne, denkt: „Und doch will ich nicht so werden wie die anderen, die Erwachsenen!“

Fritz Brügel

ZWEI GEDICHTE

DIE GEWISSHEIT

Unser Herz kennt jede Stunde,
da der Aufruhr grell entsprang,
aller Niederlagen Wunde
und den schweren Untergang.
Und den Haß der frechen Sieger
und die Feigheit stumm und klein:
wir, die heute Unterlieger,
werden morgen Sieger sein.

Auf Schafotten unsere Ahnen,
auf dem Galgen unser Ruhm,
darum Blut auf unseren Fahnen,
Haß in unserem Heldentum.
Und in unseren Herzen tragen

wir des Leides schweren Stein.
Die man heute hat geschlagen,
werden morgen Sieger sein.

Die die Macht in Händen haben,
wissen so wie wir genau,
daß wir einmal sie begraben,
stumm im ersten Morgengrau.
Manchmal, wenn sie jäh erwachen,
in der Frühe falbem Schein,
wissen sie: die sie verlachen,
werden morgen Sieger sein.

GEMESSENE ZEIT

Uns sind die Stunden zugewogen
und vorgezählt ist jeder Tag
bis uns die Zeit wie Spreu zerflogen,
die uns zu Buche stehen mag.

Drum wollen wir die Stunden fassen
und halten fest in unserer Hand
und erst zu Boden fallen lassen,
wenn sie zu Asche grau gebrannt.

Die andern heißen Ewigkeiten,
der kurzen Jahre schnellen Lauf,
sie spielen Ball mit Sternenzeiten,
sie mutzen sich mit Masken auf.

Was sie mit großem Wort benennen,
für kleines Geld kommt es zur Gant
und wird wie Zunder leicht entbrennen
und ist zur Asche rasch verbrannt.

Uns sind die Stunden zugewogen,
da wir in Traums Umarmung sind,
bis aus der Nächte schwarzen Bogen
der graue Morgen rieselnd rinnt.

Sie nahmen sich die Zeit zu eigen,
sie kennen nicht der Jahre Maß:
es blüht nach jedem Lärm das Schweigen
sanft wie des Frühlings erstes Gras.

DIE UNIFORM

Stefan Winkler ging bereits ins sechzehnte Jahr und wuchs schon der Mutter über den Kopf. Sie wagte nicht mehr, wie früher, auf ihn loszudreschen; er nahm ihr, da er stärker war und sich der Züchtigung schämte, die Gegenstände, die sie gegen ihn aufgriff, aus den Händen, hielt ihr die erhobenen Fäuste fest und schrie jähzornig: „Ich bin kein Kind mehr! Ich hab lang genug stillgehalten! Ich bin keine Trommel, auf die jeder nach Belieben loswänsen kann. Hörts nicht auf, dann erlebt ihr eines guten Tags etwas!“ Diese Drohung wiederholte er immer eigenwilliger, und die erschrockene Mutter glaubte fest, diese „Widerspenstigkeit“ sei nur auf sein Nichtstun zurückzuführen und dem Einfluß der Horde anderer Burschen zuzuschreiben, mit der er sich tagsüber herumtrieb. So blickte sie ihm entsetzt in das zornflammende Gesicht und rang unter schweren Seufzern mit der Angst, er führe gelegentlich doch noch aus, was er ihr androhte. Dabei war er, als das älteste ihrer fünf Kinder, ihre einzige Hoffnung, er sollte bald seinen Teil zum Unterhalt der Familie beitragen.

Stefan war ein großer und schöner Bursch. Seine Haarmähne fiel goldgelb und lockig in die breite, eigensinnige Stirn, und wenn sein Zorn verrauchte war, wurde er wieder gutmütig und verträumt; er machte in Gedanken weite, abenteuerliche Fahrten auf Schiffen, er tauschte eifrig Hefte und Bücher mit seinen Freunden aus, verschlang mit Gier die fantastisch-blutrünstigen Erzählungen von mutigen Indianerhäuptlingen, tollkühnen Verbrechern und Detektiven, die wunderbar verlockenden von Goldländern und Schatzsuchern. Da war die Welt so unendlich groß und schön — und er mußte in dieser elenden Hüttenwerkstraße mit den vier- und fünfstöckigen Gefängnissen verkümmern! Für ihn sollte auch die andere Welt, der Ersatz für jene lockende, farbige, unerreichbar bleiben: die hohen braunen Schnürstiefel und die Uniform, die Erich Heidemann schon seit Monaten tragen durfte: das vertrotzte und verbitterte Stefan, denn immer standen die Eltern mit ihren Einwänden oder der Geldmangel dazwischen. Der ewige Geldmangel und der beständige Vorwurf, daß er ja noch keinen roten Heller verdient habe! Grollend hockte er unten auf der Haustreppe, immer im selben, zu engen und verschlissenen Anzug, neidisch auf die anderen Burschen, die sich noch anständiger Sachen erfreuten, und betrachtete die dicht aufeinander gebauten trüben Mietskasernen voller Verachtung. Das würde wohl so das ganze Leben fortgehen: diese Gefangenschaft, diese Sehnsucht nach Abenteuerlichem und dieses Warten auf einen neuen Anzug. Dabei wäre das braune Zeug, das Erich Heidemann trug, schon auf Ratenzahlung zu kriegen! Aber Erichs Eltern waren ja besser dran. Der Alte war Meister in der Hütte und ar-

beitete noch voll, während Stefans Vater froh sein mußte, wenn er in der Woche noch seine drei oder vier Tage schaffen konnte.

„Ich weiß, was ich tu“, sagte Stefan eines Tages zur Mutter, „ich reiche bei einem Vermittlungsbüro ein Gesuch ein . . . als Schiffsjunge!“

Die Mutter brachte kein Wort hervor.

Da mischte sich der Vater ein, der gerade zugegen war; der wurde plötzlich wie wild vor Zorn. „Ein Lungerer und Haderlump bist du, du nichtsnutziger Kerl!“ schrie er. „Als Schiffsjunge? Ich nehme einen Knüppel und schlage dir den ganzen Unsinn raus aus dem Dickschädel! Haben wir dich bisher umsonst durchgefüttert, daß du uns das jetzt so lohnst? Sobald ich nur eine Gelegenheit finde, dich im Werk unterzubringen, dann kommst du mit und arbeitest wie ein rechtschaffener Mensch! Wie wir uns immer rechtschaffen haben durchs Leben schlagen müssen!“

Stefan wagte vor dem erbosten Vater nicht, weiterzutrotzen, aber sein Entschluß stand fest, das Gesuch gegen den Willen der Eltern wegzuschicken; jetzt erst recht, denn unter den gegebenen Umständen kam er überhaupt nicht mehr aus dem Jammerdasein heraus.

So begann sein siebzehntes Lebensjahr und er erwog und verwarf Pläne auf Pläne. Nun trug auch schon der Fritz Brand eine braune Uniform wie der Erich Heidemann. Aber auch Fritzens Alte konnten sichs leisten, die hatten einen Gemüsestand auf dem Markt und betrieben dazu ihr Geschäft in der Straße.

Stefan faßte sich noch einmal ein Herz und sagte mutig zu seinem Vater: „Gut, wenn ihr mir durchaus keine Erlaubnis geben wollt, daß ich wegfahre, dann gebt mir wenigstens die Erlaubnis, mich bei den Nazis aufnehmen zu lassen. Der Erich und der Fritz sind auch schon dabei, und ihre Eltern haben auch nichts dagegen, daß die beiden sich Uniformen besorgt haben. . .“ Da war es der Vater, der eine Weile kein Wort herausbrachte. „Großer Gott“, sagte er darauf ganz erschrocken, „großer Gott — was der Junge für tolle Einfälle hat! Zu den Nazis will er! Und dabei weiß noch niemand, wie alles weiter wird; es sind schon so viele entlassen, und es werden wahrscheinlich noch mehr Buden zum Brachliegen kommen, und da möchte der Kerl zu den Nazis!“ Und in jähem Wutanfall schrie er: „Das schlag dir nur man ja aus dem Kopf! Das duld ich schon man gar nicht! Das schlag dir aus dem Sinn! Du sollst mir von den andern nicht scheel angeguckt werden! Solang ich es verhüten kann — dort gehst du mir nicht rein!“

Stefan starrte den Vater lange an, enttäuscht, trotzig, überlegend, wie er diesmal doch seinen Willen durchsetzen könnte.

„Wenn es von den paar Mark abhängen sollte, dann schaff ich schon irgendwie Rat, das laßt nur meine Sorge sein“, sagte er leichthin. „Ich bin es nun mal satt, in diesem knappen Plunder hier mein ganzes Leben zu verschleißen. Ich komm ja zu keinem neuen Anzug und zu nichts“, sagte er hastiger. „Und dann tut ihr noch, wie wenn ich noch ein Kind wär und

denkt nicht dran, daß ich beinah siebzehn bin. Ich will von euch nicht einen Pfennig dazu haben . . .“

„Du gehst mir nicht dahin!“ brüllte der Vater noch heftiger, „unter diese Lumpen gehst du mir nicht!“

„Lumpen?“ versetzte Stefan. „Hätten wir nur das Geld, was die Brands und die Heidemanns haben, dann säßen wir nicht so jämmerlich drin. Im Gegenteil — die Lumpen sind wir!“

„Da hat der Junge recht“, seufzte die Mutter, „die ärmsten Lumpen sind wir.“ Sie streichelte ihm über den Kopf: „Du hast recht, Junge, aber der Vater hat keine Schuld und ich noch weniger, daß wir so übel dran sind. Wir können uns weder mit Brands noch mit Heidemanns messen, trotzdem können wir unsern Kopf hochhalten. Wir haben uns unser ganzes Leben geplagt, und daß wir es zu nichts gebracht haben, ist nicht unsere Schande. Aber der Vater wird es schon wissen, weshalb er so dagegen ist. Hör auf den Vater!“

„Der kommt mir so bald wie möglich in eine Arbeit, das versichere ich ihm“, brauste der Vater wieder auf. „Wären heut andre Verhältnisse, so wär er längst untergebracht. Durch das Rumlungern allein kommt er auf so dumme Gedanken!“

Stefan wußte nunmehr, daß er dem Vater nimmer mit solchen Wünschen kommen durfte. Er trieb sich weiter in der Stadt umher, auf den Verladebahnhöfen, wo mehrmals in der Woche riesige Mengen von Lebensmitteln abgeladen wurden. Er bot hier und da seine Hilfe an und verdiente sich ein paar Groschen durch Abtragen von Kisten oder Säcken. Oft kam ihm dabei der Gedanke, einfach mit einer Kiste oder einem Sack zu verschwinden, aber die Händler hatten wachsame Augen und die Polizei stand stets in der Nähe. Er staunte immer aufs neue, wohin diese Unmenge von Nahrung wohl verschwinden mochte, von der sie zu Haus immer nur einen recht kümmerlichen Anteil abbekamen. Da wurden waggonweise die herrlichsten Würste, Schinken und das appetitlichste Zeug achtlos aufgestapelt, und er durfte nicht danach langen, obwohl er, wenns hoch kam, einmal in der Woche ein Stückchen Wurst, nicht von der besten, vorgesetzt bekam. Erich wußte dafür eine Erklärung: „Das gehört alles den Juden, und die Juden fressen den besten Teil davon, denn sie sind immer die Blutsauger des armen Volkes gewesen!“

„Mutter, weißt du, wer das alles, was in den Markthallen aufgestapelt wird, fressen tut?“ fragte Stefan zu Hause. Und als ihn die Mutter verständnislos anguckte, sagte auch er: „Die Juden! Die Juden fressen den ganzen Kram, und wir haben das Nachsehn. . .“

Als sie ihn noch immer ohne Verständnis anguckte, zupfte er an seinem schäbigen Anzug: „Da, beguck's dir! Und die Judengeschäfte liegen voll davon! Alles stehlen uns diese Spitzbuben. Ich geh doch noch mal in die SA, wenn ich älter bin, und ihr mir keine Vorschriften mehr machen

könnt! Es ist ja lächerlich, daß ihr mir immer dazwischen redet — wo es höchste Zeit wär, daß wir den Spitzbuben auf die Bude rückten!“

Der Vater lief sich schier seine Beine ab, um für Stefan einen Arbeitsplatz in der Hütte durchzusetzen. Er berief sich auf seine langjährige Tätigkeit im Werk, auf seine Zuverlässigkeit; er erbat Fürsprache bei seinen Vorgesetzten, damit seine Bitte berücksichtigt würde — doch er schaffte es nicht. „Bis auf weiteres werden keine Arbeiter und Lehrlinge mehr eingestellt“, stand überall auf Tafeln; und diese hingen schon seit Jahren und wurden wahrscheinlich nie mehr zurückgezogen.

Was nun mit dem großen Burschen anfangen? Auch außerhalb der Hütte bot sich keine Gelegenheit, ihn in anständige Arbeit zu bringen; die Straße wimmelte ja geradezu von heranwachsenden Jungen, die sich ohne Arbeit herumtrieben. Ob es wirklich ein Ausweg wäre, zu erlauben, daß Stefan bei den Nazis eintrat? Der alte Heidemann, der sicherlich gute Beziehungen zu den Oberen hat, würde sich in diesem Falle für den Burschen einsetzen . . . Der Vater vermochte aber seine Abneigung gegen diese Leute nicht zu überwinden. Zu oft stieß er auf die marschierenden Züge der Braunnunifor- mierten, die unter Hakenkreuzfahnen und mit Schlachtgesang durch die Stadt zogen — sie erinnerten ihn zu sehr an jene, mit denen er vor vielen Jahren ins Feld hinausgezogen und von denen die meisten nicht mehr zurückgekehrt waren. Auch jene damals waren wie berauscht gewesen, diese kraftvollen und blühenden Burschen, die dann so elend und grausam zugrunde gingen. Und nun standen sie wieder in ganzen Regimentern da, in Reih und Glied, und ließen sich von den „Führern“ gegen einen „Feind“ verhetzen, der nichts anderes war, als die verarmten und unzufriedenen Arbeiter. Denn der „oberste Führer“, Adolf Hitler, saß doch, man erzählte es überall, mit den Herren der Werksgesellschaften an einem Tisch und nahm von ihnen Gelder an, um noch mehr Legionen für dieses braune Heer zu werben, und gegen die Unzufriedenen zu schicken. Dabei erfüllten sie jetzt schon die Straßen mit brüllenden und nicht endenwollenden Heilrufen, als gälte es, einen mächtigen, gemeingefährlichen Gegner im Sturm zu überrennen. Die Blicke dieser Jungen waren dabei von einer Raserei erfüllt, an der jede Vernunft zu scheitern drohte.

Sobald sie außerhalb dieser buntfarbigen, wildbewegten Gemeinschaft waren, wenn sie in gewöhnlichem Leinenkittel im Werk auftauchten, waren die meisten wieder einfache, natürliche Menschen. Der und jener wohl ein Hitzkopf, aber man spürte kaum etwas von dem Fieber, das ihr Blut aufschäumen, ihre Augen in Haß aufblitzen ließ, wenn sie in ihren Uniformen steckten.

Vor diesem Gift sollte sein Junge bewahrt bleiben! Deshalb entschloß er sich, von seinem Vorhaben, Heidemann um Fürsprache zu bitten, abzustehen, in der Hoffnung, es müsse sich doch so oder so einmal ändern. Er mußte den Jungen von diesem Einfluß fernhalten, von dem drohenden Unglück, das da wieder unheimlich heranwuchs! Stefan sollte nicht mitgerissen werden in den Hexenkessel einer neuen Vernichtung. Die da aufstanden und

sich als Volkserlöser ausgaben, kamen nicht mit friedlichen Absichten daher: sie stachelten, das konnte doch jeder sehen, der Augen im Kopfe hatte, das Volk gegeneinander auf; sie redeten vom Feind und stürzten sich mit Stahlruten und Pistolen auf die armen Menschen; sie predigten die Freiheit der Nation und bereiteten offenbar einen neuen blutigen Krieg vor ...

Krieg? Der Krieg war schon da. Ohne besondere Mobilmachung, ohne besondere Vorbereitungen. Es hatte schon Verwundete und Tote gegeben. Es gab Straßen- und Saalschlachten, es krachten Salven, und es blitzten Messer ...

Schließlich fand sich Leschnitzer, der jüdische Schuhmacher an der Straßenecke bereit, Stefan das Schusterhandwerk beizubringen. „Aber zahlen kann ich ihm nichts“, sagte Leschnitzer, „mein Geschäft steht so, daß ich mich eben knapp am Leben halten kann. Die Fabriken machen uns kaputt, und die Flickschusterei bringt nur noch ein Hungergeld ein. Ihr müßt euch also damit bescheiden, daß ich dem Jungen nichts zahlen kann.“

„Das läßt sich zur Not auch noch ertragen“, sagte Stefans Vater, froh, den Jungen wenigstens von der Straße zu kriegen. „Natürlich wär mir ein kleiner Zuschuß lieber gewesen, aber er kann unmöglich sein Leben lang unnütz auf der faulen Haut liegen. Also soll er erst was Gescheites lernen; später wird sichs ja zeigen, ob es zu seinem Nutzen oder Schaden war.“

Nun hockte Stefan in der mit zerrissenen Schuhen gefüllten, übel nach Lederbeize riechenden, düsteren Bude des Schusters. Das war ein kleiner, ängstlicher Mensch, der in beständiger Furcht schwebte, daß ihm die Nazis gelegentlich den Laden auf den Kopf stellten. Viele von ihnen hatten früher ihr Schuhzeug bei ihm reparieren, ihn aber dann mit der Bezahlung hängen lassen. Und wenn er sie bescheiden mahnte, schickten sie ihm Drohungen oder gaben ihm den Rat, „nach Galizien oder Palästina zu verschwinden, ehe es zum Zahlen kommt.“

Unweit seines Ladens war eine Hauptstraße, durch die öfter die Züge der Nazis marschierten. Darum lebte Leschnitzer immer unter dem Druck der Angst, und es plagten ihn bisweilen dumpfe Todesahnungen, die Stefan täglich anhören mußte.

Die mühselige und langweilige Flickerei behagte dem lebhaften Jungen natürlich nicht im geringsten, und die einzige Abwechslung fand er darin, Leschnitzer zu schrecken. Er brauchte dazu nicht einmal viel zu lügen: Fritz Brand und Erich Heidemann waren dem Schuster nicht sehr gewogen und machten sich einen Spaß daraus, ihm die Fenster und das Haus mit drohenden Sprüchen vollzumalen, so daß Leschnitzer gar manche Nacht ohne Schlaf verbrachte und trotz dicht verriegelter Läden wie ein ruheloser Geist in seiner Bude umherschlich.

Stefan, der wohl nicht ganz begriff, welche Ängste er bei seinem Meister heraufbeschwor, brachte immer neue Gerüchte mit, unter anderem, daß man die Straße zu „säubern“ beabsichtige und daß die SA mit dem anti-

faschistischen Kampfbund „aufräumen“ wolle, der, wie Erich und Fritz versicherten, mit den Juden unter einer Decke stecke. Wenn Leschnitzer ihn in solchen Augenblicken fassungslos anstarrte und dessen Frau händeringend wehklagte, dann war es Stefan doch eine heimliche Genugtuung, daß seine Eltern und er keine Juden waren. Denn sehr gnädig würde es bei einem Umsturz mit Leschnitzer tatsächlich nicht abgehen — das wußte er von seinen beiden Vertrauten. Erich schwor darauf, daß die Juden an der Arbeitslosigkeit die Schuld trügen, wie sie auch schuld seien an dem schmachvollen Friedensschluß und an der darauffolgenden Inflation.

Alles das sagte Stefan auch zu Leschnitzer.

Der beschwor jedoch, sein ganzes Leben ein armer und sich mühselig abrackender Mann gewesen zu sein, beim Abschluß des schlechten Friedensvertrages in Versailles habe man ihn bestimmt nicht zu Rate gezogen, an der unglücklichen Inflation sei er ebenfalls so unschuldig wie ein neugeborenes Kind. „Und die Arbeitslosigkeit ist das Unglück der Massenproduktion der Fabriken“, versuchte er Stefan zu erklären. „Das Unglück ist, daß nicht nach Bedarf, sondern wüst und planlos gewirtschaftet wird.“ Aber auch daran trage er mit seinem Kramladen bei Gott nicht einen Schimmer von Schuld! So rechtfertigte sich der um gut dreißig Jahre ältere Mann in seiner Todesangst vor dem halbwüchsigen Jungen, der immer neue, dümmere Anschuldigungen vorbrachte, damit ihm in der engen und dumpfen Bude die Zeit nicht zu lang würde. In Wirklichkeit zweifelte er ja selber stark daran, daß Leschnitzer, dieser arme Hund, an all diesen Dingen schuld haben könne.

Allein der Einfluß der beiden Freunde erstickte in ihm immer wieder diese guten Regungen. „Die Marxisten und ihre jüdischen Parteien sind schuld an unserem ganzen Unglück“, behauptete Erich Heidemann mit einem sturen Haß, an dem jeder Gegeneinwand zerschellte; die beiden waren schon so verhetzt, daß sie in Wut geraten konnten, wenn Stefan seinen Meister in Schutz nehmen wollte. Sie verspotteten ihn, gaben ihm sogar offen ihre Verachtung zu fühlen, daß er bei einem Juden arbeite und wie sie sagten, „bereits selbst am Verjüdeln“ sei.

„Es fehlt nur noch, daß du dich in ihre Partei oder gar in ihren Kampfbund aufnehmen läßt, dann hast du es erreicht!“ höhnte Erich.

„Ich geh nirgends rein, wo's nicht ehrlich zugeht!“ antwortete Stefan.

„Und doch schwörst du auf die Juden und möchtest sie in Schutz nehmen — das ist nicht ehrlich!“ warf Erich ihm vor.

„Ich nehme keinen Juden in Schutz, wenn er was ausgefressen hat“, beteuerte er, „und wenn ich den Alten in Schutz nehme, dann ist er wirklich ein armseliger Hund!“

„Er ist ein Jude, und das genügt uns!“ sagte Erich drohend.

So war Stefan zwischen zwei Parteien geraten und wußte nicht, wem er gerecht werden sollte. Sein freundschaftlicher Umgang mit den beiden SA-Leuten verhinderte, daß er Anschluß und Rat bei denen fand, die ihn eines

Besseren hätten belehren können. Er ging allmählich ins neunzehnte Jahr und stand vorm Abschluß seiner Lehre. Wenn diese aus war, konnte der Alte ihn nicht länger behalten, denn das Geschäft ging immer flauer; und einen Gesellen zu halten, hätte den Bankrott nur beschleunigt.

Winklers zerbrachen sich nun wieder die Köpfe, wo er unterkommen sollte. Das halbe Werk stand still. Auch alle anderen Betriebe in der Umgebung setzten die Entlassungen fort; die Nachweise und Stempelstellen wimmelten von Arbeitslosen.

Die Stadt erdröhnte erst allwöchentlich, schließlich fast täglich in Demonstrationen. Ganze Armeen von schreienden und empörten Menschen überschwemmten die Straßen. Die Polizei sprengte die gewaltigen Züge der Arbeitslosen und Arbeiter mit Knüppeln und Geschößsalven.

Hitlers Anhänger beriefen Gegenversammlungen. Sie schoben weiter die Schuld an allem Elend den sozialistischen Parteien und den Juden zu und verlangten, daß sich das Volk gegen die „Landesverräter“ erheben müsse, um sich vor dem Untergang zu retten.

Alles das sah und erlebte auch Stefan mit heißem Herzen, denn Erich und Fritz nahmen ihn in Naziversammlungen mit, wo ihre Redner die Jugend aufforderten, „sich mit dem Leben für die Rettung des Vaterlandes einzusetzen“ — sie allein sei berufen, „die frühere Würde und Ehre der zerrissenen Nation wiederherzustellen.“ Stefan konnte sich darunter zwar nichts Rechtes vorstellen, aber das Gepränge, die künstlich überhitzte Atmosphäre, die lärmende Musik, das Einheitliche der braunen Uniformen, der Marschtritt der klirrenden Nagelstiefel, alles das betäubte ihn, machte ihn verwirrt und schließlich dumpf begeistert. Es war wie ein Rausch. Aber eingedenk der Abneigung und der Widerstände des Vaters, zögerte er doch noch, den letzten Schritt zu tun, wenn es ihn auch lockte und reizte, seine junge Kraft in den Dienst einer Sache zu stellen, die ihm Arbeit, Lohn und Ansehen versprach, die ihn, nach Gelingen, aus der Nichtachtung und Enge seines bisherigen Lebens herauszuführen verhieß, ihm wieder Selbstachtung und wer weiß welche Vorteile noch sicherte! Besonders der Anblick der vielen strammen Burschen in den, wie er fand, kleidsamen, braunen Uniformen und den hohen Stiefeln, steigerte sein dumpfes Begehren. Ach, sich in diesem Zeug auch einmal frei bewegen zu dürfen! Wohl waren viele, ja die meisten in der Straße, dieser Uniform nicht gut gesinnt; die Gründe waren ihm nicht einleuchtend, dieselben Gründe, die auch der Vater immerzu vorbrachte. . . Ach, die alle wußten ja bloß noch nicht, was Adolf Hitler alles vorhatte! Das war eine unbändige Zahl von guten Dingen, die der „Führer“ zu bewältigen versprach! Nicht eine der Volksnöte war vergessen. An alles hatte er gedacht, und es sollte nicht nur Arbeit für alle geben, es sollte auch der Wohlstand und das Ansehen des einzelnen, selbst des Geringsten erkämpft werden. Ja. . . wenn der Vater und die andern das bloß alles so wußten, wie er, der Stefan, es aus den vielen Versammlungen wußte! Denn Hitler warf mit den Zukunftsgaben nur so um sich und gab allen das heilige Versprechen, jedem gerecht zu werden.

Und dennoch waren immer noch viele Menschen da, die daran zweifelten, die den Kopf ungläubig schüttelten, die ihn, den großen Mann, den Wundermann, als ihren Feind betrachteten: so der Jakob Rose, so der Martin Liebmann, der eine in der Reichsbanneruniform, der andere in der Kampf-bunduniform. So eine beträchtliche, ja, die überwiegende Zahl der Leute in ihrer Straße. Und Stefans Vater auch.

„Wer so viel verspricht, der hält wenig oder gar nichts!“ sagte der eine.

„Wer dem Kapitalisten verspricht, ihren Raub zu schützen, der muß uns anderen alle anschlammern!“ sprach der andere.

Und Stefans Vater sagte: „Wenn er es gut mit uns meint, weshalb geht er denn dann nicht auf unsere Antreiber los?“

Täglich bildeten sich große Gruppen vor den Haustüren, die sehr wenig von Hitlers Großmut hielten, die verächtlich auf Erich Heidemann und Fritz Brand blickten und die beiden Verräter nannten.

Es gab so viel Dinge, die Stefan jetzt durchleben und mitanhören mußte, denn im ganzen Land tobten mächtige Wahlkämpfe, die Gemüter und Reden der Parteien waren hitzig und zornerfüllt.

Stefan war nun ohne Arbeit. Er war Geselle geworden, kam aber trotzdem nirgends unter. Lang ragten seine Armgelenke aus dem zu knappen Anzug hervor, der ihn ärgerte und in dem er sich von Tag zu Tag schäbiger und unansehnlicher vorkam. Dabei hatte ihm Erich, der jetzt Scharführer bei der SA war, schon lange eine Uniform mit Mütze und Stiefeln fast umsonst angeboten, wenn Stefan sich nur hätte entschließen können anzunehmen.

Auch zu Hause herrschte geladene Stimmung, denn der Vater war dem Reichsbanner beigetreten, und es hätte unliebsamen Streit gegeben, wenn Stefan plötzlich daheim in der verhaßten Uniform aufgetaucht wäre. Der ängstlichen Mutter zuliebe gab er noch nach, er fühlte sich aber um sein Recht, um seine Freiheit betrogen; er fühlte sich nicht mehr als kleiner, dummer Bub, dem jedermann Vorschriften machen durfte, wie er sich aufzuführen habe.

Heimlich hatte er allerdings längst die Uniform Erichs, der fast die gleiche Figur hatte wie er, anprobiert. „Die krieg ich — und wenns deshalb zum Bruch mit dem Alten kommt!“ hatte er geschworen, als er sie wieder ausziehen mußte. Sie hatte ihn, wie er fand, gut gekleidet und er hätte sie am liebsten gleich anbehalten. „Der Mensch muß doch nach etwas aussehen!“ Sein Lumpenzeug kam ihm seither noch nichtswürdiger vor.

„Laß dir einfach nicht dreinreden“, bohrte Erich. „Sieh zu, daß du dein eigener Herr wirst. Gott nee, du kannst doch deine eigenen Wege gehn, wenn die zu Haus durchaus auf ihrer Meinung beharren!“

„Das sagst du so, wo soll ich denn sonst hin?“ fragte Stefan verzagt.

„Wohin? Na, du kommst einfach zu uns, in unsere SA-Kaserne“, antwortete Erich, „kommst in meine Schar, kriegst zu futtern und Handgeld; und mit der Uniform sind wir uns ja einig.“ Er machte eine Pause, ehe er fort-

fuhr: „Aber wir haben viel Leute an der Hand, die gern einspringen, überlegs dir!“

Wenn der Jakob Rose und der Martin Liebmann nicht da wären, jawohl. Diese schienen aber zu wittern, was er vorhatte. Erst kam der eine: „Du könntest dich auch langsam besinnen, wo du hingehörst. Dein Alter hats eher begriffen und hat seinen Beitritt erklärt!“

Kurz darauf der andere: „Du mußt Obacht geben, Stefan, daß dich der Heidemann nicht zu sehr ins Schlepptau nimmt. Ich denk, du gehörst auf unsre Seite!“

„Ich brauch keinen Vormund“, sagte Stefan ärgerlich, „bin alt genug geworden“, denn er hätte jetzt um keinen Preis mehr auf die so nahgerückte Erfüllung seines lang gehegten Wunsches verzichtet; im Gegenteil, er blickte finster drein, er wurde zornig. Er zauderte nur noch aus dem einen Grunde, die Eltern nicht allzusehr gegen sich aufzubringen, indem er so Knall und Fall das Haus verließ und zur SA ging. Auf Roses und Liebmanns Drängen und Ermahnungen gab er also nur knappe und mürrische Antworten: „Ihr wißt nicht, worum es bei mir geht. Ich sag euch, ich hab schon meine Gründe...“ Sein Blick ging ungeduldig-verlegen über sie hinweg, wenn sie ihm zu arg zusetzten, und errötend murmelte er: „Ihr mögt schon recht haben... von eurem Standpunkt aus — aber bei mir handelt sich um ganz andre Dinge.“

Eines Tages zupfte ihn Erich Heidemann, als er mit einigen Nachbarn vor der Haustür stand, am Ärmel: „Komm mit zu mir rauf, Stefan, ich hab was für dich!“

Stefan folgte ihm unentschlossen, er war verlegen, denn bei Erichs Erscheinen hatten sich ihnen beiden sofort viele grimmiige und verächtliche Blicke zugewandt; hier und da fiel eine halblaute Bemerkung. Erich Heidemann war gehaßt, wie alle, die auf Hitlers Seite standen und sich in dieser Straße in brauner Uniform zeigten. Unter diesen Blicken schlug Stefans Herz nicht gerade sehr mutig. Es überkam ihn sogar so etwas wie ein Schuld-bewußtsein, als sie an mehreren seiner früheren Freunde vorbeigehen mußten. Auch Liebmann befand sich unter ihnen, und als der ihm voller Mißtrauen streng und vorwurfsvoll in die Augen guckte, und laut fragte: „Steckst du auch schon mit denen unter einer Decke?“ da beflammte sich sein Gesicht ganz rot, und er war froh, als sie aus dem Bereich dieser vielen mißliebigen Augen waren.

„Ich hab wegen dir mit unserm Sturmführer gesprochen, und er ist einverstanden, daß dein Fall besonders berücksichtigt werden soll. Du wirst sofort für eine Arbeit vorgemerkt. Alles übrige wird dir kostenlos besorgt, wenn du beitrittst“, erklärte Erich Heidemann in der Wohnung.

Stefan hatte einen harten Kampf mit sich zu bestehen. Ging er, ohne den Eltern den Grund zu sagen, dann konnte es ihnen und den anderen nicht lange verborgen bleiben, wohin er gegangen war, denn die SA-Führung verlangte Gegenleistung: er mußte sich draußen sehen lassen.

Allein Erich Heidemann fuhr eindringlich fort: „Ich habe als dein Freund getan, was menschenmöglich ist, mehr kann ich für dich nicht unternehmen. Hast du in Kürze Arbeit, verdienst du dein eigenes Geld, dann renkt sich die Geschichte mit deinen Alten von selbst wieder ein. Auf eine andere Art kommst du nimmer unter, und die Roses und Liebmanns helfen dir dabei am wenigsten. Selbst ist der Mann, und später, wenn wir erst mal die Herren sind, dann werden auch deine Alten einsehn, daß Hitler recht behalten hat: die Marxisten haben das Volk in den Abgrund führen wollen; wir aber reißen es zurück und führen es besseren Zeiten entgegen. Überlegs dir nicht allzu lange, eine bessere Gelegenheit, aus dem Dreck zu kommen, bietet sich dir nie mehr!“ Dann zeigte er auf eine Uniform, die er für Stefan bereitgelegt hatte: „Die ist für dich, die schenken wir dir. Schlüpf mal rein“, und er schob sie ihm lächelnd zu.

Stefan tat einen tiefen Atemzug, seufzte: „Das gibt natürlich ’nen großen Spektakel, wenn sie mich da drin sehn!“ Aber er zog sich trotzdem um.

Dann stand er, groß und stramm, ein ganz anderer, in der nagelneuen, straffen Uniform vor dem Schrankspiegel und drehte sich hin und zurück „Wenn es bloß nicht immer diese Balgereien mit den andern gäbe“, sagte er, plötzlich wieder nachdenklich, „abgesehn davon, daß es zu Hause auch nicht so glatt abgeht, wird es mit Rose und Liebmann einen mächtigen Stunk geben...“

Erich Heidemann stieß ihn grob an: „Du bist ein feiger Hund, wenn du schon jetzt soviel Einwände hast. Ohne Mut, kein Erfolg. Entweder bin ich für oder gegen etwas, ein Mittelding gibt es nicht. Wenn du die SA-Uniform anziehst, dann bist du SA-Mann, und dann gehn dich die Roses und Liebmanns nur noch so viel an, daß sie unsre Feinde, Judenfreunde, Marxisten und Landesverräter sind, und wir sie bis aufs Messer zu bekämpfen haben. Los — entschließ dich!“

Stefan betrachtete sich noch eine Weile im Spiegel, fuhr tastend, streichelnd über das neue, braune und gutsitzende Zeug und rang hart und angestrengt mit hundert Ängsten und Hemmungen. Das lockte und reizte: Arbeit in Aussicht, Geld in Händen, die langbegehrte Uniform am Leib, die Möglichkeit, aus dem trüben, eintönigen Bau heraus und vielleicht zu Ansehen zu kommen, sich Respekt zu verschaffen vor allen, die ihm bisher kaum einen Blick gegönnt hatten. Hitler versprach ja allen, die guten Willens waren, aus der verdammten Misere herauszuhelfen. Wenn der Vater bloß nicht so eigensinnig, die Leute in der Straße nicht so starrköpfig wären...

„Na — siehst du’s ein, daß jedes längere Zögern ein Unding ist?“ fragte Erich Heidemann. „Willst du dir alle Chancen verscherzen, die dir jetzt geboten sind? Mensch, jeder andere würde mit beiden Händen zulangen, wenn er so billig davonkäme!“

Stefan gab sich einen Ruck und unterschrieb. Seine Hand zitterte ein wenig, als er seinen Namen mit dicken, groben Buchstaben unter ein Schriftstück setzte, das ihm Erich schnell hinschob. Dann packte er die Uniform

mit den schönen, langen Schnürstiefeln zu einem Bündel zusammen und eilte mit starkem Herzklopfen nach Hause.

Abends hatte er zum ersten Appell im SA-Heim zu erscheinen. Darum stand ihm noch mancherlei von den Nachbarn bevor, selbst wenn es daheim halbwegs gnädig abgehen sollte. Zuletzt erwachte aber sein ganzer Trotz: „Ganz egal, mag kommen was will, ich habe nichts mehr zu verlieren als dieses stumpfsinnige Zuchthausleben! Ich will auch mal 'n Mensch sein. Hier geht man ja blöd und jämmerlich zugrunde, ohne daß sich ein Hund auf einen besinnt!“

Da stand er in der vollen Uniform vor der Mutter, die einen Schreckensschrei ausstieß. „Junge, nimm Verstand an, denk an den Vater!“

Stefan blickte sie trotzig an. „Wollt ihr mir anders helfen? Ich bin für Arbeit vorgemerkt, ich kann in Kürze ein anständiges Leben anfangen!“

„Ein anständiges Leben anfangen? In diesem Plunder?“ schrie der Vater, der hinzugekommen war. Er war außer sich. „Haben sie dich auch schon ganz verrückt gemacht? Sofort bringst du den Kram zurück, wo du ihn hergeholt hast! Sofort! Oder du gehst mir auf der Stelle aus der Bude!“

Stefan glättete die Bluse, an der der Vater gezerrt hatte. „Wieder das Lumpenzeug anziehen?“ fragte er bitter, „wieder blöde vor dem Bau hocken und Trübsal blasen? Dann geh ich lieber! Wartet ab, was Hitler schafft, urteilt nicht vorher, es kann alles noch gut werden. Ich hab so nichts und so nichts. Ich will nicht vor die Hunde gehn! Ich will nicht!“ begehrte er auf. „Ich bin noch jung! Erst neunzehn und wie siehts mit mir aus? Keine Arbeit, immer euer Geklage und Gestöhne anhören und sich wie'n dummer Junge kujonieren lassen! Ich will mich in meinem Lumpenzeug nicht immer verbergen müssen und verachten lassen!“

„Dann laß ihn schon, wenn er dabei keinen Unsinn vorhat“, nahm die Mutter allmählich seine Partei. „Wenn man ihm Arbeit zugesagt hat, dann ist es kein so großes Verbrechen. Jeder Mensch will ja leben, und der Junge muß es ja leid werden...“

„Er weiß ja nicht, daß er damit in sein Unglück rennt!“ schrie der Vater verzweifelt. „So, in den Schandfetzen, soll er mir vor den andern nicht rausgehn... er bringt mich ja damit um meinen guten Ruf!“

Der Streit ging noch eine Weile weiter, und Stefan bestand dabei den heftigsten Kampf seines jungen Lebens. Aber die Uniform zog er nicht mehr aus. Nach einem dumpfen, niederdrückenden Schweigen und Abwarten schlich er sich hinaus.

Von diesem Abend an kam er nicht mehr nach Hause.

Sie hatten ihn öfters in der Stadt getroffen, in der Uniform, der Rose und der Liebmann.

„Lump!“ meinte Rose.

„Daß der Alte das zugelassen hat?“ sagte Liebmann und schüttelte den Kopf.

Sie standen sich öfters in großen Massenversammlungen gegenüber, hier die grünen Reichsbanner- und die schwarzen Kampfbund-Uniformen, dort die braunen. Und kam es zu Zusammenstößen, dann versuchte Stefan, sich hinter seinen SA-Kameraden zu verbergen, aber es gelang ihm nicht, denn seine alten Freunde hatten ein scharfes Auge auf ihn. Aber seine SA-Führer hatten nicht minder scharfe Augen und bemerkten es wohl, daß er mit dem Zuschlagen zögerte. Erich Heidemann schnauzte ihn verächtlich an: „Hast du Schiß? Tuts dir etwa leid? Dann hau wieder ab!“

In solchen Augenblicken konnte Stefan rasend werden vor Scham und Wut, und er schlug wie ein Tobsüchtiger mit drein, gleichviel, wen es traf. So zerriß er die letzten Beziehungen zu den früheren Freunden. Jetzt standen sie sich als Todfeinde gegenüber.

Es war nicht mehr ratsam für ihn, sich in der Nähe der alten Straße zu zeigen, nach der es ihn übrigens immer wieder hinzog, denn es fiel ihm nicht leicht, sie auf die Dauer zu missen. Es war drinnen manches zurückgeblieben, in dieser Straße, die ihm früher als ein Gefängnis, als die Grabstätte seiner jungen, beflügelten Wünsche und Hoffnungen erschienen war. Die neue Umgebung, das Leben in der SA-Kaserne boten ihm nicht genug Abwechslung, vermochten nicht, ihm das Verlangen nach dem Zuhause, nach der alten Umgebung ganz aus dem Sinn zu schaffen; irgendwo in seiner Seele war eine Wunde, eine schmerzende Stelle verblieben, eine geheime Sehnsucht, vor der Haustreppe zu hocken und vor sich hinzuträumen von weiten, abenteuerlichen Fahrten und kühnen Unternehmungen, und wäre es auch nur das Hinstarren auf die altbekannten Buden mit ihrem trüben und brüchigen Mauerwerk — denn sie waren ja ein Stück seiner Kindheit und seiner Jugend. Und die Mutter . . . wie mochte sie ihn jetzt verdammen, weil er dem Vater nicht nachgegeben und seinen Schädel durchgesetzt hatte . . . !

Wenn ihn jedoch die vielen, vielen jugendlichen und begeisterten Gesichter umgaben, die Kapellen ihre aufreizende Marschmusik schmetterten, sich die Kolonnen unabsehbar in Bewegung setzten, wenn einer der „Führer“ vor ihnen stand und sie mit leidenschaftlichen Worten und Gebärden beschwor, auszuharren, den heldenmütigen Kampf gegen die Juden und Volksschädlinge zu steigern und das Vaterland zu retten, wenn er die Versprechen ihres „obersten Führers“, Adolf Hitler, unter donnerndem Heilgeschrei wiederholte, daß die Herrlichkeit ihrer Macht, Erhebung der neuen, gefestigten Nation aus den Sklavenketten bereits begonnen habe — dann vergaß Stefan Mutter und Vater, Geschwister und die zürnenden alten Kameraden, dann reckte er sich mit glühendem Gesicht über die anderen, schwang seinen Arm empor und rief laut und aufatmend in unendlichem Glücksgefühl: „Heil!“ Bei solchen Anlässen schwor er ohne Bedenken und frohbewegt mit, an der Aufhebung des Elends, wenn es sein mußte mit Einsatz seines Lebens, mitzuhelfen; in solchen Augenblicken haßte er wirklich

den „Feind“, von dem er nie eine klare Vorstellung bekam, und von dem seine Umgebung sprach wie von einer volksschädigenden Seuche oder von einer unheimlichen Gefahr mit artfremden Gesichtern voller Hinterlist, Mordgier und Raublust...

Hieß es aber bei den Beratungen in der SA-Versammlung, daß sein Sturm eine der Werkstraßen zu „erobern und von der Kommune zu säubern“ habe, dann kühlte sich seine Begeisterung jäh ab, und er erwog, ob er sich von diesen Unternehmungen nicht irgendwie drücken könne. Denn das gab nur blutige Köpfe, vertiefte die Feindschaft der Arbeiter, gegen die es in Wirklichkeit ging, und versperrte ihm eine gelegentliche Heimkehr noch mehr.

„Wann bin ich denn endlich mit der Arbeitszuweisung an der Reihe?“ entschloß er sich nach fast einem Jahr, Erich Heidemann an sein Versprechen zu erinnern.

„Du kommst schon dran, hab nur noch etwas Geduld, denn es sind eine ganze Menge, die auch noch warten müssen“, war dessen Antwort. „Laß erst mal das Schlimmste geschmissen sein, dann wird jeder zu seinem Recht kommen, auch du!“ beruhigte er, als er Stefans enttäuschtes Gesicht sah. „Haben wir erst mal die Macht, dann gibt es Arbeit in Fülle. Und vor allem: die oben werden uns auch nach unseren Taten berücksichtigen!“ Dabei spann Erich Heidemann seine eigenen Hoffnungen: „Wir werden viele wichtige Posten zu besetzen haben, bei der Polizei und im Staatsapparat“, erzählte er mit dem Bewußtsein, einmal mit unter diese wichtigen Leute gerechnet zu werden, „es muß ja so viel unbesetzt und frisch aufgefüllt werden, daß wir uns mit dem kleinlichen Kram in der Fabrik gar nicht zu beschäftigen brauchen. Wie gesagt, hab nur noch 'ne Weile Geduld, gib keinen Anlaß zu Klagen, dann bist auch du sicher unter denen, die bevorzugt werden!“

Stefan dachte nicht so hoch hinaus, er wünschte sich nur bescheiden eine Arbeit gegen entsprechenden Lohn, mit dem er seine Eltern wieder auszusöhnen gedachte. Sein Entschluß stand fest: Ist es so weit, gelingt alles, was Hitler vorhat, dann soll wieder ein anständiges Leben angefangen werden!

Sie stießen auf dem Markt aufeinander: Stefan, Rose und Liebmann.

Stefan wollte ihnen zuerst ausweichen, dann aber entschloß er sich, stehen-zubleiben. Denn die beiden zwangen ihn dazu durch einen Anruf.

„Wie denkst du dir denn die Folgen?“ fragte Liebmann und blickte ihn streng an.

„Welche Folgen?“ fragte Stefan.

„Wenn euch Hitler hinters Licht führt. Wenn er euch später aufsitzen läßt, nachdem ihr ihm aus dem Dreck geholfen habt.“

„Das wird nie geschehen, Adolf Hitler hält Wort!“

„Er kann nur einer Seite sein Versprechen halten“, sagte Rose, „entweder

euch oder den Leuten, die ihm das viele Geld für seine Geschichten geben. Die werden euch aber nicht dranlassen! Ihr seid doch nur ihre Handlanger und Prügeljungen. Hitler muß euch im Stich lassen, wenn er sein Ziel erreicht hat!“

Stefan flammte auf: „Das wird er nicht wagen, wir sind nicht so leicht zu erledigen. Die SA weiß, wofür sie kämpft. Laßt euch um uns nur keine grauen Haare wachsen — uns schütteln sie nicht so leicht ab!“

„Warum geht ihr denn nicht den Dicken zu Leibe, he? Die Dicken schont er, auf uns läßt er euch einhauen. Und nächstens gehts euch an den Kragen, verlaß dich drauf. Du hättest dir das mal überlegen sollen, wie es sich dein Vater überlegt hat. Aber du hast vergessen, daß du ein Proletenjunge bist und übst Verrat an deinen Eltern, an uns allen. Oder kennst du deine Herkunft nicht mehr? Läßt sich so was so rasch vergessen?“

„Wo ich herkomme, vergesse ich nie!“ antwortete er heftig. „Ihr braucht mich nicht dran zu erinnern. Ich weiß, wo ich her bin! Und wenn wir so weit sind, dann bin ich wieder da, wo ich hingehöre, könnt ihr mir glauben! Sorgt euch nicht drum. Aber vorher muß sich vieles ändern!“

Und er ging. Er ging, den Kopf voll schwerer Gedanken und das Herz wieder übertoll davon, daß sie ihn an seine Herkunft erinnerten hatten. Denn er war bereit, sich die Rückkehr in die Straße, in die alte Umgebung zu erzwingen, wenn es eine Macht wagen sollte, ihn daran zu hindern. Er hatte, davon war er überzeugt, ein Anrecht auf diese Umgebung und dieses Anrecht war er imstande, mit seinem Leben zu verteidigen. Ja, es mußte die Zeit kommen, wo sie ihn alle wieder respektvoll behandeln, ihm nicht mehr so feindselig begegnen würden... wenn bloß erst dieser aufreibende Kampf vorbei und alles anders geworden wäre...!

„Es geht los!“ jubelte Erich Heidemann an einem Januartage. Seine Augen blitzten, er war wie in einem Freudentaumel.

„Es geht los!“ jauchzten viele andere SA-Leute, schüttelten einander die Hände, umhalsten sich und gebärdeten sich wie toll vor Freude.

„Was geht los?“ fragte Stefan, der immer nur halb eingeweiht war, den SA-Mann Schlüter.

„Wir sind jetzt dran!“ sagte Schlüter. „Adolf Hitler hat die Regierung übernommen. Jetzt kriegen wir was zu schaffen!“

Die Stadt ist überfüllt mit Menschen. Es dröhnt und strömt, als habe ein gewaltiger Fluß seine Dämme zerrissen, um alles wildschäumend zu überschwemmen.

Jahrzehntelange Enttäuschung, Unzufriedenheit, Haß gegen eine ungerechte Ordnung staut sich stumm und erbittert in den Straßen.

Freudentaumel, Selbstbetrug, überspannte Hoffnungen, das Fieber des Wahnwitzes bei den andern.

Paraden, Fackelzüge, flammende, haßerfüllte Reden: „Erhebung des Vol-

kes! Rettung vor dem Untergang! Beginn einer neuen, emporstrebenden, heldischen Nation!“

Hitler hat sich im Kaiserhof in Berlin die Macht erbettelt. Alles, was nicht mitmacht, nicht „Heil“ schreit, ist Marxist, Volksschädling, Untermensch, Landesverräter.

Die SA hat Vollzugsgewalt.

Erich Heidemann führt das erste Überfallkommando in die Hüttenstraße. Stefan hat Befehl, mitzufahren. Er ist bleich und verstört. Er begreift: die Geschichte wird todernst.

Nur mit Widerstreben klettert er auf den Wagen. „Um was geht es denn?“ fragt er Schlüter, dem diese Fahrt auch nicht recht nach dem Herzen zu sein scheint.

„Es werden einige geholt. Jetzt wird mal ein bißchen reingemacht.“ Schlüter versucht zu lächeln; es gelingt ihm nicht ganz.

Unterwegs erfährt Stefan, daß Rose, Liebmann und noch eine beträchtliche Zahl vom Reichsbanner und von den Kommunisten geholt werden sollen. Lauter Bekannte. Und er mit unter den Bütteln! Schließlich tröstet er sich damit, daß es wohl halb so schlimm werden würde. Aber einen schwachen Versuch unternimmt er trotzdem, um die verbissene Wut der anderen von Rose und Liebmann abzulenken: „Es hieß doch immer, es gelte zunächst den Dicken. Was wollen wir denn in der Hüttenstraße? Die Dicken wohnen doch ganz woanders. Und dann kann man sich später zu Hause doch gar nicht mehr sehen lassen...“

Sie lachten brüllend. Schrecklich dieses Gelächter.

Er stammelte: „So weit sollte man es doch nicht treiben. Man verdirbt sich ja noch mehr damit...“

Sie lachten.

Sein Herz wurde plötzlich so schwer, daß ihm die Tränen nahe waren, in den wenigen Minuten der ratternden Fahrt jagten alle Einwände und Warnungen seiner Eltern, Roses und Liebmanns durch seinen Kopf...

Hatte denn seine Begleiter die Tollwut erfaßt? Sie ergötzen sich an den böswilligen und zotigen Späßen. Auch von Leschnitzer sprachen sie in einer Art, daß es Stefan eiskalt überrieselte. Und keine Möglichkeit, eine Warnung an die Gefährdeten vor auszuschicken. Mit dem dummen Trost, die Vernunft würde doch vielleicht noch siegen, ergab sich Stefan in sein Los. Aber schon angesichts der ersten bekannten Häuser schlug sein Herz wieder rasend.

„Herunter! Tempo!“ Erich Heidemann benahm sich plötzlich wie ein Offizier. Er blickte streng und erbarmungslos drein. Bei ihm konnte ein versöhnendes Wort kaum noch anschlagen. „Was zögerst du?“ herrschte er Stefan an, der unschlüssig dreinstarrte, als der erste Trupp schon in Leschnitzers Laden eindrang. Er vernahm einen durchdringenden Schrei, es war sicherlich die Frau.

„Muß das wirklich so sein?“ wandte er sich erschrocken an Erich Heidemann.

Der hatte seine Pistole gezogen. „Halts Maul! Wers verdient hat, der solls jetzt heimgezahlt kriegen. Los, mit!“

Als Stefan willenlos mit dem zweiten Trupp auf das Haus zurannte, in dem Rose wohnte, schrie plötzlich aus dem Fenster eine verängstigte Frauenstimme: „Stefan! Stefan! Du gehst mir nicht mit rein! Ihr begeht eine Sünde!“

Die Mutter.

Er stockte.

„Vorwärts!“ Erich Heidemann stieß ihn weiter und hob drohend die Waffe gegen die weinende, verzweifelte Frau. Irgend jemand riß sie vom Fenster zurück.

Inzwischen schleppte der erste Trupp bereits den Schuster Leschnitzer zum Wagen. „Wie ein armer Jesus!“ wieherten mehrere SA-Leute und warfen den zitternden, kreideweißen Alten hinauf.

Stefan hielt sich hinten in seinem Trupp. Es war der furchtbarste Augenblick seines Lebens, als Erich Heidemann die Tür bei Roses aufstieß. Frau Rose antwortete seltsam ruhig: „Er ist nicht zu Hause.“

Stefan sandte ihr einen dankbaren Blick zu.

Da herrschte aber Erich Heidemann seine Leute an: „Sie lügt! Los, alles durchsuchen! Der Hund geht uns nicht durch die Lappen!“

„Sucht nur getrost nach“, sagte Frau Rose, und ihre Ruhe übertrug sich allmählich auch auf Stefan. „Laß sie nur suchen“, dachte auch er, fast schadenfroh, da er Rose jetzt aus dem Hause wußte.

„Dein Betragen spricht nicht gerade von Mut“, fauchte Erich Heidemann, als sie alles durchwühlt und Rose nicht gefunden hatten. „Du wirst noch ganz andere Dinge erleben, mein Junge. Bisher ging es noch human zu!“ Und dann brach der Jähzorn durch, weil ihm einer der wichtigsten Leute entchlüpft war. „Wir werden keine Feiglinge unter uns dulden! Nur rücksichtsloses Vorgehen gewährleistet die künftige Zucht und Ordnung!“ So sprach ja Göring: Rücksichtsloses Vorgehen, Zucht und Ordnung.

„Nun“, wagte Stefan einzuwenden, „hier ist nicht viel Zucht und Ordnung beizubringen, in der Hüttenstraße. Du kennst die meisten. Arbeit wär ihnen eher vonnöten.“

Erich Heidemann starrte ihn wild an: „Halt deine Schnauze! Befehl ist Befehl.“

Den Liebmann hatten sie gekriegt. Er stand schon, zerrissen und zerhauen, mit Leschnitzer und mehreren anderen auf dem Wagen, als Heidemann mit seinen Leuten ohne Rose ankam.

„Haben wir dich endlich?“ fragte Erich Heidemann voll Schadenfreude.

„Ihr habt mich“, antwortete Liebmann ruhig. „Was habt ihr aber damit erreicht, wenn ihr mich habt?“

„Das sollst du noch erfahren!“ lachte Erich Heidemann böse. „Früh genug wirst du's erfahren, daß wir nicht lange fackeln!“

Und es wurde nicht lange gefackelt. Stefan war mehrere Male nah dran,

alles wegzuwerfen und einfach hinauszurennen. Nach jedem „Verhör“, zu dem Liebmann hinausgeführt wurde und von dem er immer blutbesudelt zurückkam, sah der ihn starr an und fragte nur das eine: „Na, Stefan, was sagst du jetzt?“

Stefan konnte nur die Achseln zucken und nach einer peinlichen Pause murmeln: „Was kann ich dran ändern?“ Das war sinnlos, aber etwas anderes fiel ihm nicht ein. Er kam sich bei all dem so dumm und überflüssig vor; er stand ratlos zwischen all den schrecklichen Geschehnissen. Er gehörte weder zu denen, die auf die Häftlinge einschlugen, noch zu denen, die sich, so wie sie, standhaft prügeln ließen, ohne auch nur mit einem Wort zu verraten, was von ihnen verlangt wurde. Erich Heidemann hatte recht: er war feige. Selbst der alte, arme Leschnitzer ertrug tapfer alle die Schläge und die böartigen Lächerlichkeiten, die mit ihm angestellt wurden; wenn er unter Zwang hersagen mußte: „Ich bin ein ganz gemeines Dreckschwein und ein Stinkjude!“ dann klang das so verachtungsvoll, als hätte er gesagt: „Die gemeinen und dreckigen Schweinehunde und Stinkerle seid i h r!“ Dieser gequälte, jetzt so tapfere alte Mann sagte zu ihm, als sie sich flüchtig begegneten: „Hab ich mehr als du? Bin ich kein Mensch? Hast du über mich zu klagen gehabt? Nun, warum sagst du nichts?“

„Was kann ich dran ändern?“ sagte Stefan kleinlaut auch zu Leschnitzer. Und der sah wirklich schrecklich aus, dieser von Natur aus ängstliche, kraftlose, dieser verhutzelte Mensch, der auf allen Vieren herumkriechen und bellen mußte wie ein Hund, der vor jedem SA-Mann strammstehen und laut hersagen mußte: „Ich bin der Leschnitzer, der größte Schuft und Halsabschneider, ein Dreckschwein!“

Den Rose hatten sie noch nicht, der war ihnen glücklich entwischt. Dafür mußte Liebmann doppelt büßen. Seine Mutter, die sich nach ihm erkundigen kam, wurde mit Schimpfen, Hohn und Gelächter abgefertigt: „Dem geht es hier famos“, sagte man ihr, „der hat sich mächtig verändert bei uns und will gar nicht mehr weg von hier!“

Das alles hörte Stefan mit an, ohne der Frau irgendwie helfen oder raten zu können.

Und so ging es nun in der Kaserne schon seit mehreren Tagen zu.

Der Liebmann sah wüst aus: dickangeschwollen und erschöpft kam er dahergetaumelt. Und die „Verhöre“ waren immer noch nicht zu Ende. „Wenn er doch wenigstens irgendwie Schluß machte“, empörte sich Stefan heimlich. Er meinte den Sturmführer, der immer neue teuflische Einfälle hatte, um den Häftlingen das Leben noch furchtbarer zu machen. Zeitweise holte er ihn mit herbei und zwang ihn zuzusehen, wie die Kommunisten „kuriert“ wurden, wie sich die Juden gegenseitig beschimpfen, prügeln und bespucken mußten ...

Um die Baracken, die sie neuerdings benutzen, wird rasch Stacheldraht gezogen. Hunderte Schutzhäftlinge rennen, mit Kommandoschreien getetzt,

von einem Ende des Platzes zur Baracke und zurück. Andere kriechen umher, andere machen immerzu Kniebeuge, bis ihnen die Adern wie dicke Drähte heraustreten. Einige kommen nicht mehr hoch, sinken um, aber ein rauher Schrei treibt sie wieder auf, und sie quälen sich weiter und weiter, bis sie wieder umsinken und auch unter Schlägen nicht mehr aufstehen können. Stefan muß die Zusammengebrochenen wieder hochtreiben. Er muß sie hochtreiben, und wenn sie schon beim Wahnsinnigwerden angelangt sind. Er muß sie hochkriegen, und wenn sie auch den letzten Atemzug von sich geben wollen: es ist Befehl und der Befehl muß ausgeführt werden! Er sieht, daß es mit natürlichen Mitteln nicht geht, und er wird in heller Angst wild, er schlägt und tritt, er reißt an den wie tot Daliegenden herum, bis sie sich seufzend noch einmal aufrichten, kreideweiß, quittegelb, Schaum vorm Munde, um wieder umzusinken, ehe sie die erste Kniebeuge getan haben.

Stefan möchte aus diesem verruchten Lager heraus, es macht ihn verrückt. Er sehnt sich weit weg, ganz weit. Arbeit möchte er haben, einen anständigen Anzug statt der Uniform. Ein liebes Mädchen. Es ist so idiotisch alles, was er da mitmachen muß. Und jeden Tag diese blöde Prügelei und dieser sinnlose Drill mit den Menschen, die sich nicht zur Wehr setzen können. Nein, lieber raus aus diesem Nest, raus aus dieser Uniform . . .!

Er hat jetzt öfter Nachtwache vor den Kellern, darinnen die Häftlinge liegen. Da steht er nun, und weil es seine Dienstvorschrift verlangt, lauscht er gleichgültig hinein, wo die Häftlinge leise flüstern. Er weiß genau, daß sie die Haftvorschriften mißachten und sich über strafbare Dinge unterhalten, er hört es sogar, aber er behält es für sich. „Haben sie nicht recht?“ fragt er sich. „Wir sind grad so reingefallen . . .“

Sein Blick wandert nach dem Fenster des Sturmführers. Der ließ sich jetzt im blanken Auto herumfahren, wie viele, sehr viele, denen diese „Revolution“ allein gut bekommen ist.

Er lauscht wieder nach den Kellern. Er weiß es, er hört es, daß die da drinnen diesen Hund, diesen Schinder im Auto verfluchen . . . er freut sich darüber; es ist eine stille, tiefe Schadenfreude. Warum sprechen sie drinnen so laut? Sie wissen doch, daß er sie hören muß? Sie wissen doch, daß sie ihre Gespräche und Flüche, wenn er sie melden würde, bitter büßen müßten! Ist ihnen das einerlei? Oder vertrauen sie ihm gar? Bei diesem Gedanken überläuft es ihn warm. Er findet sich nicht mehr zurecht in sich selbst: warum freut ihn das?

Liebmann lag allein im Keller; er konnte sich kaum noch hinunterschleppen, wenn der tägliche Drill und die „Verhöre“ aus waren. Nach einem der letzten sagte Erich Heidemann über die Schulter hinweg zu Stefan: „Mit dem machen wir jetzt bald Schluß.“ Dazu machte er eine vielsagende, unmißverständliche Gebärde.

„Wenn Gift aufzutreiben wär, ich würd es ihm hinunterreichen“, dachte Stefan verzagt. Und dem armen Teufel, dem Leschnitzer, würde es grad so not-

tun. Wie helfen?“ zerbrach er sich den Kopf. „Es wär ein leichtes, ein paar Schuß hineinzufeuern, das wär gnädiger als diese ewige Prügelei.“ An die Eltern wagte er gar nicht zu denken. „Hätt ich mir doch früher den Hund, den schuftigen Heidemann, vom Halse gehalten“, haderte er mit sich.

Während der Wache vernahm er aus dem Keller jetzt öfter seinen Namen. Die Häftlinge unterhielten sich über ihn voll Verachtung. Mit den schimpflichsten Namen belegten sie ihn: „Verräter, Feigling, Duckmäuser!“ Er meldete sich nicht. Er schämte sich seiner Freude von neulich, als er geglaubt hatte, sie vertrauten ihm...

Bis ihn einmal die Wut packte und er hineinschrie: „Ruhe, sonst schieße ich einen nach dem andern über den Haufen!“

„Schieß doch!“ rief ihm einer mutig entgegen, „schieß nur, ob man uns so oder so umbringt, was macht das aus? Du hast ja vergessen, wo du her bist!“

Er hatte sie angestarrt, ein Haufen aufeinanderhockender, zerschlagener und verzweifelter Menschen. Und wandte sich noch gedrückter ab. „Verräter, Feigling, Duckmäuser“, grübelte er voll Scham und Schuldbewußtsein.

Schlüter löste ihn ab.

„Die drinnen halten uns für ausgemachte Lumpen“, sagte Stefan.

„Mögen sie denken, was ihnen behagt. Mitgegangen, mitgehangen!“ antwortete Schlüter. Ihn hatten die Vorkommnisse schon abgestumpft; er war ein träger, unselbständiger Bursch und ließ allem seinen Lauf. „Wenn sie's nicht verdient hätten, hätte man sie nicht eingesperrt“, sagte er.

„Das beste wär, man hätt Arbeit, einen vernünftigen Anzug und ein anständiges Mädcl, dann könnte mir der Schwindel gestohlen bleiben“, wiederholte Stefan seine heimlichen Wünsche.

Schlüter lachte und grunzte irgend etwas.

Stefan begab sich in die Wachstube. Dort hielt ihn Heidemann an: „Der Liebmann soll gleich weggeschafft werden, halt dich mit bereit.“

„Wo soll er hinkommen?“ fragte Stefan, den eine unbestimmte Angst befiel. Sollte er Liebmann jetzt ganz aus den Augen verlieren?

Erich Heidemann gab ihm keine Antwort, dafür stand in seinem Gesicht ein gemeiner, grausamer Zug.

„Wo soll er denn jetzt noch hin?“ wiederholte Stefan eindringlicher seine Frage. „Du weißt doch, daß sich seine Alte bald umbringt vor Angst.“

Erich Heidemann ließ ein häßliches Lachen hören. „Gefühlsduseleien“, sagte er. „Damit gewinnst du heut keine Lorbeeren. Entweder — oder!“

Er ließ Stefan stehen und begann mit seinen Vorbereitungen zum Abtransport.

Liebmann kam zwischen einen Trupp SA auf den bereitstehenden Lastwagen. „Bei den geringsten Anzeichen eines Fluchtversuchs, kriegst du eine gebrannt!“ drohte Heidemann dem stumm und gleichgültig Dastehenden, der nur einen einzigen, langen, tieferbitterten Blick auf Stefan warf.

Stefan versuchte sein letztes. „Erich!“ sagte er warnend, „Erich, lad dir nicht eine Schuld auf, die du nie verantworten kannst.“

„Halt die Fresse!“ herrschte ihn Erich an.

Es war Abend, der Himmel schwarz bezogen. Die Fahrt ging nicht nach dem Stadtinnern; bald war man auf einer Landstraße.

Ein SA-Mann sagte: „Der kommt ins Konzentrationslager!“

Ein zweiter grinste: „Wenn er Glück hat.“

„Wenn er Glück hat. . .“

Da gellte mit einmal ein durchdringender Schrei: „Stefan! Stefan!“

Das war Liebmann.

Stefan drängte auf den Knäuel SA-Leute zu, der ihm den Weg zu dem Schreienden versperrte. Die hatten Liebmann aus dem Wagen geworfen und schlugen nun auf seine Hände, die sich an den Wagenrand anklammerten.

„Stefan, Stefan!“ gellte der Hilfeschrei noch entsetzter.

Und Stefan brüllte auf, in tödlicher Verzweiflung: „Ihr seid ja verrückt geworden!“ und stieß die hindernden SA-Leute mit aller Kraft beiseite.

„Der will weg!“ schrie Erich Heidemann, der mit dem Pistolenkolben Liebmanns Hände mürbe schlug, bis dieser losgelassen hatte. „Das Schwein macht 'nen Fluchtversuch!“ Stefan vernahm nur noch einen röchelnden Schrei, da donnerten mehrere Schüsse.

Der Wagen bremste, drehte auf Heidemanns Befehl um.

Liebmann war tot.

„Das ist doch ganz sinnlos. . . ganz sinnlos. . . ganz sinnlos. . .“ stammelte Stefan voll Schauder.

Noch in derselben Nacht ist Stefan heimgekehrt.

Auf alle Fragen der Mutter schwieg er beharrlich. Er zog die Uniform aus, betrachtete sie lange. Dann begann er, sie mit fast fanatischem Eifer zu bürsten und zu reinigen, als müsse er einen widerwärtigen Schmutz von ihr entfernen.

Vater und Mutter sahen dem seltsamen Treiben mit Angst zu.

Die Mutter fragte endlich: „Du willst also noch mal hin?“

Und der Vater: „Liegt dir denn soviel dran, an diesem unglückseligen Plunder?“

„Das Zeug ist doch nicht schuld dran.“ Stefan sprach seltsam ruhig, stockend, wie einer, der über schwer Verständliches grübelt. „Es steckt etwas anderes dahinter. . . muß etwas anderes dahinterstecken. . .“

Noch während er, Uniform und Bürste in der Hand, sinnend dastand, brach Erich Heidemann in Begleitung mehrerer SA-Leute herein.

„Was fällt dir plötzlich ein?“ fragte er streng.

„Was mir einfällt?“ Stefan zuckte mit den Schultern. „Ich kann nicht mehr mitmachen. Beschafft mir Arbeit, sorgt, daß man wieder ein anständiges Leben führen kann, dann könnt ihr auf mich rechnen, aber unter diesen Zuständen nimmer.“

„Also auch schon angesteckt!“ sagte Erich Heidemann in ganz verändertem Ton; er wurde Stefan plötzlich ganz fremd, als er ihn finster und unheildrohend anblinzelte: „Bist wohl überhaupt im Auftrag der Roten zu uns gekommen?“

„Das weißt du am besten, wie ich zu euch kam, du hast ja alles eingefädelt, früher, um mich reinzukriegen, sonst wär ich jetzt vielleicht nicht so übel dran!“

Erich Heidemann raffte mit einem Griff die Uniform auf.

Stefan war mit einem Satz neben ihm: „Die läßt du liegen!“

„Die hast du noch nicht verdient“, herrschte Erich Heidemann ihn an.

„Die ist nur für Würdige da!“

Stefan starrte von einem zum andern, lächelte zutiefst enttäuscht und erschüttert. „Ja . . . nehmt sie mit fort“, sagte er langsam, „nehmt sie zurück . . .

Wie ihr das meint, bin ich sicher nicht würdig. . . Ihr hättet mich wohl auch nie dazu gekriegt, wenn mir auch nur eine Menschenseele gesagt hätte, was ihr alles vorhabt . . . was ihr unter Würde versteht . . .“

„Halt die Fresse!“ schrie Erich Heidemann. „Genug gequasselt!“ und zu den SA-Leuten: „Der Hund gehört zur Kommune! Der kommt mit, daß er keinen Schaden anstiftet!“

„Daß er keinen Schaden anstiftet . . .! Ich? Wie sollte ich denn Schaden anstiften. . .?“

Da schlugen sie aber auch schon auf ihn ein.

Das entsetzte Aufheulen der Mutter tat ihm weher, als die Schläge. ‚Jetzt bist du dran‘, schoß es ihm durch den Kopf. ‚Jetzt ist es aus mit allen Uniformen, mit der Hoffnung auf Arbeit, mit allem . . . jetzt bist du dran!‘ Wild und wüst schlugen, trampelten sie auf ihn ein. Die Mutter stand wie entseelt am Herd, war kalkweiß und brachte keinen Laut mehr hervor. Der Vater stammelte mit großen, starren Augen ein paarmal vor sich hin: „Siehst du, mein Junge . . . siehst du . . .!“ Und grau vor Schmerz stöhnte er: „Siehs’ du, Junge — jetzt lohnen sie’s dir!“

Da riß sich Stefan mit letztem Kraftaufwand von den Schlägern los und stürzte zum Fenster: „In eure Keller kriegt ihr mich nicht!“ Und ließ sich vornüber hinausfallen. Vier Stock tief.

Da lag er nun zerschmettert neben der Haustreppe, auf der er früher sooft gesessen, wo er mit seinem Schicksal gehadert, von weiten Reisen und bunten Abenteuern geträumt, und nach der er sich später sooft zurückgesehnt hatte, nachdem er die braune Uniform angezogen. Und sein Blut überströmte ein großes Hakenkreuz, das herausfordernd aufs Pflaster hingemalt war, ein Zeichen der bösen Macht, die nun auch ihn auf dem Gewissen hatte.

Erich Heidemann rannte, ohne hinzusehen, mit seinen Leuten zum Wagen. Als der weggerattert war, kamen einige Männer, Proleten der Hüttenwerkstraße, aus den Türen und hoben Stefan auf. „Siehst du“, sprach einer leise, „siehst du Junge, das ist ihr Dank!“

Und sie trugen ihn, der nichts mehr fühlte, wie einen der ihrigen behutsam hinweg.

Wolf Franck

FICHTE ALS SCHRIFTSTELLER

Die klassische Periode der deutschen Philosophie und die klassische Periode der deutschen Literatur fallen untrennbar zusammen: von der Geburt Kants im Jahre 1724, das zugleich das Geburtsjahr Klopstocks ist, spannt sich der Bogen bis zum Tode Goethes im März 1832, dem der Tod Hegels nur um vier Monate vorausgeht. Diese Untrennbarkeit ist nicht zufällig: in der klassischen deutschen Philosophie und Literatur allein vollzieht sich in Deutschland jene bürgerliche Emanzipation, die im benachbarten Frankreich durch die große Revolution das ganze gesellschaftliche Gebäude von Grund auf veränderte. Warum die bürgerliche Revolution damals in Deutschland nicht vollzogen wurde, ist hier nicht zu untersuchen: wohl aber ist die Feststellung wichtig, daß das Geschehen in Frankreich auch die Geister in Deutschland mächtig ergriff und daß dieses Ergriffensein in niemand so geschlossen und überzeugend zum Ausdruck kam wie in Johann Gottlieb Fichte. An Fichte wird daher die Kraft und die Ohnmacht der deutschen bürgerlichen Emanzipation in ihrer klassischen Periode besonders deutlich.

„Mein System ist vom Anfange bis zum Ende nur eine Analyse des Begriffs der Freiheit“, schreibt er in einem Briefe vom 8. Januar 1800 und kennzeichnet damit treffend seine ganze Bedeutung. Dem Begriff der Freiheit, dessen konkreten Gehalt er aus der Französischen Revolution übernommen hatte, hat er sein ganzes Leben lang unverbrüchliche Treue gehalten; aber zugleich ist er objektiv über den Begriff nie hinausgekommen, weil sich für ihn im Begriff die ganze Majestät des Menschen erschöpfte in dem Sinne, daß sich von ihm her die Wirklichkeit mit all ihren Widersprüchen zum Reich der Vernunft entwickeln mußte, wenn einmal der rechte Begriff gefunden und erwiesen war — und darin gerade sah Fichte seine philosophische Leistung. Aus dieser Grundeinstellung heraus legte er einmal, im Jahre 1799, das edle, aber utopische Bekenntnis ab:

„Es ist mir gewisser als das Gewisseste, daß, wenn nicht die Franzosen die ungeheuerste Übermacht erringen und in Deutschland, wenigstens in einem beträchtlichen Teile desselben, eine Veränderung durchsetzen, in einigen Jahren in Deutschland kein Mensch mehr, der dafür bekannt ist, in seinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruhestätte finden wird“,

das utopische Bekenntnis eines Mannes, der seine eigenen Aufgaben und Möglichkeiten in dem Wunsche erschöpft sah:

„Ich möchte wirken, solange ich es vermag durch Wort und Schrift: dies ist der Zweck meines Lebens.“

Wort und Schrift: das war sein Lebenselement, mit dem er die Welt aus den Angeln heben zu können vermeinte. Hier lag sein tragischer Irrtum, ein sehr deutscher Irrtum; aber hier lag zugleich auch seine wirkliche Größe: denn in seinem Rahmen war er der konsequenteste deutsche Vertreter der bürgerlichen Freiheit, dessen Einfluß so weit reichte, wie dies überhaupt möglich war.

Dabei war diese objektive Ohnmacht nichts weniger als eine Frage des Mutes: das

Wort war für Fichte eine Waffe, eine Waffe der Wahrheit, die es ohne Rücksicht auf die eigene Person zu führen galt. Immer wieder hat er das betont und immer wieder hat er diese Gesinnung, soweit sie ihn betraf, bewiesen. Als er Ende des 18. Jahrhunderts in der Verbindung Rußlands mit Österreich zu erkennen glaubt,

„daß der Despotismus sich von nun an mit Verzweiflung verteidigen wird, daß er durch Paul und Pitt konsequent wird, daß die Basis seines Plans die ist, die Geistesfreiheit auszurotten und daß die Deutschen ihm die Erreichung dieses Zwecks nicht erschweren werden“,

zieht er aus dieser Erkenntnis für sich den Schluß: *„Ich darf jetzt nicht verstummen; schweige ich jetzt, so dürfte ich wohl nie wieder ans Reden kommen“,* und befolgt ihn selbstverständlich. Oder in den ‚Reden an die deutsche Nation‘, die er im besetzten Berlin unter den Bajonetten des Feindes hält, erklärt er:

„Was will denn der vernünftige Schriftsteller und was kann er wollen? Nichts anderes, denn eingreifen in das allgemeine öffentliche Leben und dasselbe nach seinem Bilde gestalten und umschaffen; und wenn er dies nicht will, so ist alles sein Reden leerer Laut, zum Kitzel müßiger Ohren.“

Es war kein Zufall, daß Fichte an die Macht des Wortes oder richtiger, die Majestät des Gedankens so unbedingt glaubte: sein eigener Lebensweg und der Geist seiner Zeit wiesen ihn gleichermaßen auf diese Bahn. Fichte entstammte den ärmlichsten Verhältnissen. Er wurde am 19. Mai 1762 in Rammenau in der Oberlausitz als ältestes Kind eines Bandwirkers geboren und mußte schon frühzeitig zu Hause mitarbeiten; aber bereits der achtjährige Gänsehütejunge legte durch die Wiederholung einer Predigt dem durch Rammenau kommenden Freiherrn von Miltitz eine so erstaunliche Probe seiner Gedächtniskraft ab, daß sich dieser unverzüglich seiner Erziehung und Ausbildung annahm, um ihn Gelehrter werden zu lassen. Der Freiherr von Miltitz starb wenige Jahre später und die weitere Sorge für Fichte übernahm die Witwe nebst den beiden Vormündern ihres Sohnes, deren einer der Vater von Novalis war. Fichte erlangte durch diese Fürsorge eine regelrechte Schulausbildung, die ihm in der Hauptsache auf der Fürstenschule Pforta bei Naumburg zuteil wurde. Die Schule vermittelte ihm ein vielseitiges strenges Wissen; so lernte er selbstverständlich fließend die damalige Gelehrtensprache: Latein. Vor allem aber kam er in Pforta mit der werdenden deutschen klassischen Literatur in Berührung: Klopstock war sein erster Lieblingsdichter (eine Nichte Klopstocks wurde übrigens die Frau Fichtes) und begeistert las er den ‚Anti-Goeze‘ Lessings, dessen Schriften allerdings ebenso wie die Goethes und Wielands in Pforta verboten waren.

Fichte begann dann Theologie zu studieren; die „Laufbahn eines akademischen Dozenten“ schien ihm „für einen Menschen, der ganz ohne eigenes Vermögen ist“, Schwierigkeiten zu bergen, die er sich „nicht getraute zu überwinden“. Die Armut wurde dann der eigentliche Lehrmeister Fichtes. Er war gezwungen, Hauslehrerstellen anzunehmen und lernte so in acht Jahren Süddeutschland und die Schweiz, Polen und Westpreußen kennen. Sein Studium und seine Tätigkeit als Lehrer führten ihn bei seinem ernsten, pflichtbewußten Charakter bald auf Erziehungsfragen. Er beschäftigte sich nicht nur von nun an immer wieder mit ihnen, sondern er entwickelte

in sich immer mehr die Überzeugung, daß alle kleinen und großen Fragen des Daseins durch Erziehung zu lösen seien: so wollte er später die nationale Freiheit gegen Napoleon im eigentlichen Sinne auf dem Wege der Erziehung erreichen. In den „Reden an die deutsche Nation“ erklärt er ausdrücklich: „Eine gänzliche Veränderung des bisherigen Erziehungswesens ist es, was ich als das einzige Mittel, die deutsche Nation im Dasein zu erhalten, in Vorschlag bringe“, und sie gipfeln in der Anwendung des Erziehungssystems Pestalozzis, den er bereits auf seinen Wanderjahren in Zürich persönlich kennengelernt hatte.

Das erzieherische Wort war der große Magier, dem sich Fichte von früh an verschrieb. Als ihm die französische Revolution den großen Text „Menschenrecht und Menschenwert“ geliefert hatte, machte er sich daran, in seinen „Beiträgen zur Berichtigung der Urteile des Publikums über die französische Revolution“ an Hand dieses Textes „das Volk gründlich über seine Rechte und Pflichten zu unterrichten“. Worum es ihm hierbei ging und was er dabei wieder als seine ureigene Aufgabe ansah, drückte er unmißverständlich aus:

„Daß die Verfassung der meisten (bis jetzt bestehenden Staaten) nicht nur höchst fehlerhaft, sondern auch höchst ungerecht sei, und daß unveräußerliche Menschenrechte in ihnen gekränkt werden, die sich der Mensch gar nicht nehmen lassen darf, davon bin ich freilich innigst überzeugt und habe gearbeitet und werde arbeiten, den Leser gleichfalls davon zu überzeugen.“

Der zweite entscheidende Vorgang, der Fichte die vernunftgemäße Erziehung des Menschengeschlechts mittels des Worts als höchste Aufgabe erscheinen ließ, war seine Begegnung mit Kant. Auch in diesem persönlichen Erlebnis begegnet er sich mit seiner Epoche und ihrem neuen Ausdruck. Ein Zufall — ein Student will von ihm, dem bettelarmen Theologiekandidaten, Nachhilfestunden in Kantischer Philosophie — bringt ihn auf dieses Studium, und er entdeckt in Kant ein System von der absoluten selbsterherrlichen Freiheit des Menschen, die diesen zur höchsten Selbstvollendung leitet. Rasch wächst er über dieses Kantische System hinaus zu seinem eigenen, das er auf die Überzeugung gründet,

„daß nur aus einem einzigen Grundsatz Philosophie Wissenschaft werden kann (daß sie aber die eine Evidenz erhalten muß wie die Geometrie), daß es einen solchen Grundsatz gibt, daß er aber als solcher noch nicht aufgestellt ist: ich glaube, ihn gefunden zu haben und habe ihn, soweit ich mit meiner Untersuchung bis jetzt vorgerückt bin, bewährt gefunden“.

Sein philosophisches System, die ‚Wissenschaftslehre‘, ist geboren; sie sieht er als seine Lebensaufgabe an, all sein Trachten gehört jetzt dieser „Wissenschaft von der Wissenschaft überhaupt“, die er aus dem „einzigen Grundsatz“ „Ich bin Ich“, dieser stolzen und einseitigsten Lehre von der absoluten Freiheit des Menschen, ableitet und mit allen Mitteln seiner überzeugten Lehre in die Hirne und damit in seine Zeit hineinzuhämmern sucht. Er ist davon durchdrungen, den Stein der Weisen entdeckt zu haben, und als Universitätsprofessor in Jena und Erlangen, in Königsberg und Berlin, in seinen zahlreichen berliner Privatvorträgen, in Rede und Schrift, in summa: durch jedes Mittel der Erziehung, durch das Wort widmet er sich seinem einzigen Zweck,

seine Lehre von der absoluten Freiheit des selbstherrlichen menschlichen Ich allüberall zu verkünden und durchzusetzen. Das sind die einfachen Elemente all seines Schaffens und Wirkens.

„Auch ist es“, erklärt er in der ‚Anweisung zum seligen Leben‘, „von jeher bei aller Mitteilung, und so auch bei der in diesen Reden an Sie, Ehrwürdige Versammlung, allen Ernstes mein Zweck und meine Absicht gewesen, das, was ich erkannt habe, den andern zuvörderst durch alle in meiner Gewalt stehenden Mittel klar und verständlich zu machen, und, so viel an mir liegt, sie zum Verstehen zu zwingen; wo sodann, — wie ich auch dessen sicher war, — die Überzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit des Vorgetragenen sich von selbst einfinden werde; also ist es allerdings von jeher, und so auch jetzt, mein Zweck gewesen, meine Überzeugung zu verbreiten, — Proselyten zu machen, oder mit welchen Worten noch diejenigen, die sie hassen, jene Absicht, die ich sehr freimütig zugestehe, ausdrücken wollen.“

Mit dem Ethos des Was seiner Lehre verband sich bei Fichte unabtrennbar das Ethos des Wie; und bei diesem Wie ist wieder das Verhältnis von Lehrer, Erzieher, Schriftsteller und Redner nicht voneinander zu trennen.

Bei einem strengen Charakter wie Fichte ist es selbstverständlich, daß er zuallererst einmal stets seine eigenen darstellerischen Mittel zu vervollkommen suchte. Als Hauslehrer und als Professor arbeitete er mit gleicher unermüdlicher Sorgfalt seine Lehr- und Erziehungsgrundsätze aus. Er nahm Deklamationsunterricht. Er beschäftigte sich Zeit seines Lebens mit Übersetzungen — so aus dem Lateinischen, Französischen, Portugiesischen, Spanischen, Italienischen. Die Kenntnis fremder Sprachen hielt er für unerläßlich zur Beherrschung der eigenen. Seine Vorträge arbeitete er auf das Sorgfältigste aus; selbst seine erhaltenen Stichwort-Manuskripte für Vorlesungen und seine schriftstellerischen Entwürfe ergeben meist einen genauen Einblick in seinen Gedankengang. Sein Stil wird im Laufe der Jahre immer klarer und einfacher, jedes überflüssige Wort wird fallengelassen, aber oft wird derselbe Gedankengang auf einem neuen Wege wieder aufgenommen und stets ist die Darstellung mit anschaulichen Beispielen durchsetzt. Seine Methode läuft darauf hinaus, daß sein Vortrag

„ausgeht von dem Allerunbestimmtesten, und dieses vor den Augen des Lesers weiter bestimmt; daher freilich im Verfolge den Objekten noch ganz andere Prädikate beigelegt werden, als ihnen im Anfange beigelegt wurden; daß dieser Vortrag ferner sehr oft Sätze entwickelt und aufstellt, die er hinterher widerlegt, indem er durch Antithese zur Synthese fortschreitet. Das durchaus bestimmte, wahre Resultat, bei dem es bleibt, findet sich hier nur am Ende“.

Von der Bildung, die er vermitteln will, verlangt er, daß sie die Menschen allgemein ohne Unterschied erfaßt. Nichts haßt er so sehr wie das Nachbeten vorgetragener Ansichten: er setzt seinen Ehrgeiz darein, seine Leser und Hörer zum Selbstdenken zu erziehen. Darum wendet er sich gegen „das gedankenlose Nachschreiben“ in den Vorlesungen; darum bevorzugt er den Unterricht am Morgen, „denn ich will“, wie er erklärt, „den offenen Geist meiner Zuhörer in den Morgenstunden, nicht ihren gefüllten Bauch, der keine Ohren hat“; darum hat er das Bestreben, sich mit seinen Hörern „ganz auf den gleichen Fuß“ zu setzen, und ist der Ansicht, daß die Studenten gerade dadurch

nichts taugen, daß man mit ihnen umgeht, „als ob sie nichts taugten“; darum will er jeden Schüler „so leiten, daß die begehrte Anschauung sich in ihm bilde“, und ist sich bewußt, „die innere Anschauung des Ich durch sich selbst ... im Diskurs sehr oft aus Menschen entwickelt“ zu haben. Als er sich nach dem Atheismusstreit, der ihm den geschickten von der Reaktion erhobenen Vorwurf der Gottlosigkeit eintrug und ihm seine Professur in Jena kostete, entschlossen hat, „sich auf mündliche Mitteilung (zu) beschränken, indem hiebei das Mißverständnis auf der Stelle erscheinen und gehoben werden kann“, und sich daher in den letzten zehn Jahren seines Lebens ausschließlich auf Vortragstätigkeit beschränkt (und nur noch Vortragsniederschriften veröffentlicht), gibt es kaum eine Vorlesungsreihe, in der er nicht vor seinen Zuhörern, die Methode seiner Darstellung ausführlich entwickelt. Wiederholt setzt er seine Auffassung von dem Wesen und der Bestimmung des Gelehrten — als solchen sah er sich selbst an — auseinander und entwickelt auf die mannigfachste Art den Gedanken, daß es darauf ankomme, „die Wahrheit vor unseren Augen aus einer Welt voll Irrtum werden und sich erzeugen“ zu lassen.

Aber Fichte hat sich über diese Aktivität hinaus den eigenen Zuhörern und Schülern gegenüber auch stets bemüht, seine Erziehungsgrundsätze im wahrsten Sinne des Wortes Schule werden zu lassen. Am interessantesten sind seine Pläne, die er für die Errichtung einer Universität in dem damals französischen Mainz ausarbeitete; am bedeutungsvollsten wurde seine Mitwirkung an der Gründung der Universität Berlin im Jahre 1810, deren erster gewählter Rektor er wurde. Da er an die Menschenwürde in jedem Menschen glaubte und die Maxime hatte: „Du sollst an der Perfektibilität keines Individuums, das Menschengesicht trägt, verzweifeln“, war er nichts weniger als national oder gar nationalistisch beschränkt und drückte nur einen seiner entscheidenden Grundsätze aus, wenn er, noch im Jahre 1810; einem Schweizer schrieb: „Kann ich mit Ihnen in Vereinigung tiefer eingreifen in die allgemeine Bildung als auf meinem Wege, so lasse ich alles andere stehen und komme zu Ihnen.“ Fichte wollte wirken, durch sein Wort wirken, und davor kannte er keine andere Rücksicht. So verhandelte er nicht nur 1798 wegen Mainz, sondern hatte 1803 sogar den Gedanken, nach Straßburg zu gehen, und verhandelte ein Jahr später wieder gleichzeitig, um nach Charkow oder nach Bayern zu ziehen oder in Berlin zu bleiben, wie es dann auch tatsächlich geschah (d. h. er wurde an der damals preußischen Universität Erlangen verwandt). Fichte hatte eine zu hohe, stolze Auffassung von der Freiheit und Würde aller Menschen, als daß er nicht stets bereit gewesen wäre, die beste Gelegenheit, die sich ihm zur Verbreitung dieser seiner Auffassung und Lehre bot, zu ergreifen. Darum benutzt er auch jede Gelegenheit, bei der Bildung höherer Lehranstalten mitzuwirken. Für Mainz entwirft er so eine genaue Einteilung wissenschaftlicher und populärer Vorlesungen, die er dort halten möchte; der Plan für Berlin entwickelt den Begriff einer zu gründenden Universität, befaßt sich dann mit der Ausführung dieses Begriffs und schließlich mit „der Weise und den Mitteln, durch welche die zu errichtende Lehranstalt mit dem übrigen gelehrten und ungelehrten Publikum in Verbindung treten und auf dasselbe“ Einfluß nehmen soll. Bemerkenswert ist auch noch ein Plan für die Errichtung einer Philosophen-Schule, den er im Zusammenhang mit seinen bayerischen Verhandlungen entwickelte.

Nicht umsonst hat sich Fichte unermüdlich um Lehren und Darstellen bemüht: er

übte als Lehrer eine mächtige Anziehungskraft aus. Die jenaer Studenten begrüßten in ihm den mutigsten Verteidiger der Menschenrechte, vor allem wegen seiner „Beiträge“ über die Französische Revolution, und seine Auditorien waren überfüllt — dreihundert bis vierhundert Hörer waren keine Seltenheit. Zu seinen Schülern oder wohl wenigstens zu seinen Hörern gehörten hier unter anderen: Hölderlin, Novalis, Schelling. So wie ihn Jean Paul kurze Zeit darauf schildert:

„Fichte — mit seiner Granitstirn und Nase, so knochig und felsen wie die wenigen Gesichter, die alles ändern, nur nicht sich — ... Einseitig ist er bis zur Magerkeit des Sinnes. Aber gleichwohl bleibt sein Gesicht herrlich und (wie das Rückenmark) eine Fortsetzung oder Ankündigung des Gehirns“,

mit dieser schroffen, den ganzen Menschen umfassenden und hochpackenden Geradlinigkeit hat er auf alle seine Hörer gewirkt. In Berlin sammelte sich dann in seinem Auditorium jene Elite, beispielsweise die späteren Minister Beyme und Altenstein, die wenige Jahre später, im Bunde mit ihm, ihr preußisches Reformwerk — Selbstverwaltung der Städte, Bauernbefreiung, Gewerbefreiheit, Judenemanzipation — durchführte, das der Auftakt zu den Befreiungskriegen war und wenigstens den Beginn einer bürgerlichen Emanzipation darstellte. Was er damals war, was er in dem seiner nationalen Freiheit durch Napoleon verlustig gegangenen Preußen bedeutete und wie er, der große, berühmte Fichte, dabei stets mit den unmittelbarsten Existenzsorgen zu kämpfen hatte — dies gilt, nach seiner entbehrungsreichen Jugend, abgesehen von den wenigen jenaer Jahren, für sein ganzes späteres Leben — geht plastisch aus der Begründung einer Eingabe vom Mai 1810 hervor, in der Wilhelm von Humboldt, damals preußischer Kultusminister, den König um Gehaltserhöhung für Fichte ersuchte:

„Man mag auf sein durch Erfahrung erprobtes Talent, die Köpfe seiner Zuhörer zu bilden und sie mit Eifer für alles Wissenschaftliche zu erfüllen, auf seinen wohl begründeten Ruf in seinem Fach, auf seinen streng moralischen Charakter oder auf die Anhänglichkeit, mit der er, seit dem Anfange der unglücklichen Ereignisse, immer und ohne Euer Königliche Majestät je mit einer Bitte zu behelligen, ausgeharrt hat, sehen, so verdient er gewiß, über die Nahrungssorgen hinweggehoben zu werden, in welche ihn eine schwächliche Gesundheit und Mangel aller anderen Hilfsquellen jetzt oft versetzen.“

Das war jener Fichte, dessen Ideal „ein ruhiges und fleißiges Leben“ war, der niemals an sich, sondern immer nur an seine Sache, an die aber mit heiligstem Stolz, dachte, der den Weg zur „Errichtung des Vernunftreiches“ für alle Menschen gefunden zu haben glaubte und ganz der Lehre davon hingegeben war, jener Fichte, der den ganzen Sinn und Inhalt seines Strebens gegen Ende seines Lebens mit all seiner stolzen Bescheidenheit in einem Briefe so zusammenfaßte:

„Sie irren sich bloß über meine Person, teils in Absicht des Gewichts, welches meine Worte hätten, teils in Absicht meiner Freiheit und Beweglichkeit nach allen Richtungen der Schriftstellerei hin. Was das letzte anbelangt, so bin ich kaum je Schriftsteller gewesen, außer vom Katheder aus und zum Behuf des Katheders; und immer war es der Zug meiner inneren wissenschaftlichen Bildung, der zu diesem oder jenem Gegenstande mich leitete. Bei meinen Reden an die Deutschen war es besonders das Bedürfnis, die innige Wehmut, die mir selbst entstanden war, zu lindern, dadurch, daß ich täte, was in dieser Lage nur ich so recht eigentlich tun konnte. Nun habe ich

geredet, den Keim, der sich entwickeln soll, hingeworfen, und das Fortreden und Tun überlasse ich andern.“

In Wirklichkeit war allerdings der Lehrer Fichte von dem Schriftsteller gar nicht zu trennen. Nicht ohne Grund hatte sich schon der Schüler an Klopstock und Lessing geschult, war der jenaer Professor in recht innige Berührung mit Goethe und Schiller gekommen und hatte der Fichte der Jahrhundertwende die reichsten Beziehungen zur Romantischen Schule. Fichte war Philosoph, war Gelehrter, und wollte nichts anderes sein. Aber ebenso wie ihn seine ureigenen Bemühungen zu fortwährenden stilistischen und schriftstellerischen Studien trieben, führte ihn die Verbundenheit mit seinen großen literarischen Zeitgenossen zur eingehenden Auseinandersetzung mit den Fragen der Kunst und umgekehrt wirkte seine große Erscheinung zum Teil bahnbrechend auf die Literatur seiner Zeit. Für den Goethe-Schillerschen Anschauungskreis bedeutete Fichte die Vollendung der von Kant errichteten Herrschaft der menschlichen Vernunft; daß er „verspricht, den Menschenverstand mit der Philosophie auszusöhnen“, bezeichnete Goethe einmal als der höchsten Aufmerksamkeit würdig. Weit mehr bedeutete Fichte der Romantischen Schule, den Novalis, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, Tieck, Schleiermacher, Schelling. Sie entzündeten sich an dem absoluten Ich Fichtes, dessen Allherrlichkeit und -fähigkeit der Ausgangspunkt ihrer romantischen Sehnsucht wurde. Von hier aus, von diesem die ganze Welt aus sich selbst erzeugenden Ich, wucherte die romantische Phantasie in alle Richtungen fort, hier fand sie ihre weltanschauliche Legitimation, und die Fichtesche Lehre stellt geradezu die Wegkreuzung dar, an der sich die Romantik von der eigentlichen klassischen Literatur schied. Es ist fast ein Symbol des Alltags für diese enge Verbundenheit, wenn Fichte, als er nach dem Atheismusstreit in Berlin Zuflucht gesucht hat, den Plan entwickelt, aus persönlichen und aus Ersparnisgründen mit den beiden Schlegels und deren Freundinnen sowie Schelling zusammenzuziehen und gemeinsam Küche zu führen. Die Wege Fichtes und der Romantiker mußten schließlich auseinandergehen: das strenge System der Freiheit und das freie romantische Schweifen kreisten um verschiedene Pole; in dem Bruch zwischen Fichte und Schelling, in der Auseinandersetzung zwischen der Wissenschaftslehre und der Naturphilosophie hat diese Trennung ihren klassischen Ausdruck gefunden, und erst Hegel, der mit seiner Schrift „Differenz des Fichteschen und Schellingschen Systems der Philosophie“ in den Streit eingriff, hat die Synthese der beiden Systeme vollzogen. Aber das ändert nichts an der innigen Verknüpfung der Fichteschen Lehre mit den Anschauungen der Romantischen Schule.

Fichte hat jedoch weiter innerhalb seines Systems aus der Berührung mit der Literatur seiner Zeit eine eigene Theorie der Kunst geschöpft. Den Dichtern und Künstlern wies er die Aufgabe zu, „das allgemeine Organ für die übersinnliche Welt in Tätigkeit zu erhalten“, während er es als die Aufgabe der Wissenschaftler und Gelehrten bezeichnete, „einen wirklich hervorzubringenden Weltzustand zu fordern“. Mit anderen Worten: die Kunst hält „den Boden, welchem geistige Gesichte entkeimen sollen, stets in Bewegung und Leben“. Die Kunst hat die Idee zu nähren und lebendig zu erhalten, während die Wissenschaft die Idee praktisch zu verwirklichen hat.

Fichte hat das Wesen des Künstlers immer nur im Zusammenhang mit dem des Gelehrten behandelt, nicht etwa aus Nichtachtung gegenüber der Kunst sondern gemäß dem eigentlichen — wissenschaftlichen — Zweck seiner Untersuchungen. In diesem

Rahmen hat er aber eine ganz selbständige, für seine praktischen Absichten sehr wesentliche Theorie der Sprache entwickelt. Zunächst fordert er für denjenigen, der etwas Neues zu sagen hat, das Recht auf eine originale Sprache. Denn „*der Lebenslauf jedes wahrhaften Künstlers oder wissenschaftlichen Kopfs ist eine fortgehende Entwicklung seiner eigenen Originalität*“, und neue Begriffe machen neue Wortbedeutungen notwendig. Ja, er geht noch weiter und verlangt für die Nation, die die Wissenschaft der Wissenschaft erfunden hat, also für seine Nation, das Recht, ihr „*aus ihrer Sprache einen Namen zu geben*“ und eine „*systematische National-Terminologie*“ zu schaffen. Damit ist aber bereits der Kerngedanke der Fichteschen Sprachtheorie angerührt, wonach die Sprache das wesentliche konstitutive Element einer Nation sei. Diese Theorie ist am entscheidendsten in den „*Reden an die deutsche Nation*“ zum Ausdruck gebracht. Dort führt er aus, daß die Sprache „*das Werkzeug des gesellschaftlichen Menschen*“ sei, daß die deutsche Sprache „*einen vollkommenen Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern*“ begründe, daß die deutsche Sprache eine „*lebendige Sprache*“ sei, die sich ewig fortentwickle, die anzeige, daß der „*Fluß ursprünglichen Lebens*“ in ihren Trägern lebendig sei und daß die Deutschen dadurch „*ursprüngliche Menschen*“, „*ein Urvolk*“, „*das Volk schlechtweg*“ seien. Das deutsche Volk dieser deutschen Sprache hat aber damit die Aufgabe, Bürger „*mit nicht engherzigem und ausschließendem, sondern allgemeinem und weltbürgerlichem Geiste*“ heranzuziehen. Oder wie es Fichte in seinen „*Staatslehre*“-Vorlesungen in seinem letzten Lebensjahre ausgedrückt hat:

„*Die Menschen sollen schlechthin sich gestalten zu Reichen der Freiheit: denn nur in solchen ist der sittliche Zweck dasjenige, wozu die ganze Menschheit ganz allein da ist . . . Diese Gestaltung des Reiches kann erfolgen nur aus einer durchaus gemeinsamen Ansicht und Denkweise vieler, die da Volk heißen. Gemeinsamkeit der Sprache ist Bedingung der Entwicklung und Verbreitung desselben, ist das von der geistigen Natur Vorausgegebene . . . Dieser Fortgang, die Geschichte, wird gebildet nicht sowohl durch, als an gemeinsamen Begebenheiten. An: — wo denn die Freiheit einzelner nachhilft, erleuchtet durch Religion und Wissenschaft, deren Resultat die Volkserziehung ist.*“

Diese Anschauung von der sprachlich-geistigen Qualität aller echten Geschichte ist zwar von höchster idealistischer Einseitigkeit, aber sie zeigt zugleich, wo sein sittliches Pathos allein die wertvollen Kräfte im Menschen, und zwar in jedem und in allen Menschen, suchte. Dieser allertiefste Glaube an die Allmacht des freien menschlichen Gedankens war das beste Erbteil, das Fichte von seiner Zeit empfangen und das er seinerseits wieder durch sein Werk und Wirken mitgeformt hatte. Jedes echte Werk menschlichen Geistes war ihm daher eine heilige Sache, und das schönste Lob, das er für es hatte, war seine Kennzeichnung eines solchen Werkes, „*das da wert war zu erscheinen*“ dahin, es müsse „*sich erst sein Publikum erziehen und einen Richterstuhl für sich bilden*“. Aus dieser Einstellung heraus führte er übrigens einen erbitterten Kampf gegen das Rezensentenunwesen, der ihn einmal sogar zu der Schlußfolgerung kommen ließ, daß „*es überhaupt keiner Bücher bedürfen würde, wenn sich nur Rezensionen ohne Bücher machen ließen*“.

Fichte fühlte sich in jeder nur denkbaren Beziehung als schreibenden Lehrer, als lehrenden Schriftsteller, und wer ihn als Schriftsteller betrachtet, hat unwillkürlich den ganzen Fichte vor sich. Das Freiheitsideal der Französischen Revolution war ihm

sein ganzes Leben lang Leitstern und er hatte ihm auf seine Art, auf philosophisch-erzieherisch-schriftstellerische Art, mit ganzer Kraft gedient. Als er, am 29. Januar 1814, gegen Ende des ersten Jahres der Befreiungskriege, starb, glaubte er sich der Erfüllung seines Ideals nahe, das ihm in Frankreich von Napoleon verraten worden war und das er darum jetzt in Deutschland beheimatet glaubte. Immerhin hat er schon während des Krieges gewußt, daß es nach seinem Abschlusse den Kampf gegen den „innern Feind“ Reaktion gelten würde. Er sollte allzu recht behalten: heute, nach 125 Jahren, ist der „innere Feind“ in Deutschland mächtig wie noch nie. Aber gerade darum ist uns Fichte so nahe, gerade darum redet uns seine Sprache an und meint uns, in einem Ausmaße, wie sie kaum zu seinen Zeitgenossen redete. Der Fall, auf den er in den ‚Reden an die deutsche Nation‘ „im voraus Bedacht“ nahm, das Amt, das er als das eigentliche des Schriftstellers ansah: an uns ist dies alles doppelt und dreifach Wahrheit geworden und in Erfüllung gegangen:

„Das edelste Vorrecht und das heiligste Amt des Schriftstellers ist dies, seine Nation zu versammeln, und mit ihr über ihre wichtigsten Angelegenheiten zu beratschlagen; ganz besonders aber ist dies von jeher das ausschließende Amt des Schriftstellers gewesen in Deutschland, indem dieses in mehrere abgesonderte Staaten zertrennt war, und ein allgemeines Ganzes fast nur durch das Werkzeug des Schriftstellers, durch Sprache und Schrift, zusammengehalten wurde; am eigentlichsten und dringendsten wird es sein Amt in dieser Zeit, nachdem das letzte äußere Band, die Reichsverfassung, auch zerrissen ist. Sollte es sich nun etwa zeigen — wir sprechen hieran nicht etwa aus, was wir wüßten oder befürchteten, sondern nur einen möglichen Fall, auf den wir jedoch ebenfalls im voraus Bedacht nehmen müssen — sollte es sich, sage ich, etwa zeigen, daß schon jetzt Diener besonderer Staaten von Angst, Furcht und Schrecken so eingenommen wären, daß sie solchen, eine Nation eben noch als daseiend voraussetzenden und an dieselben sich wendende Stimme, zuerst das Lautwerden, oder durch Verbote die Verbreitung versagten: so wäre dies ein Beweis, daß wir schon jetzt keine deutsche Schriftstellerei mehr hätten, und wir wüßten, wie wir mit den Aussichten auf eine künftige Literatur daran wären.“

In unsere, der Nachlebenden Hände, ist das Gedächtnis Fichtes gelegt. Daß wir es wahren und schützen vor seinen Feinden, die auch unsere und aller Freiheit Feinde sind — können wir es besser beweisen als dadurch, daß wir doch den Boden bereitet halten der deutschen Schriftstellerei und der künftigen deutschen Literatur?

Johann Gottlieb Fichte

1762—1814

SPRACHE, SCHRIFTSTELLEREI UND SCHRIFTSTELLER

Die Sprache überhaupt, und besonders die Bezeichnung der Gegenstände in derselben durch das Lautwerden der Sprachwerkzeuge, hängt keineswegs von willkürlichen Beschlüssen und Verabredungen ab, sondern es gibt zuvörderst ein Grundgesetz, nach wel-

chem jedweder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen zu diesem, und keinem andern Laute wird. So wie die Gegenstände sich in den Sinneswerkzeugen des Einzelnen mit dieser bestimmten Figur, Farbe usw. abbilden, so bilden sie sich im Werkzeuge des gesellschaftlichen Menschen, in der Sprache, mit diesem bestimmten Laute ab. Nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm redet die menschliche Natur, und verkündigt sich andern seinesgleichen. Und so müßte man sagen: die Sprache ist eine einzige und durchaus notwendige.

(Reden an die deutsche Nation)

Dies ist von jeher der Zweck und der Erfolg aller Einmischung gewesen: zuvörderst aus der unmittelbaren Verständlichkeit und Bestimmtheit, die jede ursprüngliche Sprache bei sich führt, den Hörer in Dunkel und Unverständlichkeit einzuhüllen; darauf an den dadurch erregten blinden Glauben desselben sich mit der nun nötig gewordenen Erklärung zu wenden, in dieser endlich Laster und Tugend also durcheinanderzurühren, daß es kein leichtes Geschäft ist, dieselben wieder zu sondern... Im Umfange deutscher Rede entsteht eine solche Einhüllung in Unverständlichkeit und Dunkel entweder aus Ungeschicktheit oder aus böser Tücke; sie ist zu vermeiden, und die Übersetzung in rechtes wahres Deutsch liegt als stets fertiges Hilfsmittel bereit.

(Reden an die deutsche Nation)

... nur das ist ein guter Vortrag, wo nicht der Vortragende die Sache vortragen will, sondern die Sache sich selbst ausspricht, und in Worte gestaltet durch das Organ des Vortragenden.

(Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters)

Aber die Anführung entgegengesetzter Meinungen ist von großem Gewinn für die deutliche und klare Darstellung der gefundenen Wahrheit. Durch Vergleichung der Wahrheit mit den Irrthümern wird man genötigt, besser auf die unterscheidenden Merkmale beider aufzumerken und sie sich mit schärferer Bestimmtheit und in größerer Klarheit zu denken.

(Über die Bestimmung des Gelehrten)

Der Schriftsteller soll das Richtige sagen; sein Denken allein hilft uns nichts.

(Brief an Reinhold; 2. Juli 1795)

Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es das natürliche Talent oder der Fleiß sei, was in den Wissenschaften am meisten fördere. Ich antworte: beides muß sich vereinigen; für sich allein und ohne das andere taugt keines von beiden.

(Über das Wesen des Gelehrten)

Was hilft alles Wissen, hört man zuweilen sagen, wenn nicht danach gehandelt wird? In diesem Ausspruche wird das Wissen als Mittel für das Handeln, und dieses letztere als der eigentliche Zweck angesehen. Man könnte umgekehrt sagen: wie kann man doch gut handeln, ohne das Gute zu kennen? Und es würde in diesem Ausspruche das Wissen als das Bedingende des Handelns betrachtet. Beide Aussprüche aber sind einseitig, und das Wahre ist, daß beides, Wissen sowie Handeln, auf dieselbe Weise unabtrennbare Bestandteile des vernünftigen Lebens sind.

(Reden an die deutsche Nation)

Die ursprünglich begeisterten Seher, deren es geben wird und geben muß, bis an das Ende der Tage, diese, die in jener ersten Epoche, vermöge des Verhältnisses der übrigen Menschheit zu ihnen, Propheten und Wundertäter waren, hören jetzt, weil das Verhältnis sich geändert hat, gänzlich auf, dieses zu sein, und verwandeln sich in eine andere Erscheinung, die selbst zwiefach und insofern in sich selbst entgegengesetzt ist: je nachdem die Gesichte entgegengesetzt sind, die sie anschauen. Sie werden Dichter und Künstler überhaupt, inwiefern in ihren Gesichtern gar nicht irgendein wirklich hervorzubringender Weltzustand ausgedrückt werden soll, sondern nur die allgemeine Form solcher Gesichte: inwiefern diese Gesichte daher eine bestimmte Gestalt gar nicht

fordern, sondern in jedwedem Stoffe dargestellt werden können; inwiefern darum ihr Zweck gar nicht sein kann, zu bestimmter That zu treiben, sondern nur die Geistigkeit der Menge immerfort in Bewegung, und diese Menge auf dem Boden, dem Gesichte entkeimen, zu erhalten... Inwiefern im Gegentheile die Gesichte der Seher einen wirklich hervorzubringenden Weltzustand fordern, verwandeln diese Seher sich in eine gelehrte und wissenschaftliche Gemeinde.

(Berliner Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten)

In der Nation, die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg oder Deutsche nennt, ist in der neuen Zeit wenigstens bis jetzt Ursprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des Neuen hat sich gezeigt; jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klargewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe und mit besonnener und freier Kunst, vollendet und ganz, sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern, und ihren Kreis zu schließen. Der Grundsatz, nach dem sie diesen zu schließen hat, ist ihr vorgelegt; was an Geistigkeit und Freiheit dieser Geistigkeit glaubt, und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es rede, ist unsers Geschlechts, es gehört uns an und es wird sich zu uns tun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine tote Natur an das Ruder der Weltregierung setzt, dieses, wo auch es geboren sei und welche Sprache es rede, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher je lieber sich gänzlich von uns abtrenne. *(Reden an die deutsche Nation)*

Ich erkläre hierdurch mit der entschiedensten Freimütigkeit, daß gegenwärtig kein anderes Land in Europa ist, in welchem ich lieber leben möchte, als Deutschland; und keine Lage, die ich mehr wünsche, als die, in welcher ich wirklich mich befinde. Ich bedarf nur der Ruhe um mich herum und persönlicher Sicherheit; alles übrige will ich mir selbst verschaffen. Jene beiden Güter haben bis jetzo die deutschen Gesetze mir gewährt. Aber, wenn es denn nunmehr wirklich dahin kommen sollte, und der Plan gemacht wäre, und seine Ausführung bei uns anheben sollte, daß in Deutschland keine Ruhe und bürgerliche Sicherheit mehr für den Schriftsteller wäre, daß alle durch das Gesetz geschützt würden, nur er nicht; so bleibt ja nichts übrig, als zu gehen, wohin man uns ausstößt. Wo drauf zu rechnen ist, daß nur Gewalt gelte, da kann man ja hoffen, selbst einen Teil derselben an sich zu ziehen, um sich dadurch zu schützen. Ganz unendlich ist nur der Zustand, da uns das Gesetz beschränkt, aber nicht beschützt. Und so werden hoffentlich noch mehrere rechtliche Deutsche denken.

(Gerichtliche Verantwortungsschrift gegen die Anklage des Atheismus)

Alle großen Literatoren sind gewandert, keiner ist in seinem Geburtsland zu etwas gekommen. Dies lag teils in der Anlage: der erste Zug des besseren Deutschen ist ein Sträuben gegen die Enge des Geburtslandes. Sodann — konnte auch nur im Auslande das Talent sich entwickeln, von seiner Volksunmittelbarkeit sich losschälen und zu seiner höheren Allgemeinheit kommen. So Leibniz, Klopstock, Goethe, Schiller, die Schlegel. Nur Kant macht hier eine Ausnahme. — Man gehe ferner die Lehrer der berühmten deutschen Universitäten durch. Dazu kommt, daß die großen Schriftsteller meist Sachsen sind. Auch von ihnen eben, und von den in ihnen niedergelegten Ansichten soll die neue Geschichte ausgehen.

(Entwurf zu einer politischen Schrift)

Ich liebe die freien Denker wie Leibniz, Lessing, Kant, die nicht erst fragen, was sie gewinnen werden; sondern sich auf einen eigentümlichen Weg einlassen, gesetzt auch, sie hätten zuletzt nichts weiter daran als die Übung ihrer Kräfte.

(Brief an Reinhold; 4. Juli 1797)

Ich habe einige Lieblingsautoren; d. i. einmal, wie sich versteht, unter den Franzosen Rousseau und Montaigne, unter den Deutschen Lessing, Wieland, Goethe in seinen neuern Arbeiten — diese lese ich, und lese sie wieder, und kann sie nie genug lesen — und vielleicht sind sie es, die meinen Geschmack so einseitig machen. Damit will ich aber nicht behaupten, daß ich nicht auch andern, z. B. Bürgern, Voß, den Stollbergen u.s.w. Geschmack abgewinnen könnte. Täuscht mich nicht die jugendliche Art, lieber zu hoffen, als zu fürchten, so ist das goldene Zeitalter unserer Literatur erst im Werden; und es wird dauerhaft sein, und vielleicht die glänzendsten Epochen aller andern Völker übertreffen. Was Lessing in den Literaturbriefen und in der Dramaturgie austreute, erzeugt sich nur Schritt vor Schritt, fängt erst jetzt an Früchte zu tragen. Seine Grundsätze fangen nun an, allgemein anerkannt und zur Grundlage der Beurteilung gelegt zu werden, und für die Möglichkeit ihrer Ausführung ist Goethens Iphigenie der stärkste Beweis. Es ist mir wahrscheinlich, daß der, der in seinem zwanzigsten Jahre ‚Die Räuber‘ schrieb, über kurz oder lang eben diesen Weg betreten, und im vierzigsten unser Sophokles sein wird. Die Übersetzung des Homer und Virgils von Voss und des Sophokles von Stollberg wird uns von Nachahmung der Franzosen, die wir doch länger nachahmen, als wir es Wort haben wollen, und der Engländer, zu den einzigen wahren Mustern der literarischen Vollkommenheit führen. Durch eine gründlichere Philosophie, die schon anfängt zu siegen, werden auch unsere Grundsätze über die Kunst berichtigt werden; denn es scheint doch einmal, daß der Deutsche der Theorie bedarf, ehe er Meisterwerke liefert. Auch das Gros unseres Publikums, das doch wohl hergebrachtermassen immer ein halbes Jahrhundert gegen seine bessern Köpfe zurück sein muß, wird sich bessern, sowie die Produkte, die bisher seinem verdorbenen Geschmacke schmeicheln, sich verlieren werden.

(Briefentwurf an Frau von Koppensfels; 11. Juni 1790)

Während des Krieges vermag die Kunst kaum aufzuleben, viel weniger aber, unaustilgbar und nach einem sicheren Plane, fortzuschreiten: Krieg aber ist nicht nur, wenn Krieg geführt wird, sondern die allgemeine Unsicherheit Aller vor Allen, und die daraus erfolgende immerwährende Bereitschaft zum Kriege ist auch Krieg, und hat für das Menschengeschlecht fast dieselben Folgen, als der geführte Krieg. Nur der wirkliche, d. h. der ewige Friede, wird die Künste, so wie wir dieses Wort verstehen, gebären.

(Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters)

Laßt uns auf der Hut sein gegen diese Überraschung der Süßigkeit des Dienens, denn diese raubt sogar unsern Nachkommen die Hoffnung künftiger Befreiung. Wird unser äußeres Wirken in hemmende Fesseln geschlagen, laßt uns desto kühner unsern Geist erheben zum Gedanken der Freiheit, zum Leben in diesem Gedanken, zum Wünschen und Begehren nur dieses einzigen. Laßt die Freiheit auf einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt; geben wir ihr eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken, so lange, bis um uns herum die neue Welt emporwachse, die da Kraft habe, diese Gedanken auch äußerlich darzustellen. Machen wir uns mit demjenigen, was ohne Zweifel unserm Ermessen frei bleiben muß, mit unserm Gemüte, zum Vorbilde, zur Weissagung, zum Bürgen desselben, was nach uns Wirklichkeit werden wird. Lassen wir nur nicht mit unserm Körper zugleich auch unsern Geist niedergebeugt und unterworfen und in die Gefangenschaft gebracht werden!

Fragt man mich, wie dies zu erreichen sei, so ist darauf die einzige, alles in sich fassende Antwort diese: wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten, Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen: so müssen wir eben vor allen Dingen einen Geist uns anschaffen, und einen festen und gewissen Geist; wir müssen ernst werden in allen Dingen, und nicht fortfahren, bloß leichtsinnigerweise und nur zum Scherze dazusein; wir müssen uns haltbare und unerschütterliche Grundsätze bilden, die allem unserm übrigen Denken und unserm Handeln zur festen Richtschnur dienen. Leben und Denken muß bei uns aus einem Stücke sein, und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden: und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit einem

Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend, und die Sache hat in unsrer Sprache keinen besondern Namen, weil sie eben, ohne alles unser Wissen und Besinnung, aus unserm Sein unmittelbar hervorgehen soll.

Wir müssen zuvörderst über die großen Ereignisse unsrer Tage, ihre Beziehung auf uns, und das, was wir von ihnen zu erwarten haben, mit eigner Bewegung unsrer Gedanken nachdenken, und uns eine klare und feste Ansicht von allen diesen Gegenständen, und ein entschiedenes und unwandelbares Ja und Nein über die hierherfallenden Fragen verschaffen; jeder, der den mindesten Anspruch auf Bildung macht, soll das. Das tierische Leben des Menschen läuft in allen Zeitaltern ab nach denselben Gesetzen, und hierin ist alle Zeit sich gleich. Verschiedene Zeiten sind da nur für den Verstand, und nur derjenige, der sie mit dem Begriffe durchdringt, lebt sie mit und ist da zu dieser seiner Zeit, ein andres Leben ist nur ein Tier- und Pflanzenleben. Alles, was da geschieht, unvernommen an sich vorübergehen zu lassen, gegen dessen Andrang wohl gar geflissentlich Auge und Ohr zu verstopfen, sich dieser Gedankenlosigkeit wohl gar noch als großer Weisheit zu rühmen, mag anständig sein einem Felsen, an den die Meeresswellen schlagen, ohne daß er es fühlt, oder einem Baumstamme, den Stürme hin und her reißen, ohne daß er es bemerkt, keineswegs aber einem denkenden Wesen. — Selbst das Schweben in höhern Kreisen des Denkens spricht nicht los von dieser allgemeinen Verbindlichkeit, seine Zeit zu verstehen. Alles Höhere muß eingreifen wollen auf seine Weise in die unmittelbare Gegenwart, und wer wahrhaftig in jenem lebt, lebt zugleich auch in der letzten; lebte er nicht auch in dieser, so wäre dies der Beweis, daß er auch in jenem nicht lebte, sondern in ihm nur träumte. Jene Achtlosigkeit auf das, was unter unsern Augen vorgeht, und die künstliche Ableitung der ebenfalls entstandenen Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, wäre das Erwünschteste, was einem Feinde unsrer Selbständigkeit begegnen könnte. Ist er sicher, daß wir uns bei keinem Dinge etwas denken, so kann er eben, wie mit leblosen Werkzeugen, alles mit uns vornehmen, was er will; die Gedankenlosigkeit eben ist es, die sich an Alles gewöhnt: wo aber der klare und umfassende Gedanke, und in diesem das Bild dessen, was da sein sollte, immerfort wachsam bleibt, da kommt es zu keiner Gewöhnung.

(Reden an die deutsche Nation)

Walter Sturm

GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG

Am 24. Februar 1799, vor hundertvierzig Jahren, starb Georg Christoph Lichtenberg, der größte deutsche Satiriker des 18. Jahrhunderts, ein glänzender Stilist und Kämpfer, Physiker, Entdecker der „Lichtenbergschen Figuren“ und Professor zu Göttingen. 1763 bezog er die Universität Göttingen und studierte dort Philosophie, Philologie und Geschichte. Neben seinem Hauptstudium Mathematik und Physik. Bereits 1770 wurde ihm die außerordentliche Professur für Philosophie in Göttingen übertragen, die 1775 zu einer ordentlichen umgewandelt wurde. In diesen Jahren machte er zweimal große Reisen nach England. Der Aufenthalt dort wirkte entscheidend auf seine Weltanschauung und auf die Beurteilung der deutschen Literaturverhältnisse. Seine Reiseeindrücke hat er in der Schrift ‚Briefe aus England‘ veröffentlicht. Besonders wird in ihnen die englische Schauspielkunst und der Schauspieler Garrick behandelt. 1778 übernahm er die Herausgabe des ‚Göttingischen Taschenkalenders‘. Darin erschien seine berühmte Abhandlung ‚Über Physiognomik wider die Physiognomen‘, ‚zur Förderung der Menschen-

liebe und Menschenkenntnis'. In dieser Schrift bekämpfte er die Physiognomik als Wissenschaft, ihren Vertreter Lavater und im weiteren Sinn zugleich den deutschen Mystizismus. 1780 gründete er zusammen mit Georg Forster das „Göttingische Magazin der Wissenschaften und Literatur“. Lichtenberg hatte Forster, den einzigen revolutionären republikanischen Schriftsteller und Politiker des 18. Jahrhunderts, in London kennengelernt. Durch seine „ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“, erschienen 1779, führte er den hervorragenden revolutionären satirischen englischen Maler und Zeichner, William Hogarth, (1697—1764) in Deutschland ein.

Nach dem Tod Lichtenbergs erschienen in Göttingen 1800 bis 1806 neun Bände „Vermischte Schriften“, darunter seine physikalischen und mathematischen. Die Sammlung ist aber durchaus unvollständig, sogar die Schrift über Hogarth fehlt darin. Das kommende freie Deutschland hat die ernste Verpflichtung, die Schriften Lichtenbergs neu herauszugeben und ihm einen ersten Platz in der Literaturgeschichte anzuweisen, der ihm gebührt.

In den „Nachrichten und Bemerkungen des Verfassers über sich selbst“ heißt es:

„Wenn auch meine Philosophie nicht hinreicht, etwas Neues auszufinden, so hat sie doch Herz genug, das längst Geglaubte für unausgemacht zu halten.“

„Ach, das waren noch gute Zeiten, als ich noch alles glaubte, was ich hörte.“

„Nicht aufgeschoben. Alle Tage ein wenig. Pfennige gespart in allen Stücken. Nicht zuviel auf einmal und lieber ein wenig desto öfter — das ist meinem Charakter am zuträglichsten, und wenn ich so nicht etwas ausrichte, so richte ich nichts aus.“

„Ich bin mehrmals wegen begangener Fehler getadelt worden, die mein Tadler nicht Kraft oder Witz genug hatte, zu begehen.“

„L. war von Herzen gut, nur hat er sich nicht immer die Mühe genommen, es zu scheinen. Mein größter Fehler, der Grund von allem meinem Verdruß.“

„Mit der Feder in der Hand habe ich mit gutem Erfolg Schanzen erstiegen, von denen andere, mit Schwert und Bannstrahl bewaffnet, zurückgeschlagen worden sind.“

„Ich vergesse das meiste, was ich gelesen habe. Nichtsdestoweniger aber trägt es zur Erhaltung meines Geistes bei.“

W. St.

Georg Christoph Lichtenberg

1742—1799

BEMERKUNGEN VERMISCHTEN INHALTS

PHILOSOPHISCHE BEMERKUNGEN

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, das heißt vermutlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen.

Der oft unüberlegten Hochachtung gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und alte Religion hat man alles Übel in der Welt zu danken.

Die Wahrheit hat tausend Hindernisse zu überwinden, um unbeschädigt zu Papier zu kommen und vom Papier wieder zu Kopf. Die Lügner sind ihre schwächsten Feinde. Der enthusiastische Schriftsteller, der von allen Dingen spricht und alle Dinge ansieht,

wie andere ehrliche Leute, wenn sie einen Hieb haben; ferner der superfeine erkünstelte Menschenkenner, der in jeder Handlung eines Mannes, wie Engel in einer Monade, sein ganzes Leben sich abspiegeln sieht und sehen will; der gute fromme Mann, der überall aus Respekt glaubt, nichts untersucht, was er vor dem fünfzehnten Jahre gelernt hat, und sein bißchen Untersuchtes auf ununtersuchtem Grund baut — das sind gefährliche Feinde der Wahrheit.

Man irrt sich, wenn man glaubt, daß alles unser Neues bloß der Mode zugehörte, es ist etwas Festes darunter. *Fortgang der Menschheit* muß nicht verkannt werden.

Es gibt Wahrheiten, die so ziemlich herausgeputzt einhergehen, daß man sie für Lügen halten sollte, und die nichtsdestoweniger reine Wahrheiten sind.

PSYCHOLOGISCHE BEMERKUNGEN

„Es gibt hundert Witzige gegen einen, der Verstand hat“ — ist ein wahrer Satz, womit sich mancher witzlose Dummkopf beruhigt, der bedenken sollte, wenn das nicht zuviel von einem Dummkopf gefordert heißt, daß es wieder hundert Leute, die weder Witz noch Verstand haben, gegen einen gebe, der Witz hat.

Es gibt wenig Menschen, die nicht manche Dinge glauben sollten, die sie bei genauerer Überlegung nicht verstehen würden. Sie tun es bloß auf das Wort mancher Leute, oder denken, daß ihnen die Hilfskenntnisse fehlen, mit deren Erlangung alle Zweifel würden gehoben werden. So ist es möglich, daß ein Satz allgemein geglaubt werden kann, dessen Wahrheit noch kein Mensch geprüft hat.

Wovon das Herz nicht voll ist, davon geht der Mund über, habe ich öfters wahr gefunden, als den entgegengesetzten Satz.

MORALISCHE BEMERKUNGEN

Weil die Menschen sehr geneigt zum Aufschieben und zur Langsamkeit sind, und gemeiniglich das, was um fünf Uhr des Morgens vor sich gehen soll, erst um sechs Uhr geschieht, so kann man sicher darauf rechnen, daß man die Oberhand in einer Sache behält, wenn man alles ohne den geringsten Verzug unternimmt.

Ich glaube auch an den Satz von Helvetius: Man kann, was man will, aber nicht alles, was man sich ruhig wünscht zu können, will man. Die Art zu wollen, die Helvetius meint, ist unwiderstehliche Begierde, die fast nie ohne die erforderliche Fähigkeit ist.

Ein Dreigroschen-Stück ist immer besser als eine Träne.

Ihr, die ihr so empfindsam von der Seele eurer Mädchen sprechen könnt, ich gönne euch diese Freude. Glaubt aber ja nicht, daß ihr so was Erhabenes tut oder sagt. Oder dünkt euch nicht edler als das Volk, das gewiß sogar Unrecht nicht hat, sich hauptsächlich an den Körper zu halten. Was doch ein junger Rezensionen-Leser für eine Idee von einem so feinen Sentiment hat! Der Bauersknecht schielt nach dem Unterrock, und sucht den Himmel dort, den du in den Augen suchst. Wer hat Recht? Ich wäge keine Gründe in dieser Frage, und noch viel weniger entscheide ich sie, aber raten will ich es aus treuem Herzen allen empfindsamen Kandidaten, daß sie sich mit den Bauern setzen. Es könnte sonst auf verdrießliche Weitläufigkeiten hinauslaufen.

Es ist eine goldene Regel, daß man die Menschen nicht nach ihren Meinungen beurteilen müsse, sondern nach dem, was diese Meinungen aus ihnen machen.

Ordnung führt zu allen Tugenden! aber was führt zur Ordnung?

Viele Menschen setzen die Tugend mehr im Bereuen der Fehler, als in ihrem Vermeiden.

BEOBSACHTUNGEN ÜBER DEN MENSCHEN

Die Äußerungen der Großmut sind heutzutage mehr ein Werk der Lektüre, als der Gesinnungen, d. h., man ist mehr großmütig, um Lektüre zu zeigen, als Güte des Herzens. Leute, die es von Natur sind, merken selten, daß es etwas ist, großmütig zu sein.

Kluge Leute glauben zu machen, man sei, was man nicht ist, ist in den meisten Fällen schwerer, als wirklich zu werden, was man scheinen will.

Mir ist ein Kleintuer weit unausstehlicher, als ein Großtuer. Denn einmal verstehen so wenige das Kleintun, weil es eine Kunst ist, da Großtun aus der Natur entspringt, und dann läßt der Großtuer jedem seinen Wert, der Kleintuer hingegen verachtet offenbar den, gegen den er es ist. Ich habe einige gekannt, die von ihrem geringen Verdienst mit so viel pietistischer Dünigkeit zu sprechen wußten, als wenn sie fürchteten, man möchte schmelzen, wenn sie sich in ihrem ganzen Licht zeigten. Ich habe mir aber abgewöhnt, über solche Leute zu lachen, und seit der Zeit sehe und höre ich sie gern.

Wenn die Menschen sagen, sie wollen nichts geschenkt haben, so ist es gemeiniglich ein Zeichen, daß sie etwas geschenkt haben wollen.

Ich habe das schon mehr bemerkt, die Leute von Profession wissen oft das Beste nicht. Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte wie um seine eigenen.

Es ist wahr, alle Menschen schieben auf und bereuen den Aufschub. Ich glaube aber, auch der Tätigste findet so viel zu bereuen wie der Faulste, denn wer mehr tut, sieht auch mehr und deutlicher, was hätte getan werden können.

Das Höchste, wozu sich ein schwacher Kopf von Erfahrung erheben kann, ist die Fertigkeit, die Schwächen besserer Menschen auszufinden.

Es gibt in Rücksicht auf den Körper gewiß wo nicht mehr, doch ebensoviel Kranke in der Einbildung, als wirkliche Kranke. In Rücksicht auf den Verstand gibt es ebensoviele, wo nicht sehr viel mehr Gesunde in der Einbildung, als wirklich Gesunde.

Einer der größten und zugleich der gemeinsten Fehler der Menschen ist, daß sie glauben, andere Menschen kennten ihre Schwächen nicht, weil sie nicht davon plaudern hören, oder nichts davon gedruckt lesen. Ich glaube aber, daß die meisten Menschen besser von andern gekannt werden, als sie sich selbst kennen. Ich weiß, daß berühmte Schriftsteller, die aber im Grunde seichte Köpfe waren (was sich in Deutschland leicht beisammen findet) bei allem ihrem Eigendükel von den besten Köpfen, die ich befragen konnte, für seichte Köpfe gehalten worden sind.

Es gibt Leute, die zu keinem Entschluß kommen können, sie müssen sich denn erst über die Sache beschlafen haben. Das ist ganz gut, nur kann es Fälle geben, wo man riskiert, mitsamt der Bettlade gefangen zu werden.

Ich habe durch mein ganzes Leben gefunden, daß sich der Charakter eines Menschen aus nichts so sicher erkennen läßt, wenn alle Mittel fehlen, als aus einem Scherz, den er übelnimmt.

Man hat in den finstern Zeiten sehr oft große Männer gesehen. Dort konnte nur groß werden, wen die Natur besonders zum großen Mann gestempelt hatte. Jetzt, da der Unterricht so leicht ist, richtet man die Menschen ab zum Großwerden, wie die Hunde zum Apportieren. Dadurch hat man eine neue Art von Genie entdeckt, nämlich die große Abrichtungsfähigkeit. Und dieses sind die Menschen, die uns den Handel hauptsächlich verderben, sie können oft das eigentliche Genie verdunkeln, oder wenigstens hindern, gehörig emporzukommen.

Selbst die sanftesten, bescheidensten und besten Mädchen sind immer sanfter, bescheidener und besser, wenn sie sich vor dem Spiegel schöner gefunden haben.

Es gibt Leute, die so wenig Herz haben, etwas zu behaupten, daß sie sich nicht getrauen zu sagen, es wehe ein kalter Wind, so sehr sie ihn auch fühlen mögen, wenn sie vorher nicht gehört haben, daß es andere Leute gesagt haben.

Bei den meisten Menschen gründet sich der Unglaube in einer Sache auf blinden Glauben in einer andern.

Die Menschen denken über die Vorfälle des Lebens nicht so verschieden, als sie darüber sprechen.

Man muß nie den Menschen nach dem beurteilen, was er geschrieben hat, sondern nach dem, was er in Gesellschaft von Männern, die ihm gewachsen sind, spricht.

Große Leute fehlen auch, und manche darunter so oft, daß man fast in Versuchung gerät, sie für kleine zu halten.

Die Leute, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten.

PHYSIOGNOMISCHE UND PATHOGNOMISCHE BEOBACHTUNGEN UND BEMERKUNGEN

Es ist besonders, und ich habe es nie ohne Lächeln bemerkt, daß Lavater mehr auf den Nasen unserer jetzigen Schriftsteller findet, als die vernünftige Welt in ihren Schriften.

Sobald man weiß, daß jemand blind ist, glaubt man, man könnte es ihm von hinten ansehen.

Von allem, was ich über Physiognomik geschrieben habe, wünschte ich bloß, daß zwei Bemerkungen auf die Nachwelt kämen. Es sind ganz einfältige Gedanken, und niemand wird mich darum beneiden. Der eine, daß ich die Ähnlichkeit zwischen Physiognomik und Prophetik erkannt habe, der andere, daß ich überzeugt gewesen bin, die Physiognomik werde in ihrem eigenen Fett ersticken.

PÄDAGOGISCHE BEMERKUNGEN

Wenn sich unsere jungen Leute gewöhnten, gegen drei Gedichtchen für das Herz nur eines für den Kopf zu machen, so hätten wir Hoffnung, einmal im Alter einen Mann zu sehen, der Kopf und Herz hätte -- die seltenste Erscheinung. Die meisten haben nicht mehr Licht im Kopf, als gerade nötig ist zu sehen, daß sie nichts darin haben.

Was den Unterschied zwischen den englischen und deutschen Gelehrten hauptsächlich ausmacht, ist nicht sowohl ihre Beschäftigung mit den Alten, als der Umstand, daß sie früh angehalten werden, das, was sie lernen, gründlich zu wissen. Sie sind nicht so leicht befriedigt und dringen mehr auf klare Ideen. Durch das entsetzliche Durcheinanderlesen wird unsere Jugend verdorben, und gewiß durch nichts in der Welt mehr, als durch unsere Dichter, die so sehr von Empfindung überfließen.

POLITISCHE BEMERKUNGEN

Wenn man auf einer entfernten Insel einmal ein Volk anträfe, bei dem alle Häuser mit scharf geladenem Gewehr behängt wären und man beständig des Nachts Wache hielte, was würde ein Reisender anders denken können, als daß die ganze Insel von Räubern bewohnt wäre? Ist es aber mit den europäischen Reichen anders? Man sieht hieraus, von wie wenigem Einfluß die Religion überhaupt auf Menschen ist, die sonst kein Ge-

setz über sich erkennen, oder wenigstens, wie weit wir noch von einer wahren Religion entfernt sind. Daß die Religion selbst Kriege veranlaßt hat, ist abscheulich, und die Erfinder der Systeme werden gewiß dafür büßen müssen. Wenn die Großen und ihre Minister wahre Religion, und die Untertanen vernünftige Gesetze und ein System hätten, so wäre allen geholfen.

Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Über diese Frage ist sehr viel Gutes und Schlechtes gesagt worden. Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: Wer will es ihm wehren, wenn es dazu entschlossen ist? Allgemein gewordenen Grundsätzen gemäß handeln, ist natürlich, der Versuch kann falsch ausfallen, allein, es ist nun einmal zum Versuch gekommen. Ihm vorzubeugen, müßten die Weisesten die Oberhand haben, und diese Weisesten müßten eine Menge der Weisesten oder der Unweisesten, gleichviel, kommandieren können, um die Vernunft der Bessern und den Gehorsam der Schlechtern immer nach derselben Seite zu lenken.

In keiner Streitigkeit, deren ich mich erinnere, sind je, glaube ich, die Begriffe so gestellt worden, als in der gegenwärtigen über Freiheit und Gleichheit. Seht, ruft die eine Partei, hin nach Paris, da seht ihr die Fruchtkuchen der Gleichheit! Und es ist betäubend, zu sehen, daß sogar berühmte Schriftsteller in diesen Ton mit einstimmen. Ebenso könnte ich rufen: ihr, die ihr ein so großes Glück im Umgange mit dem andern Geschlecht und der Liebe findet, seht dort die Hospitäler der Nasenlosen! Oder ihr, die ihr von dem Labial spricht, das euch beim Genuß der Freundschaft der Wein gewährt, seht dort die Trunkenbolde in den Klauen der Schwindsucht im Kreise verhungern der Kinder langsam dahinsterben! Ihr Toren, möchte ich sagen, so lernt uns doch verstehen! O ich glaube auch, ihr versteht uns nur allzu wohl, ihr deräsonniert nur deswegen so, weil ihr fürchtet, die Welt möchte uns verstehen. Die Gleichheit, die wir verlangen, ist der erträglichste Grad von Ungleichheit. So vielerlei Arten von Gleichheit es gibt, worunter es fürchterliche gibt, ebenso gibt es verschiedene Grade der Ungleichheit, und darunter welche, die ebenso fürchterlich sind. Von beiden Seiten ist Verderben. Ich bin daher überzeugt, daß die Vernünftigen beider Parteien nicht so weit voneinander liegen, als man glaubt, und daß die Gleichheit der einen Partei, und die Ungleichheit der andern wohl gar am Ende dieselbigen Dinge mit verschiedenen Namen sein könnten. Allein, was hilft da alles Philosophieren? Dieses Mittel muß erkämpft werden, und wird die Übermacht von einer Partei zu groß, zumal wenn der Mutwille der andern unbändig war, so kann es auch sehr viel schlimmer werden. Es ist aber nur zu befürchten, daß jene mittlere Gleichheit oder Ungleichheit (wie man will) von beiden Parteien gleich stark verabscheut wird. Sie muß also wohl mit Gewalt eingeführt werden. Und da ist es denn dem Einführenden nicht zu verdenken, wenn er sich einen etwas starken Ausschlag gibt. Hierin liegt überhaupt ein allgemeiner Grund von der Seltenheit guter Mittelzustände.

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, wie sich Spanien ehemals rühmte, sondern, was sie während ihres Laufs in diesen Staaten zu sehen bekommt.

Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird. Aber soviel kann ich sagen, es muß anders werden, wenn es gut werden soll.

Es soll in einem gewissen Land Sitte sein, daß bei einem Krieg der Regent sowohl als seine Räte über einer Pulvertonne schlafen müssen, so lange der Krieg dauert, und zwar in besondern Zimmern des Schlosses, wo jedermann frei hinsehen kann, um zu beurteilen, ob das Nachtlicht auch jedesmal brennt. Die Tonne ist nicht allein mit dem Siegel der Volksdeputierten versiegelt, sondern auch mit Riemen an den Fußboden befestigt, die wieder gehörig versiegelt sind. Alle Abend und alle Morgen werden die Siegel untersucht. Man sagt, daß seit geraumer Zeit die Kriege in jener Gegend ganz aufgehört hätten.

LITERARISCHE BEMERKUNGEN

Es ist jederzeit eine sehr traurige Betrachtung für mich gewesen, daß in den meisten Wissenschaften auf Universitäten so vieles vorgetragen wird, das zu nichts dient, als junge Leute dahin zu bringen, daß sie es wieder lehren können. Griechisch wird gelehrt, auf daß man es wieder lehren könne, und so geht es vom Lehrer zum Schüler, der, wenn er gut einschlägt, höchstens wieder Lehrer wird und wieder Lehrer zieht.

Es wäre gewiß sehr nützlich, der Welt die Schriftsteller anzuzeigen, die mit Kenntnis anderer, die vor ihnen gewesen sind, aus sich selbst allein geschöpft haben. Durch diese allein lernt man, und es sind ihrer gewiß sehr wenige, die also jedermann leicht lesen könnte. Die andern prägen nach und sind im eigentlichen Verstand Falschmünzer.

Eine seltsamere Ware als Bücher gibt es wohl schwerlich in der Welt. Von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen, von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen, gebunden, rezensiert und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen, und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.

Ist es nicht sonderbar, daß man das Publikum, das uns lobt, immer für einen kompetenten Richter hält, aber sobald es uns tadelt, es für unfähig erklärt, über Werke des Geistes zu urteilen?

Der einzige Fehler, den die recht guten Schriften haben, ist der, daß sie gewöhnlich die Ursache von sehr vielen schlechten oder mittelmäßigen sind.

Man kann von keinem Gelehrten verlangen, sich in Gesellschaft überall als Gelehrten zu zeigen. Allein der ganze Ton muß den Denker verraten, man muß immer von ihm lernen, seine Art zu urteilen muß auch in den kleinsten Dingen von der Beschaffenheit sein, daß man sehen kann, was daraus werden würde, wenn der Mann mit Ruhe und in sich gesammelt wissenschaftlichen Gebrauch von dieser Kraft machte.

Daß die Plagiarist so verächtlich sind, kommt daher, weil sie ihr Plagium im kleinen und heimlich ausüben. Sie sollten es machen, wie die Eroberer, die man nunmehr unter die honetten Leute rechnet: sie sollten platterdings ganze Werke fremder Leute unter ihrem Namen drucken lassen, und wenn sich jemand dagegen in loco selbst regt, ihm hinter die Ohren schlagen, daß ihm das Blut zu Maul und Nase herausspritzte, auswärtige aber in Zeitungen Spitzbuben, Kabalenschmiede und dergleichen schelten, sie zum tttt weisen oder sagen, daß sie das Wetter erschlagen solle.

BEMERKUNGEN ÜBER SPRACHE UND ORTHOGRAPHIE

Ich werde das in Ewigkeit nicht vergessen, ist ein falscher Ausdruck.

Im Wort *G e l e h r t e r* steckt nur der Begriff, daß einen vieles gelehrt ist, aber nicht, daß man auch etwas gelernt hat. Daher sagen die Franzosen sinnreich, wie alles, was von diesem Volk kommt, nicht *les enseignés* sondern *les savants* und die Engländer nicht *the taught ones*, sondern *the learned*.

ÄSTHETISCHE BEMERKUNGEN

Einen Roman zu schreiben, ist deswegen vorzüglich angenehm, weil man zu allen Meinungen, die man gern einmal in die Welt laufen lassen will, allemal einen Mann finden kann, der sie als die seinigen vorträgt.

Schlechte Schriftsteller sind hauptsächlich die, die ihre einfältigen Gedanken mit Worten der guten zu sagen trachten. Könnten sie, was sie denken, mit angemessenen Worten sagen, so würden sie allezeit zum Besten des Ganzen etwas beitragen und für den Beobachter merkwürdig sein.

Es ist eine richtige Beobachtung, wenn man sagt, daß Leute, die zuviel nachahmen, ihre eigene Erfindungskraft schwächen. Dieses ist die Ursache des Verfalls der italienischen Baukunst. Wer nachahmt und die Gründe der Nachahmung nicht einsieht, fehlt gemeiniglich, sobald ihn die Hand verläßt, die ihn führte.

Die erste Regel bei Romanen sowohl als Schauspielen ist, daß man die verschiedenen Charaktere gleichsam wie die Steine im Schachspiel betrachtet, und sein Spiel nicht durch Veränderung der Gesetze zu gewinnen sucht, nach denen sich diese Steine richten müssen, also nicht den Springer wie einen Bauern zieht und dergleichen. Zweitens muß man diese Charaktere genau bestimmen, und sie nicht außer Aktivität setzen, um seinen Endzweck zu erreichen, sondern nur durch ihre Wirksamkeit gewinnen wollen. Das nicht tun, heißt Wunder tun wollen, die immer unnatürlich sind.

Man muß sich ja vorsehen, wenn man von einem gesetzten rechtschaffenen Mann etwas Empfindsames erzählt, daß es nicht mit vielen Worten geschieht, man muß es so in der Erzählung unterdrücken, wie es der Mann in Gegenwart anderer tun würde. Es ist nun einmal in der Welt so, daß die äußere Bezeugung eines innern Gefühls durch Gebärden und Mienen, die uns nichts kosten und daher auch oft nachgemacht werden, selten für anständig und immer für unmannlich gehalten werden. Nun verfallen aber unsere dramatischen Dichter und Romanschreiber gerade in das Gegenteil. Nichts als Empfindungs-Bezeugungen erzählen sie uns. Deswegen hassen wir die Gesellschaft ihrer Helden, wie die von Schulknaben.

Die feinste Satire ist unstreitig die, deren Spott mit so weniger Bosheit und so vieler Überzeugung verbunden ist, daß er selbst die zum Lächeln nötigt, die er trifft.

Was eigentlich den Schriftsteller für den Menschen ausmacht, ist, beständig zu sagen, was der größte Teil der Menschen denkt oder fühlt, ohne es zu wissen. Der mittelmäßige Schriftsteller sagt nur, was jeder würde gesagt haben. Hier besteht ein großer Vorteil zumal der dramatischen und Roman-Dichter.

Das, was man wahr empfindet, auch wahr auszudrücken, das heißt, mit jenen kleinen Beglaubigungszügen der Selbstempfindung, macht eigentlich den großen Schriftsteller, die gemeinen bedienen sich immer der Redensarten, die immer Kleider vom Trödelmarkt sind.

In jedem Menschen liegen eine Menge von richtigen Bemerkungen, allein die Kunst ist, sie gehörig sagen zu lernen — das ist sehr schwer, wenigstens viel schwerer, als mancher glaubt; und gewiß kommen alle schlechten Schriftsteller darin miteinander überein, daß sie von allem dem, was in ihnen liegt, nur das sagen, was jedermann sagte, und was daher, um gesagt zu werden, nicht einmal in einem zu liegen braucht.

WITZIGE UND SATIRISCHE EINFÄLLE UND BEMERKUNGEN

Es wäre vielleicht gut, wenn sich Redner *einen* hohen Absatz am Schuh machen ließen, um sich im Fall der Not auf einmal viel größer zu machen. Diese Figur müßte, zur rechten Zeit gebraucht, von unglaublicher Wirkung sein.

Verteidigung eines schlechten Autors. — Darf man Schauspiele schreiben, die nicht zum Schauen sind, so möchte ich sehen, wer mir wehren wollte, ein Buch zu schreiben, das nicht zum Lesen ist.

Ich habe Leute gekannt, die haben heimlich getrunken und sind öffentlich besoffen gewesen.

„Die Wälder werden immer kleiner, das Holz nimmt ab, was wollen wir anfangen?“ O wenn die Wälder ausgehauen sind, können wir sicherlich so lange Bücher verbrennen, bis neuer Vorrat gewachsen ist.

Der Mann hatte so viel Verstand, daß er fast zu nichts mehr in der Welt zu gebrauchen war.

EIN PAAR FABELN

Der Schuh und der Pantoffel.—Ein Schuh mit einer Schnalle redete einen Pantoffel, der neben ihm stand, also an: Lieber Freund, warum schaffst du dir nicht auch eine Schnalle an? es ist eine vortreffliche Sache. Ich weiß in Wahrheit nicht einmal, wozu die Schnallen eigentlich nützen, versetzte der Pantoffel. Die Schnallen! rief der Schuh hitzig aus, wozu die Schnallen nützen? Das weißt du nicht? Ei, mein Himmel, wir würden ja gleich im ersten Morast stecken bleiben. Ja, liebster Freund, antwortete der Pantoffel, ich gehe nicht in den Morast.

Die Braut war pockengrüblich, und der Bräutigam finstig. Spötter sagten, wenn das Pärchen nur erst zusammengeschmiedet wäre, so gäben ihre Gesichter ein treffliches Waffeisen.

Vergleich zwischen einem Prediger und einem Schlosser.—Der erste sagt: du sollst nicht stehlen wollen, und der andere: du sollst nicht stehlen können.

WITZIGE UND KOMISCHE AUSDRÜCKE UND VERGLEICHE

Er setzte der Wache einen Louisdor auf die Brust, und so entkam er glücklich.

Er hielt sehr viel vom Lernen auf der Stube, und war also gänzlich für die gelehrte Stallfütterung.

Vom Wahrsagen läßt sich wohl leben in der Welt, aber nicht vom Wahrheit sagen.

Er las immer Agamemnon statt „angenommen“, so sehr hatte er den Homer gelesen.

Man könnte ihn den Zaunkönig der Schriftsteller nennen.

Es regnete so stark, daß alle Schweine rein, und alle Menschen dreckig wurden.

GUTE RATSCHLÄGE UND MAXIMEN

Ein gutes Mittel, gesunden Menschenverstand zu erlangen, ist ein ständiges Bestreben nach deutlichen Begriffen, und zwar nicht bloß aus Beschreibungen anderer, sondern soviel wie möglich durch eigenes Anschauen. Man muß die Sachen oft in der Absicht ansehen, etwas daran zu finden, was andere noch nicht gesehen haben. Von jedem Wort muß man sich wenigstens einmal eine Erklärung gemacht haben, und keins brauchen, das man nicht versteht.

Zu denken, wie man allem eine bessere Einrichtung geben kann, Zeitungen, Schuhen, Schrittzählern usw., ist gewiß eine herrliche Regel und leitet immer auf etwas. Ein Philosoph muß sich um alles kümmern, über alles, auch die gewöhnlichsten Dinge zu schreiben, befestigt das System mehr als irgend etwas. Man erhält dadurch Ideen und kommt auf neue Vorstellungen. Die Gelehrten sind nicht immer die Leute, die die neusten Ideen haben.

Mit wenigen Worten viel sagen heißt nicht, erst einen Aufsatz machen, und dann die Perioden abkürzen, sondern vielmehr die Sache erst überdenken, und aus dem Überdachten das Beste so sagen, daß der vernünftige Leser wohl merkt, was man weglassen hat. Eigentlich heißt es, mit den wenigsten Worten zu erkennen geben, daß man viel gedacht habe.

WETTBEWERB

um die beste

KURZGESCHICHTE, ERZÄHLUNG ODER NOVELLE

Nachstehend gibt die Redaktion die Bedingungen des in der vorigen Nummer angekündigten literarischen Wettbewerbs bekannt:

1. Die Arbeiten sind in zwei Exemplaren, in Maschinschrift, nicht mehr als 30 Zeilen pro Seite enthaltend, einzusenden. Ihr Umfang soll 30 Seiten nicht überschreiten.
2. Die Manuskripte tragen oben die Aufschrift: „Wettbewerb“. Sie dürfen nicht mit dem Namen oder Pseudonym des Autors, sondern sollen mit einem Kennwort oder kurzen Motto versehen sein; Name und genaue Adresse des Autors sind vielmehr in einem geschlossenen Briefumschlag, der als einzige Aufschrift das Kennwort oder Motto trägt, beizufügen.
3. Zum Wettbewerb können nur unveröffentlichte Arbeiten zugelassen werden; auch dürfen sie während der Dauer des Wettbewerbs nicht veröffentlicht werden.
4. Der letzte Einsendetermin ist der 1. August 1939. Einsendungen, deren Poststempel einen späteren Aufgabetag nachweist, können nicht mehr berücksichtigt werden.
5. Die Preisträger werden in unserm Oktoberheft bekanntgegeben.
6. Die Auszeichnungen betragen:
erster Preis: 2000 frs;
zweiter Preis: 1000 frs;
dritter Preis: 500 frs.
7. Die ausgezeichneten Arbeiten werden in unserer Zeitschrift veröffentlicht und nach den üblichen Sätzen honoriert. Auch behält sich die Redaktion vor, nicht prämierte Arbeiten zum Druck anzunehmen und gegen die übliche Honorierung abzudrucken; in diesem Falle werden die Autoren beim Abschluß des Wettbewerbs sofort benachrichtigt.
8. Eine Rücksendung nicht verwendeter Manuskripte kann nur erfolgen, wenn dem Briefumschlag ein internationaler Antwortschein beiliegt.
9. Mitglieder der Jury sowie Mitglieder und Angestellte der Redaktion sind vom Wettbewerb ausgeschlossen.
10. Die Zusammensetzung der Jury wird noch bekanntgegeben; ebenso die Adresse, wohin die Manuskripte zu senden sind.

Die Redaktion

Petr Buk

ZWEI PRAGER SEPTEMBERTAGE

„GEBT UNS WAFFEN, WIR WOLLEN KÄMPFEN!“

Es ist sechs Uhr morgens — Mittwoch, den 21. September — da die beiden Gesandten* die Burg verlassen. Die anglofranzösischen Vorschläge sind von den entscheidenden Ministern (den sogenannten politischen, die den engeren Ministerrat bilden) angenommen worden, aber noch können Newton und Lacroix ihren Regierungen keinen endgültigen Bescheid geben; noch muß die Sitzung des erweiterten Ministerrates und des Ausschusses der Regierungsparteien abgewartet werden.

Der ganze Vormittag und der halbe Nachmittag gehen dahin. In der Sitzung des erweiterten Ministerrates kommt es zu keiner größeren Debatte. Ministerpräsident Hodža gibt eine Darstellung der Umstände, die den engeren Ministerrat zur Annahme des anglofranzösischen Planes bewogen haben, und plädiert für die Bestätigung des Beschlusses. Nach ihm sprechen im gleichen Sinn die agrarischen Regierungsmitglieder Machník, Zadina und Černý. Als einziger Gegenredner tritt der Vizepremier Bechýne, ein Sozialdemokrat, auf, doch begnügt er sich mit einer bloßen Polemik gegen den Plan und fordert nicht ausdrückliche Ablehnung. Ihm sekundiert durch einige Zwischenrufe Monsignore Šrámek, der Vertreter der katholischen Volkspartei im Kabinett.

Die Sitzung des erweiterten Ministerrates wird gerade geschlossen, da trifft aus Genf der ausführliche Bericht über Litwinows Rede in der Völkerbundversammlung ein. Der Volkskommissar für Äußeres hat sich mit der europäischen Krise und, insbesondere, mit der tschechoslowakischen Frage sehr eingehend beschäftigt; er hat die Haltung seines Landes in dieser Frage genau umrissen, hat bestimmte Dinge (die von Paris und London, aber auch von Prag im Halbdunkel gelassen werden) scharf belichtet, hat konkrete Vorschläge für eine friedliche Lösung gemacht:

Wir haben immer den Takt der tschechoslowakischen Regierung gewürdigt, die uns nie fragte, ob wir unsere Verpflichtungen auch erfüllen würden. Es gab also keinen Grund zu glauben, daß sie daran zweifelte. Doch dann wandte sich, einige Tage vor meiner Reise nach Genf, die französische Regierung zum erstenmal an uns mit der Frage, welche Haltung wir im Falle eines Angriffs gegen die Tschechoslowakei einnehmen würden. Ich gab im Namen meiner Regierung eine völlig klare und eindeutige Antwort, und zwar, daß wir bereit sind, unsere Verpflichtungen gemäß dem Pakt zu erfüllen und der Tschechoslowakei gleichzeitig mit Frankreich zu Hilfe zu kommen. Unsere Militärbehörden sind bereit, unverzüglich an einer Konferenz mit den militärischen Vertretern Frankreichs und der Tschechoslowakei teilzunehmen, um alle Maßnahmen zu besprechen, die durch die Umstände erfordert würden. Unabhängig davon halten wir es für nützlich, die Frage vor den Völkerbund zu bringen. Da es notwendig

* Lacroix und Newton. Sie haben in einer nächtlichen Intervention die Annahme des anglofranzösischen Plans vom 19. IV. (Gebietsabtretung) erpreßt.

ist, alle Mittel in Anwendung zu bringen, die einen bewaffneten Konflikt zu verhindern imstande wären, halten wir es für zweckentsprechend, schleunigst eine Konferenz der europäischen Großmächte und der übrigen interessierten Staaten einzuberufen, um gegebenenfalls einen kollektiven Schritt vorzubereiten.

Das war unsere Antwort. Vor kaum drei Tagen hat nun die tschechoslowakische Regierung bei der Sowjetregierung angefragt, ob diese gemäß dem Tschecho-Sowjet-Pakt bereit sei, sofortigen und wirksamen Beistand für den Fall zu leisten, daß Frankreich, getreu seinen Verpflichtungen, dasselbe täte. Auf diese Frage gab die Sowjetregierung sofort eine klare, positive Antwort. . . . Es ist nicht unsere Schuld, wenn unserem Vorschlag nicht stattgegeben wurde, der — meiner Überzeugung nach — zu einer für die Tschechoslowakei, für ganz Europa und für den allgemeinen Frieden günstigen Lösung hätte führen müssen. Unglücklicherweise hat man andere Mittel und Wege gewählt — Mittel und Wege, die eine Kapitulation bewirkten und bewirken mußten, deren Folgen früher oder später katastrophal sein werden.

Es ist wohl kein Zufall, daß der Bericht über die Litwinow-Rede den Mitgliedern des Ausschusses der Regierungsparteien erst nach der Sitzung bekannt wird. In dieser Sitzung geht es lebhafter zu als im erweiterten Ministerrat. Sozialdemokraten, nationale Sozialisten, katholische Volksparteiler opponieren gegen den Regierungsbeschluß, dessen Verfassungswidrigkeit auf der Hand liegt.

Aber die Agrarier, unterstützt von den Gewerbetreibenden und einigen Kapitalulanten aus anderen Regierungsparteien brechen jeden Widerstand durch die — nun schon offen ausgesprochene — Drohung mit dem Staatsstreich.

Es ist keine leere Drohung. Zur selben Zeit, da die Sitzung der Regierungsparteien stattfindet, tagt in der Villa des Oberdirektors der größten tschechoslowakischen Bank — der Živnostenska Banka — Dr. Jaroslav Preiß — eine kleine Konferenz ausgewählter Finanz- und Wirtschaftsgrößen, die der Agrarpartei und der Nationalen Vereinigung nahestehen. Diskutiert wird „die innere und äußere Neuorientierung der Tschechoslowakei“. Dr. Preiß faßt am Schluß die Ergebnisse der Diskussion in vier Punkten zusammen:

- 1.) Die Abtretung des Sudetengebietes ist eine fertige Tatsache. Sie muß sofort durchgeführt werden. Nach der Abtretung kann ein positives Verhältnis zu Deutschland anstelle der jetzigen außenpolitischen Bindungen treten.
- 2.) Die Berufung auf die Verfassung ist unter den gegebenen Umständen ohne Bedeutung. Eine Volksbefragung würde Revolution bedeuten. Die Phrase „Das Volk entscheidet“ ist Unsinn. Wir entscheiden, wenn wir energisch genug sind.
- 3.) Sollte sich die Armee gegen die Abtretung wehren, so muß ihr bedeutet werden, daß zum Kriegführen Geld gehört, und daß nicht die Armee über das Geld verfügt.
- 4.) Im Falle marxistischer Aufwiegelungsversuche muß die Ruhe und Ordnung mit allen Mitteln, gegebenenfalls unter Inanspruchnahme deutscher Hilfe, aufrechterhalten werden.

Dr. Preiß nennt sich mit Vorliebe einen „schlichten Patrioten“. In seinem Hause gibt es — paradoxerweise — wirklich einen schlichten Patrioten, der durch Zufall Ohrenzeuge des Berichtes wird. Zutiefst erschüttert, macht er davon einigen Freunden, alten Legionären, Mitteilung. Die Information wird an den Präsidenten der Republik weitergeleitet . . . aber es geschieht nichts. Sind die Illusionen, die man sich auf der Burg immer noch macht, zu groß, oder ist die Stellung des Dr. Preiß zu mächtig?

Um drei Uhr nachmittags hat auch der Ausschuß der Regierungsparteien die Annahme der anglofranzösischen Vorschläge gebilligt und um fünf Uhr teilt Außenminister Dr. Krofta den Gesandten der beiden Westmächte mit, daß die tschechoslowakische Regierung „durch die Umstände gezwungen“ den „ungewöhnlich dringenden Ratschlägen“ Frankreichs und Englands nachgibt und „mit Gefühlen des Schmerzes die französischen und britischen Vorschläge unter der Voraussetzung annimmt, daß beide Regierungen alles tun werden, um bei der Anwendung der Vorschläge die Lebensinteressen des tschechoslowakischen Staates zu schützen“. Es heißt dann weiter:

Die tschechoslowakische Regierung erklärt mit Bedauern, daß diese Vorschläge ohne vorherige Befragung der Tschechoslowakei ausgearbeitet wurden. Sie bedauert tief, daß ihr Antrag auf eine Regelung durch Schiedsspruch nicht angenommen wurde, und sie nimmt die Vorschläge als Ganzes an, von dem der Grundsatz der Garantie nicht abgetrennt werden kann. Sie nimmt ferner die Vorschläge unter der Voraussetzung an, daß beide Regierungen einen deutschen Einfall in tschechoslowakisches Gebiet nicht dulden werden, das tschechoslowakisch bleibt bis zu dem Augenblick, da es möglich sein wird, die Gebietsübergabe nach Festlegung der neuen Grenze durch eine internationale Kommission (über die in den Vorschlägen gesprochen wird) vorzunehmen. Nach Ansicht der tschechoslowakischen Regierung setzen die franko-britischen Vorschläge voraus, daß alle Einzelheiten der praktischen Verwirklichung dieser Vorschläge im Einvernehmen mit der tschechoslowakischen Regierung festgesetzt werden.

Als solle der Regierung, die soeben der Abtretung des Sudetengebietes zugestimmt hat, schlagend demonstriert werden, daß man „nicht ungestraft dem Teufel einen Finger reicht“, läuft zur selben Stunde, da Krofta den Gesandten der Westmächte die Annahme des anglofranzösischen Planes mitteilt, eine polnische Note in Prag ein: Polen fordert die Abtretung des Teschener Gebietes!

Erst in den Abendstunden wird die Annahme der anglofranzösischen Vorschläge — die Einwilligung zur Verstümmelung der Republik — amtlich bekanntgegeben. Ein Feigenblatt hat man noch schnell angebracht, um die Kapitulation nicht gar so nackt erscheinen zu lassen — in der Mitteilung über den Kapitulationsbeschluß heißt es:

Die Regierung glaubt, daß die Nationalversammlung, die einberufen werden wird, im Namen des Volkes diesen schweren Beschluß genehmigen wird, wenn sie die schicksalhaften Gründe in Erwägung zieht.

An dieses Versprechen (das nicht gehalten wurde) schließt sich ein Appell an:

Bauern, Arbeiter, Gewerbetreibende, Beamten und Soldaten! Bleibt alle auf euren Plätzen bei eurer Arbeit und kommt weiter euren Pflichten nach! Bleibt dessen eingedenk, daß ihr durch keinerlei Demonstrationen und Straßenkundgebungen und namentlich durch keinerlei Gewalthandlungen etwas zu euren Gunsten ändern könnt...

Nicht von ungefähr findet sich in dem Aufruf die vom bösen Gewissen diktierte Warnung vor Demonstrationen und Straßenkundgebungen. Seit den ersten Vormittagsstunden sind die Straßen der Städte schwarz von Menschen: von empörten Männern, von weinenden Frauen. In den letzten Wochen und Monaten hat das Volk eine Ruhe sondergleichen, eine oft übermenschliche Disziplin bewahrt. Auch jetzt — während die ersten Nachrichten über die

Kapitulation auftauchen — kommt es zu keinen Störungen der Ordnung, aber unter der Oberfläche kocht die Erregung. Diese Erregung wird, das ist jetzt jedem Beobachter klar, zum Ausbruch kommen, sobald das ganze Ausmaß der Kapitulation bekannt wird. Die Schuldigen an der Kapitulation, die Autoren des Verrats, fürchten diesen Ausbruch und treffen alle Vorbereitungen, die Empörung und den Zorn von sich abzulenken. Eine Propaganda der Panikmacherei setzt ein, um den Widerstandswillen des Volkes zu brechen. Agenten der gleichen Agrarpartei, deren Minister und Abgeordnete den Puttschisten Henlein großgepöppelt haben und deren Führung mit einer ‚Orientierung auf Berlin‘ einverstanden gewesen ist, versuchen Stimmung für eine antisemitische und — antideutsche Hetze zu machen. Und das agrarische Blatt ‚Večer‘ bringt unter dem Titel ‚Wir sind von allen verraten‘ einen Leitartikel, der die Verantwortung für die Kapitulation ausschließlich den Verbündeten — allen Verbündeten, auch der Sowjetunion — aufzubürden versucht. Die Zeitung wird beschlagnahmt, doch erst nachdem einige zehntausend Stück verbreitet worden sind. Die Presse des durch riesige Korruptionsaffären zu einer einzigartigen Berühmtheit gelangten Führers der ‚Nationalen Liga‘, Strišbny, haut in die gleiche Kerbe und verbindet das Vernebelungsmanöver mit einer massiven Hetze gegen die Demokratie überhaupt. In den Abendstunden bilden sich die ersten Demonstrationzüge. Es fehlte jede einheitliche Losung, jede einheitliche Führung. Schnell anwachsende Züge erregter Menschen singen die Staatshymne und das Slawenlied. Es wird gerufen: „Es lebe die Armee!“, „Wir wollen eine Militärdiktatur!“, „Wir wollen Waffen!“, „Chamberlain und Runciman — jeder von ihnen ein Hitlermann!“ Die Massen ziehen vor das Altstädter Rathaus, zur Burg, zum Palais des Ministerpräsidiums ohne Ziel, ohne festumrissene Absicht. Sie warten stundenlang vor den verschlossenen Burgtoren, ohne daß der Präsident oder die Minister sich zeigen. Sie strömen zur Sowjetgesandtschaft und brechen in stürmischen Beifall aus, wie eine Deputation, die zum Gesandten geschickt wurde, mit der Antwort zurückkommt: die Union stehe unbeirrbar zu ihrem Verbündeten. Sie machen Miene, die französische Fahne vom Mast des Air-France-Büros herunterzuholen, und lassen sich durch ein paar geistesgegenwärtig eingreifende Redner überzeugen, daß das französische Volk und seine Regierung zweierlei sind. Sie schreien ihre Empörung und ihren Schmerz hinaus in die Nacht, sie marschieren straßauf, straßab bis tief in die Nacht. In der Nacht langen aus allen Städten Berichte über ähnliche Kundgebungen ein. Überall sind die Menschen auf der Straße, überall reißen ehemalige Legionäre, die bei Verdun und am Chemin des Dames gekämpft haben, ihre französischen Auszeichnungen herunter. Überall wird der Ruf laut: „Wir lassen die Republik nicht zerstückeln!“ Und am nächsten Morgen erlebt Prag seine gewaltigste, schönste und dramatischste Volkskundgebung. Alle Betriebe stehen still, die Ämter sind verödet, alle Läden geschlossen. In unübersehbaren Zügen strömt die Menge ins Stadtzentrum. Heute gibt es kein zielloses Hin und Her. Heute weiß jeder, wohin es geht und was die Losung ist. „Zum Parlament! Zum Parlament! Wir ergeben uns nicht!“ Ordner der großen

Arbeiterorganisationen, des Sokol, der Legionäre geben die Richtung an. Immer wieder hört man die Parolen: „Weg mit der Regierung der Kapitulation! — Wir wollen eine Regierung der Verteidigung! — General Syrový an die Spitze der Regierung! — Es lebe unsere Armee, es lebe das französische Volk, es lebe die Rote Armee! — Gebt uns Waffen, wir wollen kämpfen! — Lieber aufrecht sterben als kniend leben!“

Ergreifend ist der Anblick der Frauen, die rufen: „Nehmt unsere Söhne und Männer, aber gebt die Freiheit nicht her!“ Und mit Recht kann in seiner Rede vor dem Parlament Professor Nejedlý, der Schüler und Biograph Masaryks sagen:

Es kommt vor, daß Regierungen zu den Waffen rufen und die Völker ihnen in den Arm fallen müssen; hier muß ein Volk seine Regierung zwingen, zu kämpfen, und wir glauben uns in die Zeiten des antiken Heroismus versetzt!

Beim Parlament — auf dem großen Platz vor der Rampe, auf den benachbarten Kais, auf der Brücke, die hinüber zur Kleinseite und zum Hradschin führt, in allen Straßen rundum stauen sich die Massen, 500 000 Menschen sind zusammengeströmt — die Hälfte der ganzen Einwohnerschaft Prags.

Kurz nach neun Uhr wird es plötzlich still. Im ersten Stockwerk des Parlamentsgebäudes hat sich ein Fenster geöffnet und drei Männer werden sichtbar; es sind die Vertreter der Arbeiterparteien: der Sozialdemokrat Hampl, der Kommunist Gottwald, der tschechische nationale Sozialist Richter. Zur gleichen Zeit steigt am Fahnenmast die Fahne der Republik hoch. Die Menge ergreift sofort die Symbolik des Vorgangs. Sie grüßt mit dem Gesang der Staatshymne die Männer unter der Fahne, die in diesem Augenblick die Einheit des Volkes repräsentieren. Die Freitreppe vor dem Parlament verwandelt sich nun in eine riesige Rednertribüne. Ein Redner nach dem andern spricht zu den Massen; jeder betont, daß er nicht im Namen einer Partei spricht, und in der Tat sind in dieser Stunde alle Parteischranken gefallen. Der Sozialdemokrat Markovič fordert zur Vereinigung aller demokratischen Kräfte auf, zu Widerstand gegen jeden Anschlag auf die Unversehrtheit der Republik, zur äußersten Entschlossenheit. „Wenn wir einig sind, sind wir stark!“ ruft er aus, „wenn wir uns wehren, werden wir nicht allein bleiben!“ Der Abgeordnete Gottwald beginnt seine Rede mit den Worten:

Bürger, Freunde, Genossen! Die Losung, mit der ihr heute durch die Straßen zogt, ist erfüllt: die Regierung hat abgedankt und es wird eine neue Regierung der entschlossenen Verteidigung gebildet; eine Regierung, die sich auf das Volk, auf die Armee, auf die ehrlichen Demokraten aus allen politischen Parteien stützt.*

* „Die Regierung hat abgedankt“ — diese Erklärung Gottwalds und die begeisterte Aufnahme, die sie bei den Massen findet, entscheiden erst endgültig über den Fall der Regierung Hodža, die zwar bereits die Demission beschlossen, dann jedoch wieder zurückgezogen hat, und zu laviere versucht. Aber jetzt gibt es kein Lavieren mehr. Eine Sitzung von Vertretern der Sozialdemokraten, Nationalen Sozialisten, Katholischen Volksparteiler, Kommunisten und eines Flügels der Nationalen Vereinigung — eine Gruppierung, die ohne agrarische Mitwirkung die Mehrheit des Parlaments repräsentiert — einigt sich schnell darüber, daß die Regierung Hodža nicht mehr über die notwendige Majorität verfügt und also abzutreten hat.

Der Redner muß eine Pause machen, so mächtig braust der Beifall auf, immer wieder, in immer neuen Wellen; so nimmt die abgegriffene Metapher vom Menschenmeer lebendige Gestalt an.

Nach dem Kommunisten tritt ein Mann der Rechten, der Abgeordnete der Nationalen Vereinigung, Rašin, vor das Megaphon. Rašins Vater ist der erste Finanzminister der Republik gewesen; sein Name bedeutet noch heute ein Programm der Feindschaft gegen alles Sozialistische. Der Sohn weiß das. Er denkt daran, wenn er erklärt:

Ich, Rašin, sage euch, daß es in dieser Stunde zwischen mir und einem Kommunisten oder Sozialisten in der Frage der Verteidigung unserer Republik keinen Unterschied gibt. Wir werden alle in einem Gütel kämpfen. Nieder mit den Defaitisten!

Der katholische Volksparteiler Košek fordert die Menge auf, sich der Tatsache bewußt zu sein, daß „die Zukunft der Tschechoslowakei nicht in Genf, Paris oder London, sondern in Prag entschieden werde. Und er setzt fort:

Jetzt sind wir alle einig, wirklich ein Volk von Brüdern. In diesem schweren Augenblick sind wir bereit, alles für unsere Freiheit zu wagen und der Welt zu zeigen, daß wir den Sinn für Menschenwürde nicht verloren haben!

Der tschechische Sozialist Richter spricht von der Entschlossenheit der Massen, die nichts mit Kriegslust oder Bramarbasieren zu tun hat:

Wir alle wissen, was für Schrecken der Krieg mit sich bringt, und doch sind wir bereit zu kämpfen. Und weil wir den Frieden verteidigen und die Sache aller Menschen guten Willens, werden wir in unserm Kampf nicht untergehen.

Zurufe, Klatschen und Gesang übertönen die letzten Worte.

Ein General spricht, ein Oberst verliest den Armeebefehl des Generalinspektors der Wehrmacht Syrový. Abgeordnete aus der Slowakei und aus Karpathorußland folgen, Professoren der Universität, ehemalige Legionäre. Den agrarischen Abgeordneten Rybarik pfeift die Menge aus, will ihn nicht hören. Erst nachdem der kommunistische Bauernabgeordnete Mikuliček sich dafür eingesetzt hat, auch einen Vertreter der demokratischen Elemente innerhalb der Agrarpartei sprechen zu lassen, darf Rybarik seine Erklärung für die „werkstätigen Bauern“ abgeben, „die, gleich euch allen, die Republik verteidigen wollen gegen Angriff und Verrat.“

Vier Stunden lang ist ein Redner dem anderen gefolgt, und die Menge hat sie mit immer gleicher Aufmerksamkeit angehört. Jetzt kommt die Nachricht, daß auf der Burg die Verhandlungen über die Bildung der neuen Regierung begonnen haben. Ein Antrag, die Versammlung möge zum Präsidenten eine Abordnung entsenden, um ihm den Wunsch des Volkes nach einer starken Regierung der republikanischen Verteidigung zu übermitteln, findet stürmische Zustimmung. Die Abordnung wird sofort gewählt und ihre Mitglieder — die Abgeordneten Rašin, Gottwald, Markowič, Košek, Richter und Pekařek — machen sich auf den Weg zur Burg.

Noch einmal erklingt die Volksliedweise der Staatshymne. Mit erhobenen Schwurffingern leisten die Hunderttausende den Eid, „auszuharren und sich nicht zu ergeben“. Dann strömen sie auseinander. Auf den Gesichtern glänzt die Freude; in den Bewegungen kommt die Entspannung zum Ausdruck; zum

erstenmal seit Tagen wagt sich ein Lachen frei hinaus auf die Straßen; an einer Kreuzung stockt der Verkehr: es wird getanzt. Die Mittagszeitungen schreiben:

Die Regierung der Kapitulation ist zurückgetreten! Das Volk hat seine Stimme erhoben! Ein großer Umschwung ist geschehen!

Der Platz vor dem Parlament ist leer. Nur der niedergetretene Rasen erinnert noch an die Kundgebung der Fünfhunderttausend. Aus der Innenstadt klingt Musik herüber.

Es ist Donnerstag, der 22. September, zwei Uhr nachmittags.

ZWISCHEN MOLDAU UND RHEIN

In jedem großen Drama gibt es jenen Punkt, der zugleich Gipfel des Aufstiegs und Wende zum Sturz ist. Die Meister der Antike nannten diesen Punkt die Peripetie. Das Drama der Septemberkrise hat seine Peripetie am 22. September. An diesem Tag hat die Partei des Friedens, hat das Volk von Prag einen großen Sieg errungen, aber dieser Sieg wird nicht voll ausgenützt, und eine der Grundregeln der Strategie besagt, daß unausgenützte Siege den Keim zu Niederlagen in sich tragen, oder bestenfalls halbe, schnell verschwindende Erfolge sind.

Es ist leicht, rückschauend Fehler zu erkennen und zu verurteilen. Es ist leicht, im nachhinein festzustellen, wie dieser Irrtum hätte vermieden, wie jenes Versehen hätten ausgemerzt, wie statt des Falschen das Richtige hätte gemacht werden können. In der hastigen Aufeinanderfolge der Ereignisse werden den unmittelbar Beteiligten bestimmte Symptome gar nicht bewußt, die dem späteren Kritiker, der kühl und unbeteiligt an die Prüfung der Vorgänge geht und auch die kleinste Einzelheit berücksichtigen kann, Hinweise auf den weiteren Gang der Entwicklung bieten. Zusammenhänge, die aus der Nähe nicht erkennbar waren, werden aus einigem Abstand klar. Und die Motive der Handlungen bestimmter Gruppen und Personen erscheinen dem Kritiker, der bereits die Wirkungen übersehen kann, eindeutig und ohne Rätsel, während sie voller Geheimnis und Dunkel für den „Mitspieler“ sind, der erst in der Zukunft die Wirkungen kennenlernen soll.

Es wird trotzdem notwendig sein, eine kritische Geschichte des 22. September zu schreiben. Es wird notwendig sein, kühl und ohne Sentimentalität alle sachlichen und persönlichen Ursachen zu untersuchen, die dazu führen, daß nach dem Sieg über die Kapitulation deren völlige Niederwerfung unterblieb, was erst den Erfolg voll und endgültig gemacht hätte. Heute ist es wohl noch zu früh, eine solche kritische Analyse vorzunehmen; der Abstand, der uns von den Ereignissen trennt, ist zu gering und unser Wissen von den Hintergründen noch zu lückenhaft. Was heute und hier festgestellt werden kann, ist dies: die ideellen und materiellen Kräfte, die den Sturz der alten Regierung bewirkten, setzten sich bei der Schaffung der neuen Regierung nicht durch. Die alte Regierung war zum Rücktritt gezwungen worden, weil sie

die anglofranzösischen Vorschläge angenommen, weil sie kapituliert hatte. Nach dem Wunsch und nach der Vorstellung jener Millionen, deren Riesenkundgebungen die alte Regierung weggefeigt hatten, sollte die neue Regierung eine Regierung der energischen republikanischen Verteidigung gegen den Angriff von außen und den Verrat von innen sein. Auf dem Platz vor dem Parlament, in der glühenden Atmosphäre der Volkskundgebung, waren die Befürchtungen der Unentschlossenen, die Widerstände bestimmter Führungsgruppen weggeschmoizen; es hatte nur einen Willen und ein Bekenntnis zum Widerstand gegeben. In den Beratungszimmern auf der Burg wehte eine andere Luft. Hierher reichte der Feueratem der Begeisterung und des Enthusiasmus nicht. Hier kamen die Widerstände und Befürchtungen wieder zutage, hier wurden Ideen, Stimmungen, Bestrebungen und Personen wieder aktiv, die draußen vor dem Parlament erstarrt, verkrochen, völlig passiv gewesen waren. Auch stand einer radikalen Lösung — Vernichtung der Kapitulantenteil und Widerstand um jeden Preis — eine gewisse Befangenheit des Staatspräsidenten in illusionären und abstrakten Vorstellungen im Wege. In Illusionen befangen waren auch die Vertreter der kämpferisch gesinnten Kräfte innerhalb der Regierungsparteien.

Hier, auf der Burg, machte sich auch wieder der Druck des Westens geltend. Die Kapitulationspartei erhielt wieder den diplomatischen Verbündeten, der ihr draußen vor dem Parlament nicht hatte helfen können. Gestützt auf diese Hilfe, ermutigt durch die Tatsache, daß der entscheidende, vernichtende Schlag ausgeblieben war, nimmt die Partei der Kapitulanten die Chance wahr, die für sie in den Illusionen Benešs, Syrovýs, der Demokraten im Lager der Regierungsparteien liegen (zieht auch die Neigung des Volks zur Großmut in Augenblicken des Sieges ins Kalkül) und geht zum Gegenangriff über — zuerst getarnt und mittelbar, bald jedoch ohne Tarnung und Umschweife.

Anstelle einer Regierung der republikanischen Verteidigung, die aus den Vertretern der gesamten kämpferischen demokratischen Elemente des Volkes hätte gebildet werden müssen, erblickte nach schleppenden Verhandlungen ein Verlegenheitsprodukt das Licht der Welt: eine Beamtenregierung, garniert mit zwei Generalen und zwei Nichtbeamten. Die Namen des Generals Syrový (den man sich als Vorsitzenden einer wirklich starken Volksregierung gewünscht hätte), des Generals Nosal, des prager Bürgermeisters Zenkl und des Obmannes der großen Turnerorganisation Sokol, Dr. Bukovsky, — diese vier Namen waren die Schönheitspflasterchen, die den Zwitter verschönten. Diese Regierung ohne Physiognomie, ohne Verbindung mit jenen Kräften, die ihr den Platz zum Regieren frei gemacht hatten, wurde in der Folgezeit schnell zu einer bloßen Treuhänderin ihrer bankerotten Vorgängerin. Vorn, im Rampenlicht, standen die Männer der neuen Beamtenregierung; im Dunkel des Hintergrunds begannen die Mitglieder der alten Regierung und des Ausschusses der Regierungsparteien als „Verbindungsorgan zwischen Regierung und Parlamentsmehrheit“ weiterzuregieren. Der großen Öffentlichkeit blieb dieses Verwandlungskunststück verborgen. Die große Öffentlichkeit sah

nur den Vertreter der zum Widerstand bereiten Armee an der Spitze der Regierung; sie schloß aus seinen ersten Handlungen auf künftige Unnachgiebigkeit; zudem wurde ihre Aufmerksamkeit durch die Überfülle der sich jagenden Ereignisse in Anspruch genommen. So geschah es, daß die zweite Kapitulation, die endgültige vom 30. September, für die Bevölkerung wirklich wie ein Blitz, wie eine völlig unerwartete Elementarkatastrophe kam.

Diejenigen im demokratischen Lager, die sich der Gefahr rechtzeitig bewußt wurden, konnten vorerst nicht wirksam eingreifen: die Fristen waren zu kurz, die Bedrohung von außen wuchs rasend schnell, ein bedeutender Teil der demokratischen Bevölkerung hätte einen Kampf gegen die Regierung des Generals Syrový als Attentat gegen die demokratische Einheit, als Dolchstoß gegen die Armee gewertet. Auch bestand durchaus die Möglichkeit eines entscheidenden internationalen Umschwungs durch eine Regierungskrise in Frankreich: am 20. September hatten sechs Regierungsmitglieder mit dem Rücktritt gedroht, und alle seither aus Paris kommenden Informationen besagten, daß sich die Krise in verschärftem Maße wiederholen werde. Und schließlich verdienten die ersten Taten der Regierung Unterstützung und Anerkennung.

Zwei agrarische Mitglieder der alten Regierung — der Innenminister Černý und der Verteidigungsminister Machník — hatten als letzte Amtshandlung die Zurückziehung der Gendarmerie und des Militärs aus denjenigen sudetendeutschen Bezirken angeordnet, die vor dem ersten Befestigungsgürtel lagen. So wurden Teile des Staatsgebietes dem Gegner ausgeliefert, obwohl die Regierung in ihrer Antwortnote auf die anglofranzösischen Vorschläge erklärt hatte, sie nehme diese Vorschläge unter der Voraussetzung an, daß das Gebiet der Republik „tschechoslowakisch bleibt bis zu dem Augenblick, da es möglich sein wird, die Gebietsübergabe nach Festlegung der neuen Grenze . . . vorzunehmen.“

Durch den Abzug der bewaffneten Kräfte werden zahlreiche tschechische und deutsche demokratische Minderheiten tödlicher Bedrohung ausgesetzt, wird die Staatsautorität ebenso erschüttert wie das Ansehen der Putschisten gehoben, wird vor allem ein gefährliches Präjudiz geschaffen: Hitler kann sich bei seiner Forderung nach bedingungsloser und sofortiger Räumung des Sudetengebietes auf die Tatsache berufen, daß eine solche Räumung bereits freiwillig angeordnet war.

In den geräumten Städten und Dörfern übernimmt die SdP die Macht. Abteilungen des „Sudetendeutschen Freikorps“ (nur zum Teil aus geflüchteten Mitgliedern der FS, ansonsten aus Sonderformationen reichsdeutscher SA und SS zusammengesetzt) überschreiten die Grenze. Am Morgen des 22. meldet das „Deutsche Nachrichtenbüro“ aus Eger:

In der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag und am heutigen Morgen haben die Sudetendeutschen im ganzen Gebiet bis zur Sprachgrenze den Ordnungsdienst übernommen. Sie arbeiten noch mit tschechischen Amtsorganen zusammen . . . Die Sudetendeutschen haben in den letzten Stunden vor ihrer Befreiung eine musterhafte Ruhe und Ordnung zu bewahren gewußt. Die tschechischen Gendarmen und Polizisten zeigten sich nahezu gar nicht mehr.

Gegen Mittag sieht sich das ‚Deutsche Nachrichten-Büro‘ zu einer **Berichtigung seiner Frühmeldung** veranlaßt:

Es muß festgestellt werden, daß der Ordnungsdienst bisher nur im Bezirk Eger von den Sudetendeutschen übernommen wurde, also noch nicht im gesamten sudetendeutschen Gebiet.

Während die erste Meldung zuviel sagte, sagte die zweite zu wenig. Wenn auch nicht das ganze Gebiet bis zur sogenannten Sprachgrenze von der FS besetzt worden war, so befanden sich doch Eger, Asch, die meisten Orte des karlsbader Gebiets, Teile des reichenberger, warnsdorfer, bodenbacher Bezirks und große Gebietsstreifen entlang der ganzen Erzgebirgsgrenze in der Macht der SdP. Auf dem Grenzbahnhof Warnsdorf werden aus einem reichsdeutschen Zug von Soldaten des Reichsheeres Waffen ausgeladen und an Mitglieder der FS verteilt, dann fährt der Zug wieder zurück ins Reich. In Gablonz erscheint eine Extraausgabe des ‚Gablonzer Tagblatt‘ mit Hitlers Bild und einem rotgedruckten Titel ‚Der Tag ist gekommen‘. In Schreckenstein, Bodenbach, Eger und Asch werden tschechische Beamte, sozialistische und kommunistische Funktionäre verhaftet. Die Ausgabe der zweiten (berichtigenden und die Tatsachen verkleinernden) Meldung des ‚Deutschen Nachrichten-Büros‘ erfolgte offenbar unter dem Eindruck der Berichte über den Rücktritt der Regierung Hodža. In Berlin wurde dieser Rücktritt als Vorzeichen für einen neuen Kurs des energischen Widerstands angesehen, und da man für den Fall des Wiederauftauchens tschechoslowakischer Gendarmen und Soldaten mit der unrühmlichen Flucht der FS rechnete, traf man jetzt schon alle Vorbereitungen, um den Mißerfolg der „sudetendeutschen Freiheitskämpfer“ in den späteren Meldungen möglichst zu verkleinern. Andererseits wurde zur selben Zeit den berliner Korrespondenten der großen englischen und französischen Presseagenturen mitgeteilt, daß die deutsch-tschechoslowakische Grenze von deutscher Seite gesperrt worden sei und daß die Unterbrechung des internationalen Zugverkehrs über Eger und Bodenbach folgen werde.

Die von Machník und Černý verfügte Räumung der Grenzgebiete hat auch noch eine andere Fernwirkung. Am frühen Nachmittag veröffentlicht die ‚Agence Havas‘ eine Depesche von ihrem Berichterstatter an der polnisch-tschechoslowakischen Grenze:

Teschen, die tschechisch-polnische Stadt, die durch den Olsafluß und die Grenze, deren Revision von Polen verlangt wird, in zwei Teile geteilt ist, lebt in unruhiger Erwartung. Seitdem die Tschechoslowakei die französisch-britischen Vorschläge angenommen und der Abtretung des Sudetengebietes an Deutschland zugestimmt hat, ist die Ungeduld der polnischen Bevölkerung beiderseits der Grenze... fiebriger geworden, um so mehr, als der Stadtrat von Polnisch-Teschen gestern und heute Aufrufe plakatierte ließ, in denen die Bevölkerung zum feierlichen Empfang einiger polnischer Truppenteile aufgefordert wird. Diese Truppenteile sollen aus den Manövern zurückkehren, aber es geht das Gerücht um, daß sie nicht durchwegs der teschener Garnison angehören, und dies gibt Anlaß zu den gewagtesten Vermutungen. Die Mitglieder zahlreicher Organisationen — Bund alter Frontkämpfer, Vereinigung der oberschlesischen Aufständischen, Verband der alten polnischen Frontkämpfer aus Frankreich — erwarten schon seit gestern in Uniform die Ankunft der Truppen...

All diese Nachrichten beschleunigen den Gang der Verhandlungen über die Bildung der neuen tschechoslowakischen Regierung. Die Betrauung Syrovýs wird offiziell bekanntgegeben, die Veröffentlichung der ganzen Ministerliste für den Spätnachmittag angekündigt. Aber noch bevor die Zusammensetzung der Regierung bekannt ist, werden die Prager Augenzeugen des ersten Regierungsaktes: lange Züge von Lastautos, mit Gendarmen und Truppen beladen, verlassen auf den nordwestlichen und nördlichen Ausfallstraßen die Stadt; die Wagen tragen Nummerschilder mit dem Buchstaben C, es sind Wagen aus der Provinz, aus Reichenberg, Gablonz, Warnsdorf, Außig, Karlsbad, Eger; sie bringen die zurückgezogenen Soldaten und Gendarmen wieder ins geräumte Grenzgebiet. Eine jubelnde, winkende Menschenmenge füllt die Gehsteige der Straßen, auf denen die Lastwagenkolonnen hinausrollen. Die Tabaktrafiken, Blumenläden, Selchereien sind im Nu ausverkauft. Vom Spalier zu den Autos, von den Autos zum Spalier hallt der Ruf: „Wir ergeben uns nicht!“

Ungefähr zur selben Zeit verläßt Chamberlain den „Kurhof“ in Petersberg am Rhein, wo er für die Dauer seines zweiten Besuches in Deutschland Quartier genommen hat, und begibt sich quer über den Strom nach Godesberg in das Hotel Dreesen zu Adolf Hitler. In den pariser Abendzeitungen kann man Betrachtungen wie diese lesen:

Die Zusammenkunft von Godesberg findet in einem kleinen Salon statt, der an Hitlers Schlafzimmer stößt. Ein mit grünem Tuch bezogener Tisch und ein paar Kunstlederfauteuils füllen den Raum fast völlig aus. Die Verhändler werden kaum ein bißchen auf- und abgehen können, und sollten sie Lust zum Rauchen verspüren, so dürfte die Atmosphäre bald unerträglich werden. Ein tristes Hotelzimmer... soll hier die Tschechoslowakei tranchiert werden? Noch ist im Augenblick alles ungewiß.

Ja, noch ist alles ungewiß. Die spät abends in Prag einlaufenden Nachrichten über die erste godesberger Unterredung zwischen Hitler und Chamberlain lassen erkennen, daß Hitler neue, gesteigerte Forderungen gestellt hat, und daß Chamberlain nach dreistündigem Gespräch „sehr unbefriedigt“ nach Petersberg zurückgekehrt ist. Die Verhandlungen sollen am nächsten Tag fortgesetzt werden.

Der nächste Tag — der 23. September, ein Freitag — ist ein Tag der Überraschungen und Sensationen. Die ersten Neuigkeiten kommen aus dem Sudetengebiet. Die FS hat sich vor den zurückkehrenden Gendarmen und Soldaten noch eiliger aus dem Staube gemacht, als man nach allen früheren Erfahrungen angenommen hatte. Nur in ganz vereinzelt Fällen leistet sie Widerstand.

Dann kommt eine Meldung aus Godesberg: die für elf Uhr vormittags angesetzte neuerliche Zusammenkunft Chamberlain-Hitler ist verschoben worden, anstelle mündlicher Verhandlungen tritt ein Austausch von Briefen.

Und nun folgt eine überraschende Nachricht auf die andere. Der General Faucher, Chef der französischen Militärmission in Prag demissioniert und stellt sich der tschechoslowakischen Armee zur Verfügung; einem Zeitungskorrespondenten, der ihn über die Motive befragt, antwortet er:

Ich habe meinem Land keineswegs den Dienst aufgekündigt, im Gegenteil, ich habe im Interesse seiner Ehre gehandelt, als Franzose, der zu dem Wort und der Unterschrift Frankreichs steht.

Die Sowjetunion läßt in Warschau erklären, daß der Nichtangriffspakt zwischen Polen und der Union sofort gekündigt wird, wenn polnische Truppen tschechoslowakisches Gebiet betreten sollten. London gibt in einer längeren Darstellung „von autoritativer Seite“ eine Erklärung der godesberger Vorgänge:

Die Ursachen, weshalb Chamberlain einen Brief an Hitler sandte, sind in der Art und Weise zu suchen, in der sich die Verhandlungen des Vortages abspielten. Die Absicht des Ministerpräsidenten war es, die Situation, die nach dem ersten Gespräch entstanden war, eindeutig klarzustellen. Die Verhandlungen sollen nicht eher wieder aufgenommen werden, bevor nicht Chamberlains Brief beantwortet ist. Man glaubt hier, daß die Frage von Bewegungen deutscher Armeekorps gegen die tschechoslowakische Grenze hin den wesentlichen Anlaß zu dem Brief des Ministerpräsidenten gegeben haben. Man erfährt ferner, daß der Ministerpräsident fortlaufend Berichte über die Aktionen des sudetendeutschen Freikorps und die wachsende Kampagne der deutschen Presse erhielt, die zwei Linien verfolgt: erstens Unruhen in der Tschechoslowakei zu behaupten und zweitens den bereits erfolgten Rückzug der tschechoslowakischen Truppen und die Übernahme der Gewalt durch „deutsche“ Streitkräfte zu melden. Der Zweck dieser Propaganda ist nach den Erfahrungen in Österreich klar; es soll der Vorwand für den Einmarsch geboten und durch Meldungen über den bereits erfolgten Einmarsch die Meinung sondiert werden. Unter diesen Umständen sah sich der Ministerpräsident nicht in der Lage, die Verhandlungen wieder aufzunehmen.

Schließlich wird bekannt, daß unter dem Vorsitz des Präsidenten der Republik auf der prager Burg ein erweiterter Ministerrat tagt, der sich mit der „durch verschiedene militärische Maßnahmen mitteleuropäischer Staaten bedingten Situation“ beschäftigt.

Den unmittelbaren Anlaß zur Einberufung dieses Ministerrats bildet eine englische Mitteilung an das prager Außenministerium, über die sich in dem geplanten aber nicht veröffentlichten tschechoslowakischen Weißbuch folgende „Aufzeichnung“ des Chefs der politischen Sektion, Dr. Krno, findet: Der englische Gesandte machte mir am 23. September um 17 Uhr diese Mitteilung, die aus London um 16 Uhr 30 (nach Feststellung von Troutbeck*) telefoniert wurde:

„Wir haben uns mit der französischen Regierung darauf geeinigt, der tschechoslowakischen Regierung die Information zukommen zu lassen, daß die französische und britische Regierung nicht länger die Verantwortung übernehmen können, der Tschechoslowakei zu raten, nicht zu mobilisieren.“

Der englische Gesandte las mir dann folgenden Zusatz aus einem Akt vor:

„Es muß betont werden, daß eine solche Aktion sehr leicht die Aktionen anderer beschleunigen könnte, weshalb die tschechoslowakische Regierung für gut erachten sollte, eine überflüssige Publizität zu vermeiden.“

Der Gesandte Newton fügte hinzu, daß er die Möglichkeit einer Einigung in Godesberg noch immer nicht ausschließe, daß die Lage jedoch sehr ernst ist.

Um 18 Uhr 15 notiert Dr. Krno eine weitere diplomatische Mitteilung, diesmal von der französischen Gesandtschaft:

Die französische Regierung kann nicht länger die Verantwortung dafür tragen, auf dem Rat zu beharren, den sie der Tschechoslowakei für die Zeit der französisch-britischen

* Sekretär der englischen Gesandtschaft

Verhandlungen gegeben hat. Von diesem Augenblick an ist es also Sache der Tschechoslowakischen Republik, selbst frei über die Maßnahmen zu entscheiden, die sie für notwendig halten würde, wenn die Lage sich abermals verschlechtern sollte.

Der französische Gesandte fügte hinzu, daß Herr Léger ihm als Bemerkungen mitgeteilt habe:

1.) daß die französische Regierung keine Information besitzt, die vom militärischen Gesichtspunkt aus besonders beunruhigend wäre;

2.) daß er raten würde, die notwendigen Maßnahmen mit der größtmöglichen Diskretion zu treffen.

In den Abendstunden findet ein zweiter Ministerrat statt. Außenminister Křofa erhält in die Sitzung einen Bericht des Legationsrates Smutný:

Der englische Gesandte Newton forderte mich heute abend um neun Uhr auf, ihn zu besuchen, da er wichtige Nachrichten aus Godesberg habe.

In dem ersten Brief*, dessen Kopie mir Newton übergab, sprach Hitler die Ansicht aus, daß die Lage in der Tschechoslowakei zu Unruhen geführt habe und daß das einzige Mittel zur Aufrechterhaltung des Friedens die Besetzung des sudetendeutschen Gebiets durch die deutsche Armee sei. Diesen Vorschlag bezeichnet Hitler als friedliebend. Sollte sein Vorschlag nicht angenommen werden, so gibt er zu erkennen, daß es in diesem Fall zu einer militärischen Lösung käme, und daß dann nicht mehr eine nationale, sondern eine strategische Grenze in Betracht gezogen würde.

Bei der ersten Zusammenkunft brachte Hitler eine Karte der Tschechoslowakei mit eingezeichneter neuer Grenze mit. Chamberlain wandte ein, daß diese Grenze Deutschland ein viel zu großes Gebiet gebe, worauf Hitler erklärte, er sei bereit, in jenem Teil des Gebietes, das nicht zweifelsfrei als deutsch anerkannt würde, nach zwei bis drei Monaten ein Plebiszit unter internationaler Kontrolle nach Art der Saarabstimmung durchführen zu lassen. Das Gebiet, das sich für Deutschland entscheiden würde, sei sofort durch deutsches Militär zu besetzen. Chamberlain wollte seine Einwände gegen Hitlers Plan bei der zweiten Zusammenkunft aussprechen, es scheint jedoch, daß es zu einer zweiten Zusammenkunft nicht kam. Chamberlain übermittelte nämlich seine Einwände Hitler in einem Brief. Er sagt darin, daß er bereit sei, der tschechoslowakischen Regierung Hitlers Vorschlag über die Gebiete, in denen kein Plebiszit notwendig wäre, vorzulegen. Er sehe jedoch Schwierigkeiten in Hitlers gestrigem Vorschlag, daß all diese Gebiete sofort besetzt werden sollen. Unter solchen Bedingungen sei es schwer, weitere Besprechungen zu führen, und Chamberlain bezweifle, daß die von Hitler vorgelegten Pläne die Spannung vermindern würden, selbst wenn man sie annähme. Herr Hitler begreife nicht genügend, daß Chamberlain nicht einen Plan vorlegen könne, den die öffentliche Meinung in Frankreich und England mißbilligen würde. Es ist gewiß, daß die vorzeitige Besetzung dieser Gebiete durch deutsches Militär — wodurch diese Gebiete sofort im Prinzip Teile des Deutschen Reiches würden — als Manifestation aufgefaßt werden müßte. Chamberlain glaube, die Tschechoslowakische Regierung werde sich diesem Plan widersetzen. Der Plan Hitlers solle Alternativen enthalten, gegen die sich nichts einwenden lasse. Auf Wunsch könne Herr Chamberlain bei der tschechoslowakischen Regierung anfragen, ob es eine praktische Lösung wäre, die Aufrechterhaltung der Ordnung in dem Gebiet, über das es keinen Zweifel gibt, den Sudetendeutschen zu übergeben, die dort anstelle von deutschen Truppen Ordnungsformationen aufstellen würden oder die schon bestehenden Abteilungen benützen könnten, die unter Aufsicht deutscher Beobachter zu wirken hätten. Chamberlain würde dann bei der Tschechoslowakischen Regierung anfragen, welches ihre Ansicht ist. Sollte dieser Vorschlag in Prag angenommen werden, so würde Chamberlain die prager Regierung auffordern, Militär und Polizei aus jenen Orten zurückzuziehen, wo die Sudetendeutschen allein die Ordnung aufrechterhalten könnten.

In der Antwort, die Hitler auf diesen Brief hin Chamberlain sandte, beharrte er auf sei-

* Hitlers an Chamberlain

nen gestrigen Bedingungen. Er erkennt eine einzige Ausnahme an, und zwar, daß er die Gebiete, in denen ein Plebiszit vorzunehmen wäre, nicht militärisch besetzen würde. Hitlers Forderungen können folgendermaßen resümiert werden:

1.) Er fordert die sofortige Abberufung der tschechoslowakischen militärischen und sonstigen Behörden und der Polizei aus jenen Teilen des Sudetengebietes, die als deutsche Gebiete bezeichnet sind.

2.) Er fordert die Besetzung dieser Gebiete durch deutsches Militär.

Chamberlain verlangt nun, Hitler möge ihm über diese Forderungen schriftlich in einem Memorandum Bescheid geben. Wenn Chamberlain dieses Memorandum erhält, schickt er es morgen mit dem Flugzeug dem Gesandten Newton.

Chamberlain teilte weiterhin Hitler mit, daß er jetzt kein weiteres Mittel sieht, als diese deutschen Vorschläge nach Prag zu schicken und selbst nach London zurückzukehren. Chamberlain fordert gleichzeitig in dieser Mitteilung von Hitler die Versicherung, daß dieser keine Aktion gegen tschechoslowakisches Gebiet unternimmt, solange er nicht die Antwort von Prag erhalten hat, denn eine solche Aktion würde späteren Verhandlungen, wenn es zu solchen käme, schaden.

Der Gesandte Newton erhielt aus London die Information über die Mobilisierung (daß gegen sie keine Einwände sind) und nachher die gleiche Information auch aus Godesberg.* Er soll die tschechoslowakische Regierung darauf aufmerksam machen, daß die angekündigte Mobilisierung den sofortigen Befehl an die deutsche Armee zur Folge haben kann, einen Angriff gegen die Tschechoslowakei zu unternehmen.

So aufschlußreich dieses Dokument den am Abend des 23. September versammelten tschechoslowakischen Ministern erschienen sein mag und so aufschlußreich es auch hier, an dieser Stelle unserer Darstellung der Septembertragödie ist — seine wahre Bedeutung wird es doch erst eine Woche und einige Kapitel später erhalten, wenn man nämlich Chamberlains godesberger Einwand, „daß diese Grenze Deutschland ein viel zu großes Gebiet gebe“ mit der münchener Entscheidung Chamberlains vergleichen wird, der nunmehr Hitler das viel zu große Gebiet ohne Einwand, ja, mit der schönen Begründung, einen Akt der Gerechtigkeit und des Friedens zu vollziehen, überläßt. Aber noch kann man in Prag diesen Vergleich nicht ziehen; noch liegt die münchener Ent-

* Nach Abschluß der Arbeiten an seinem Buch bekam der Verfasser die soeben erschienene „Histoire secrète de la conciliation de Munich“ von Alfred Fabre-Luce zu Gesicht. In dieser Geheimgeschichte ohne jedes Geheimnis wird behauptet, die tschechoslowakische Mobilisierung sei vom Foreign Office, das sich „gegen Chamberlain empörte“ nach „Verständigung mit dem Quai d'Orsay autorisiert“ worden. „Selbst wenn“, heißt es weiter „was wahrscheinlich, der Ministerpräsident telefonisch konsultiert wurde, erscheint diese Entscheidung nicht ganz vereinbar mit dem feierlichen Appell, den er am Abend vorher von Godesberg an Deutschland und die Tschechoslowakei gerichtet hat: sich jeder Maßnahme zu enthalten, die geeignet wäre, Zwischenfälle hervorzurufen.“ Weniger subtil ausgedrückt heißt das: Chamberlain wurde überrumpelt, wenn er überhaupt konsultiert worden ist. Nun, die präzise Angabe des Gesandten Newton, daß er „die gleiche Information aus Godesberg erhielt“, zerstört das Märchen von der ohne Chamberlains Willen durchgeführten Mobilisierung. Und auch ein zweites Märchen wird durch das obige Dokument zerstört. Fabre-Luce erzählt uns, die tschechoslowakische Propaganda habe die Mobilisierung durch die „übrigens falsche“ Meldung motiviert, daß Chamberlains Appell zur Vermeidung von Gewaltakten durch Hitler abgelehnt worden sei. „Der Führer hat diese Verpflichtung keineswegs abgelehnt“ schreibt Fabre-Luce, „er hat sie im Gegenteil erneuert.“ Was Chamberlain jedoch nicht zu wissen scheint, läßt er doch Prag durch Noten auf die Möglichkeit eines sofortigen deutschen Angriffs hinweisen. Wodurch erwiesen ist, daß es in der Geheimgeschichte doch auch Geheimnisse gibt.

scheidung im Dunkel einer unbekannten Zukunft; noch vermag man sich gar nicht vorzustellen, daß es zu einer solchen Entscheidung kommen könnte.

Die Nacht bricht herein. Die Uhr vom Turm der weißen Kirche im dritten Burghof schlägt zehn volle und zwei halbe Schläge. Der Ministerrat ist zu Ende. Aber die Minister gehen nicht nach Hause. Sie bleiben wach. Und Millionen Bürger des Landes werden in dieser Nacht wach bleiben . . .

Kurt Kersten

DIE OPPOSITION DER „EINSAMEN“

Die Zensoren des ‚Dritten Reichs‘ hielten eine Tagung ab. Ihr Obermeister, Rosenberg, eröffnete diese Veranstaltung, indem er die Front einer SA-Truppe abschritt — sie war zum erstenmal „unter Gewehr“ angetreten. Seitdem das ‚Schwarze Korps‘ im Herbst dem deutschen Volk die Zensur ausstellte, es habe sich in der Septemberkrise „nicht bewährt“, erscheinen bestimmte SA-Formationen mit dem Gewehr.

Nachdem Rosenberg die Terrortruppe gemustert hatte, begab er sich zu seinen bezahlten Zensoren und hielt ihnen eine lange Rede. Das Unternehmen, dem diese Gesinnungsschnüffler angehören, nennt sich ‚Reichsstelle zur Förderung des Deutschen Schrifttums‘. Der Titel klingt pompös für ein Inquisitionsgericht, das beauftragt ist, das deutsche „Schrifttum“ an jeder Entfaltung zu verhindern. Die Tagung wurde mit Märschen eingeleitet und geschlossen, die Pauken hatten vor allem allerlei auszuhalten, es gab einen ohrenbetäubenden Lärm, der ‚Völkische Beobachter‘ hielt ihn für „heroisch“. Den Lärm unterbrach Rosenberg mit einer seiner phrasenreichen Reden. Trotzdem der Mann, von dem selbst Göring nicht weiß, wo er sich im Krieg herumtrieb, jetzt schon fast zwanzig Jahre lang in Deutschland zugereist ist, beherrscht er die deutsche Sprache immer noch ungenügend. Diesmal ließ sich der baltische Weißgardist über das Thema ‚Einsamkeit‘ aus.

Sie sind sich über dies Thema nicht ganz einig im ‚Dritten Reich‘, und Rosenbergs Rede war der Ausdruck jener tiefen Unruhe, die weite Kreise der Intellektuellen erfüllt. Das ‚Schwarze Korps‘ hat wiederholt die „Einsamen und Abseitigen“, die „Stubenhocker“ als verdächtige Elemente angegriffen. Diese Attacken rühren von dem Unwillen jener, die sich gegen den Zwang der Parteiorganisationen wehren möchten, sich in verschiedener Weise diesem Druck zu entziehen wissen und sich gegen den Totalitätsanspruch zu behaupten suchen. Diese Opposition entwickelte sich unter der Parole „Privatleben“. Einige Wochenblätter sahen sich schon vor längerer Zeit gezwungen, gegen die Forderung nach dem „Privatleben“ vorzugehen.

Jetzt wird Rosenberg selbst genötigt, zu dieser Frage Stellung zu nehmen und einzuräumen, daß „diese Forderung nach Beschaulichkeit, nach gesammelten Stunden, nach der Einsamkeit“ erhoben wird. Der Oberinquisitor hütet sich,

* Vergl. auch ‚Die Stillen im Lande‘; Heft 1/1939, Seite 92. D. Red.

diese Forderung zu bejahen, geschweige ihre Gründe zu entwickeln, da ihre Analyse nur zur Anerkennung einer oppositionellen Haltung breiter Kreise führen würde. Rosenberg muß auch zugeben, daß viele Intellektuelle „allein für sich dastehen“ wollen, sich „vergrämt aus dem Dasein überhaupt zurückziehen“.

Wieder ist auf das ‚Schwarze Korps‘ zu verweisen, das kurz vor Rosenbergs Rede mit den „Stillen im Lande“ abrechnete. Rosenberg unterließ es aus guten Gründen, diesen Hang zur Einsamkeit begreiflich zu machen, und flüchtete sich rasch in die üblichen Phrasen über Kameradschaft, dabei mußte er es sich versagen, über die Auswirkungen der Sommer- und Herbstkrisen zu sprechen, die in allgemeinen Zersetzungserscheinungen bestanden und noch bestehen.

Die Zuhörer, unter denen sich, wie uns bekannt ist, viele befanden, die auf ihrem Recht auf „Privatleben“ bestehen, mußten von Rosenberg hören: „Ich bin nichts“ — sie blickten sich verstohlen an und waren sich einig über die verlegenen Jongleurkunststücke Rosenbergs, der wie ein Zauberkünstler „als Geheimnis unserer Tage“ die „Einheit von Leben, Kunst und Weltanschauung im Dritten Reich“ anpries und den „Glockenschlag einer neuen Epoche“ zu hören behauptete.

Etwas deutlicher wurde im Verlaufe der Tagung Friedrich Griese, der sich für das Recht auf Einsamkeit erklärte und dann den Typ des „Abseitigen“ erfand, um ihn als Oppositionellen hinzustellen und von ihm abrücken zu können.

Es ist nicht immer leicht, die Widersprüche und Gegensätze der miteinander kämpfenden Gruppen im ‚Dritten Reich‘ festzustellen, und es ist schwer, aus den Argumenten Schlüsse auf die Haltung des Redners zu ziehen. Immer wird für oder gegen den unsichtbaren Gegner gesprochen, oft sind die Gegner so, daß sie als seine Angreifer erscheinen und ihn entlarven, indem sie sich selbst verhüllen. In allen Reden spiegelt sich der fortgesetzte Kampf mit dem Gegner des Regimes, mit dem man sich auseinandersetzen muß — so stark sind nicht nur die Hemmungen vieler Redner, so stark sind auch die Auseinandersetzungen in engern Kreisen, unter vier Augen. Die Wortführer der Wahrheit haben zudem längst Methoden, Ausdrucksformen, Gleichnisse gefunden, die dem Außenstehenden nicht immer sofort verständlich sind.

Wenn Griese feststellen muß, daß die Einsamkeit aus Angst aufgesucht wird, räumt er ein, daß ihm wohl bekannt ist, wie viele sich fernhalten, weil sie nichts als Gefahren für das Volk fürchten, wenn es länger dem Regime ausgesetzt ist. Und wenn Griese fordert, man müsse die „Einsamkeit hüten“, setzt er sich in direkten Widerspruch zum ‚Schwarzen Korps‘, das drohte, die „Stillen“ aufzuscheuchen. Griese fordert, man solle dem Einsamen die Einsamkeit lassen — mit dieser Forderung setzt er sich in Widerspruch zum System, das von jedem verlangt, „ein immer verfügbares Werkzeug“ des Regimes zu sein, wie es Rosenberg in seiner Rede aussprach.

In anderen Reden kam konkreter und sinnfälliger zum Ausdruck, was viele Intellektuelle in Gegensatz zum System gebracht hat. Vor Friedrich Griese ließ sich ein gewisser Helmuth Langenbucher über das Thema ‚Literaturwissen-

schaft und Gegenwartsdichtung' aus. Und wieder findet man in dieser Rede eine Variante zum Thema ‚Einsamkeit‘.

Dieser Langenbucher griff die Literaturhistoriker auf den Universitäten heftig an, und so erfährt man indirekt von der Opposition dieser Kreise, er beschwert sich über „die heute noch bestehende Abneigung der Universitätswissenschaft hinsichtlich der Behandlung von Gegenwartsfragen“ und findet sie „merkwürdig“. Er beklagt sich über die „zünftigen“ Literaturbetrachter — es sind nur scheinbar alte Probleme, alte Gegensätze, die schon vor 1933 vorhanden waren — in Wirklichkeit sind es die Gegensätze zwischen System und Opposition, wobei die „Einsamkeit“ eine der vielfältigen Methoden darstellt, die die Opposition zu wählen gezwungen ist. Und wenn Griese eben einen Unterschied zwischen „Einsamen“ und „Abseitigen“ zu machen sucht, reißt er den Vorhang vor jenem wahren Deutschland fort, das nur jenen unbekannt ist, die das ‚Dritte Reich‘ für eine Wüste Sahara halten.

Heinrich Mann

M U T

Vorwort zur Schriftenreihe ‚10. Mai‘

Die Schriftenreihe, die hiermit eröffnet wird*, soll Bücher deutscher Emigranten enthalten; sie erscheint aber unter der Verantwortung eines internationalen Verbandes. Es ist der Schriftsteller-Verband für die Verteidigung der Kultur.

Die Kultur kann nur noch international verteidigt werden. Die Barbarei, wie das deutsche Regime sie in der Welt ausbreitet, hält nachgerade zu viel Raum besetzt. Eine vereinzelte, nationale Kultur kann ihr nicht mit Erfolg widerstehen. Daher unser Zusammenschluß.

Wir Schriftsteller machen nicht den einzigen Versuch; auch der unsere ist noch unvollkommen. Die gemeinsame Front gegen die barbarische Hitlerei wird mit mehr oder weniger Glück errichtet von den Parteien der Linken in allen Ländern. Die spanische Volksfront ist mit noch so ungeheuren Opfern die glücklichste: sie hat Waffen, sie kämpft offen und frei. Der Befreiungskampf der Deutschen vollzieht sich in einem heroischen Dunkel, bis auch für ihn dereinst Licht wird.

Die Demokratien selbst werden genötigt sein, einen Block zu bilden, gesetzt, sie wollen bestehen bleiben. Staat und Person, beide gehören heute einer Weltpartei der Freiheit an, oder sie haben künftig weder mitzureden noch den Verlauf der Geschichte zu entscheiden.

Hat man es bemerkt? Der Wert einer besonderen nationalen Zugehörigkeit verkümmert zusehends. Er erleidet eine Herabsetzung, seitdem alle Nationen gleich sind vor dem angemaaßten Weltdiktator, der sie auflösen und verschlingen will.

Was hilft es dem britischen Seemann, ehemals der stolzeste Typ in der ganzen

* Siehe S. 156: ‚Eine neue deutsche Bücher-Reihe‘.

Menschheit, daß er ein Brite ist? Sein Schiff wird versenkt. von unbefugten Piraten, ein britisches Schiff. Er beklagt sich und bekommt unrecht von seiner eigenen Regierung. Was hätte er noch Schlimmeres zu gewärtigen, wenn hinter ihm keine mächtige Nation stände — wenn er ein Emigrant wäre.

Gestern waren sie vollberechtigte Bürger ihres Landes, aber an einem einzigen Tage, etwa der Tag von München, sinken die verschiedensten Menschenarten zu nichts herab. Es zählt gleich viel, ob sie in ihrem Lande ausharren oder fortgehen in eine Fremde, die nicht unwirklicher sein kann als ihre Heimat. Der feige Judenhaß, der antikommunistische Aberglaube sind auf dem Wege, einzudringen in nationale Gemeinschaften, die hoch darüber standen. Es scheint, daß die Nationen dieser Zeiten die schlechten Beispiele nicht mehr vertragen. Sie lassen bereitwillig jedem Staat das Regime, das seiner Bevölkerung zusagt. Sie haben den Grundsatz nicht gerade auf die spanische Republik angewendet, obwohl bei ihr das Volk ist; um so eher auf Hitler, und der hat die große Mehrheit der Deutschen gegen sich. Die Folge ist, daß den Demokratien selber die Freiheit, die sie erobert hatten und liebten wie das Brot, nicht mehr ganz zusagt.

Einmischungen bei dem Barbaren weisen die gesitteten Nationen von sich: alsbald steckt er sie an. Sie beileibe nicht, er aber mischt sich ein, schon sein Anblick schwächt das Selbstbewußtsein der Zivilisierten — während sie die Veränderungen, die mit ihnen vorgehen, für ihre eigene Sache halten. Seine ist es. So und nicht anders könnte er endlich der Herr werden. Niemals über einmütige Demokratien, nur über Diktaturen, die der seinen nachhinken, wird er der Herr.

Wir sind da, um zu warnen — nicht, daß wir ein Vorrecht hätten. Die freien Länder haben Wissende, sie haben ehrlich Empörte. Der Widerstand gegen die Ansteckung geht durch alle Schichten und Parteien. Wie es recht ist, sind die Vordersten im Kampf die unabhängigen Persönlichkeiten, besonders die Schriftsteller, sofern sie über alles die Kultur stellen. Für die emigrierten Schriftsteller ist es eine hohe Ehre, hinzugezogen zu werden von den anderen, die ihr Land haben und ihr Volk anrufen — keine Grenzen dazwischen. Andererseits bedürfen die Verteidiger der Kultur auch der Erfahrungen derer, die erlebt haben, wie sie vernichtet wird.

Wir begegnen keineswegs nur der Geringschätzung, die manche wohlbestallte Staatsbürger, in einer merkwürdigen Verkennung der Weltlage und ihrer eigenen, den Emigranten noch immer widmen möchten. Wir finden den befreunden Anschluß und erwidern mit dem Dank, den wir geben können: unser Wort.

Unser Wort wird gewichtiger als ein einzelner Sprecher sein kann, in dem Maße, wie jetzt die Schicksale hinausreichen über die Menschen.

Wir sprechen: Habt Mut! Widersteht dem Unheil; solange es bei euch nicht offen ausgebrochen ist. Wo wir zu Hause waren, ist auch ein Volk, und das muß inmitten des wütenden Unheils doch einmal seiner selbst bewußt werden. Wir wollen das Unsere getan haben, bekommt es dereinst zu seiner Befreiung den Mut.

AMERIKANISCHE BÜCHER DEUTSCHER AUTOREN

Selbst bei sehr flüchtiger Durchsicht der in den Vereinigten Staaten veröffentlichten Bücher deutscher Autoren fällt eine Tatsache auf, die schon öfter in diesen Spalten betont wurde: bei hier publizierten Büchern, die größere Beachtung fanden, ist das Verhältnis zwischen den von Nazi-Autoren geschriebenen und den Werken der emigrierten deutschen Schriftsteller wie eins zu sechs.

Dabei ist das eine Nazi-Buch (Hausers *„Last Port of Call“*) *„Fiction“*, das heißt Belletristik, während mit Ausnahme von Robert Neumanns *„A Woman Screamed“* die Bücher der Exilierten mehr oder weniger politischer Natur sind.

Beginnen wir gleich mit Hauser, der ohne Zweifel Talent und Lebenserfahrung hat, und der in früheren Zeiten bewiesen hat, daß er anständige Bücher schreiben könnte. Wie so viele Autoren in Deutschland sich aus der Realität entweder in andere Zeiten oder andere Gegenden flüchten, so auch Heinrich Hauser. Er flieht zur See, auf einen halbverfaulten Windjammer, der Korn von Australien nach England bringt und ums Kap Horn herumfährt.

Und wie Hauser flieht, so flieht auch sein Held, ein gewisser Jorg, der vor sich selber ausreißt und verrückt zu werden glaubt, und der seine ganze Hoffnung auf die See setzt, die ihn vielleicht retten kann.

Und so zerrissen und wirr wie der Held ist, so ist auch das Buch — sogar die wohlwollenden amerikanischen Kritiker merken es und beschwerten sich über den mangelnden Zusammenhang, die scheinbare Unvollendetheit der Form. Percy Hutchison schreibt in der *„Times“*:

„Last Port of Call“ ist kein Meisterwerk geworden...

Hausers Buch erschien bei Stackpole Sons, einem der weniger bedeutenden Verleger, und man darf bezweifeln, daß es ein Erfolg auf dem amerikanischen Büchermarkt werden wird.

Ganz anders wurde Martin Gumperts *„Dunant — The Story of the Red Cross“* aufgenommen. Gumpert, der Arzt-Schriftsteller, hat sich ein faszinierendes Thema vorgenommen, die Geschichte Henri Dunants, des genfer Bankiers, der auf dem Schlachtfeld von Solferino von der Menschheit ganzem Elend — in Gestalt langsam verröchelnder Verwundeter, denen niemand half — gepackt wurde.

Dieser Dunant schuf fast allein, auf eigene Faust, das *„Rote Kreuz“* — ein tapferer Optimist, der aus dem Elend die Konsequenz zog: „Wir müssen helfen.“ Und dann überwucherte ihn die eigene Schöpfung; die Organisation, die Maschine, bekam ihr Eigenleben, und Dunant, der Mann der enthusiastischen Initiative, wurde bald als lästig empfunden. 1867 ging Dunants Geschäft

bankrott, Dunant verschwand und wurde vergessen. „Er muß schon längst irgendwo gestorben sein“, sagten seine früheren Freunde.

Der Schulmeister eines kleinen schweizer Dorfes entdeckte Dunant — im Armenhaus. Und im Armenhaus erreichte Dunant der Friedensnobelpreis, für den sich Bertha von Suttner eingesetzt hatte.

Das Buch hat seine Beziehung zur Gegenwart, wo die idealistische Schöpfung des Henri Dunant wie ein lächerliches Heftpflaster auf einer großen schwärenden Wunde erscheint — in einer Zeit, wo die faschistischen Flieger das Rote Kreuz der Menschenliebe sich als bequemes Bombardierungsziel aussuchen.

Oxford University Press hat das Buch herausgebracht.

Bei Houghton Mifflin ist Willi Frischauers, *Twilight in Vienna* erschienen. Das Buch wurde nach der Vergewaltigung Österreichs und vor der Zerstückelung der Tschechoslowakei geschrieben.

Frischauer konstatiert in seinem Buch:

Die Annexion des Sudetengebietes könnte nur durch einen Krieg verhindert werden, den kein Staat zu beginnen wagen würde.

Es ist hier nicht der Platz, nach dem Tode des Patienten die Möglichkeiten zur Verhinderung dieses Todes zu diskutieren; aber wir möchten Frischauer recht geben, wenn er sagt, daß Österreich mit seiner uralten, unsterblichen Tradition „leben wird, ewig unzerstörbar“.

„*Twilight in Vienna*“ behandelt Österreich in Gestalt seiner Bürger — einfacher Menschen, deren Schicksal Frischauer erzählt. Er schämt sich nicht, über das Elend, über die Korruption des Landes zu schreiben; und das Kapitel über die Eroberung Österreichs durch die Nazis ist ungeheuer packend. Aber Frischauer verfehlt, uns den Ausweg zu zeigen, die Richtung des Kampfes, der geführt werden muß.

Bei Henry Holt ist Peter Mendelssohns *All that Matters* erschienen, ein autobiographischer Roman dieses noch jungen Schriftstellers.

Das Buch hat politische Bedeutung, denn es zeigt, wie der Held, ursprünglich nur interessiert an seinen Schreibereien, in den Kampf hineingezogen wird, später eine kleine Wochenzeitschrift gegen die Nazis herausgibt — bis dann Hitler zur Macht kommt, der Terror beginnt, die offene, brutale Herrschaft der Großindustrie, Großbanken und des Großgrundbesitzes, wie die kleine Gruppe um den Helden ohne Prozeß ins Gefängnis geworfen wird . . . Darin eingebaut eine wirklich schöne Liebesgeschichte.

Um Peter Mendelssohn sollte man sich etwas mehr kümmern. Er kann eines Tages zu unseren Besten zählen, und sein Roman zeigt, daß er etwas zu sagen hat.

Es ist wahrscheinlich, daß Bernhard Mennes *Blood and Steel*, die Geschichte des Hauses Krupp, die bei Lee Furman erschienen ist, in USA Interesse er-

wecken wird. Die Diskussionen über die relative Stärke oder Schwäche der deutschen Rüstungen gehen hierzulande lebhaft weiter — und der Großverdiener Krupp, eine der wichtigsten Säulen des Hitler-Regimes, gehört zu den Männern des ‚Dritten Reiches‘, deren Namen hier geläufig sind.

Hinzu kommt, daß auch Amerika seine Barone der Schwerindustrie hat — „ökonomische Royalisten“ hat Präsident Roosevelt sie einmal genannt — mit ganz ähnlichen politischen Zielen und Tendenzen, wie sie im Hause Krupp vertreten werden.

Robert Neumanns *„A Woman Screamed“*, das bei Dial Press verlegt ist, liegt mir noch nicht vor; auch sind die wichtigsten Kritiken, die hier immer erst einige Wochen nach Veröffentlichung eines Buches erscheinen, noch nicht da. Der Voranzeige kann man entnehmen, daß dieses Buch — ein historischer Roman mit Rosza Sandor, dem Robin Hood der ungarischen Revolution, als Zentralfigur — zweifellos Interesse erregen wird. Der Roman spielt in den Karpathen, einer Gegend, über die man in Amerika jetzt viel gelesen hat. Der Durchschnittsamerikaner weiß wenig über die Nationalitätenprobleme Südosteuropas, über Ruthenen, Slowenen, Ungarn, Slowaken und so weiter: ein Roman, dessen Handlung dort spielt, kann, wenn er einigermaßen realistisch geschrieben ist, nicht wenig zu Aufklärung beitragen.

Zum Schluß soll noch über das Buch eines Amerikaners, Harry Barnard, berichtet werden, das besonders wichtig für das deutschamerikanische Publikum ist — ein Buch, das Beachtung auch in Europa verdiente. Es heißt *„Eagle Forgotten“*, der ‚Vergessene Adler‘.

Es ist die Biographie John Peter Altgelds, des Gouverneurs von Illinois, dessen Name von der unseligen „Haymarket-Affaire“ bekannt ist.

Man wird sich erinnern, wie die jungen amerikanischen Gewerkschaften den 1. Mai als Feiertag der Arbeit ausriefen: als eine gigantische, landweite Demonstration zur Verkürzung des Arbeitstages — und wie dieser erste 1. Mai in Chicago im Blute erstickt wurde. Wie die chicagoer Polizei durch ein provoziertes Bombenattentat sich die Möglichkeit zur Verhaftung der wichtigsten Arbeiterführer verschaffte — und wie diese dann in einem Schandprozeß, der heute noch als blutiger Fleck in den Annalen der amerikanischen Justiz steht, teils zum Tode und teils zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurden. Und wie diese Märtyrer der Arbeiterschaft, mit den tapfersten Worten auf den Lippen, einen aufrechten Tod starben, Worte, die heute noch die kämpfenden amerikanischen Arbeiter anfeuern...

Ein großer Teil dieser Arbeiterführer waren Deutschamerikaner. Und ein Deutschamerikaner war auch der Mann, der nachträglich das Unrecht gutzumachen suchte: John Peter Altgeld. Dieser Altgeld war einer der ersten Reformgouverneure, die Amerika hatte. Er wurde gegen die Opposition der chicagoer Neureichen gewählt — und einer seiner ersten Regierungsakte war es, die zu Unrecht verurteilten Haymarket-Opfer zu befreien. Auch im Streik

in den Pullman-Werken versuchte er, den Arbeitern gegenüber gerecht zu sein — aber Präsident Cleveland intervenierte für die Unternehmer. Der vortreffliche, fortschrittliche Altgeld, der viel zu lange in Vergessenheit geraten war, ist der Held einer glänzend geschriebenen Biographie, die sich wie ein Roman liest.

Besonders für uns Deutschamerikaner von heute ist es von größter Wichtigkeit, solche Bücher zu haben; denn im Kampfe gegen die Nazis, die versuchen, die Deutschamerikaner als Stoßtrupp der amerikanischen Reaktionäre zu benutzen, gibt uns „Eagle Forgotten“ ausgezeichnete Argumente.

Alfred Wolfenstein

EIN JUNGER DICHTER

*Henryk Keisch: „Das Leben kein Traum“
Manuskript. (Heinrich-Heine-Preis 1938)*

Es macht Freude, mit klarer und herzlicher Überzeugung für einen neuen jungen Lyriker eintreten zu können.

Wann hatte es eine Jugend so schwer zu leben, geschweige denn zu singen? Ein junger Lyriker des Jahres 1938, ist er nicht eine seltsame Gestalt, von Zweifel umwittert wie Don Quijote? Doch zum Glück greifen die Verse Keischs etwas ganz anderes an als Windmühlen. Er reitet durchaus nicht als Ritter von der traurigen Gestalt auf dem Klepper Rosinante, sondern ist gut gewachsen wie seine Verse und chauffiert in Paris einen Geschäftswagen.

Der fünfundzwanzigjährige Rheinländer Henryk Keisch, nicht weit vom Loreleyfelsen geboren, hat soeben den Heine-Preis des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller erhalten. Er verdient ihn, und man fühle in der Sitzung, die ihm die Ehrung und Unterstützung zusprach, daß diese manchmal (besonders aus Schulerinnerung) ein wenig kindlich anmutende Einrichtung der Preise heute einen neuen Wert gewinnt. Von der kleinen wirtschaftlichen Förderung abgesehen, durchbricht eine solche prämiierende Propaganda den ringsum wuchernden Ernst — man kann wahrhaftig etwas mehr Spiel im Leben der Literatur gebrauchen. Hier hebt der Preis eine Arbeit heraus, die sich unverdrossen gegen die Verurteilung zur Trauer und zur Ohnmacht wendet, mit Grazie gegen die Plumpheit der versklavenden Mächte, mit Wohlklang gegen das Dröhnen der geistlosesten aller Gestalten. Die vom Traum von einem besseren Leben handelnden sechzig Gedichte mit dem Titel „Das Leben kein Traum“, die im Manuskript vor mir liegen, werden hoffentlich bald vielen bekannt werden, als ein schönes und von frischem Mut beseeltes Buch.

Diese Verse ergreifen durch eine Mischung von Polemik und Melancholie. Sie haben die Richtung zur Gemeinschaftlichkeit und kommen zugleich aus

einem eigensten Herzen. Sie sind kämpferisch gesinnt und haben einen fast innig zu nennenden Klang. Dieser Gegensatz ist ihre Stärke, er ist sogar ihre Harmonie und verbürgt ihre Echtheit. Nicht alle enthalten sie beide Elemente, aber die besten. Das hat seinen guten Grund, der, über den einzelnen Anlaß hinaus, hier zu besprechen ist, weil er das immer wieder klärungsbedürftige Verhältnis von Kunst und Tendenz berührt. Wir wissen (und manche von uns wußten es immer) daß schlechte Kunstform eine sinnlose und eine geradezu gegenrevolutionäre Angelegenheit ist. Den Waffenschmied, der seine Säbel nur mangelhaft zu schleifen versteht, würde man wahrscheinlich höchstens zur Herstellung von Gitterstäben zulassen. Er wäre erst recht fehl am Platze, wenn er seine schlechten Klingen für eine gute Sache liefern wollte.

Die revolutionäre Kunst muß also um Vollkommenheit ringen. Dazu gehört die Form, die Formschönheit. Es ist ihre Pflicht und ihr Stolz, sich ebenso radikal um die Erfüllung der ästhetischen wie der ethischen Kategorie zu bemühen. Schönheit der Form und Freiheitlichkeit der Gesinnung, erst die Verschmelzung der beiden Elemente von gleicher Stärke, macht den wahren Dichter, den Dichter wahren Menschentums. Wer in der ästhetischen Form daneben haut, trifft auch das ethische Ziel nicht. Wer freilich nur im ästhetisch schönen Elfenbeinturm sitzt, verkennt gleichfalls, daß die Kunst den Menschen helfen soll, und daß er dies nicht vermag ohne lebendige Verbindung mit den Fragen der Wirklichkeit. Dies wissen wir nun, und einer unserer bedeutenden Kameraden möge das Problem nicht verwischen durch eine Erklärung wie diese: das Problem sei gar nicht vorhanden, denn ein ästhetisch schönes Werk könne absolut nur von einem human und sozial gerichteten Künstler hervorgebracht werden. Zur Widerlegung braucht man nur auf Erscheinungen wie Heinrich von Kleist hinzuweisen — und keineswegs werden wir uns die Sache künftig noch so einfach machen und uns anmaßen, einen Dämon dieser Art zu „verwerfen“. Die Idee der Freiheit hat ihn nicht zu fürchten, nicht nur, weil sie zu hoch steht, sondern weil der Genius selbst immer auf ihrer Höhe ist, und sei es wider Willen. Nur das türkische reaktionäre Mittelmaß dient der Freiheit nicht; das geniale Werk ist schon durch seine innere Unbändigkeit mit ihr verwandt, und soweit ein unmenschlicher Inhalt, eine dämonische Haltung ihr widerspricht, dient auch dies der Freiheit als gewaltiges Gegenbeispiel. Zuletzt ist Genie die Verkörperung einer Idee, und Sklaverei ist keine. Während auf der Gegenseite nur die hohen Dämonen das Gute schaffen, selbst wenn sie das Böse zu wollen scheinen, wird auf der Seite der Freiheit auch der einfache Soldat der Kunst seine Schuldigkeit tun können. Ja, die Einfachheit kann hier Wunder verrichten, die dem reaktionären Schriftsteller versagt sind. Denn die Kunst begnadet den Menschenfreund, weil Menschenfreundschaft ihre natürliche Sendung ist. Das hängt miteinander zusammen wie Mutterliebe mit der Frau. Diese Sendung sichert dem in beiderlei Sinne guten Dichter, dessen Kunst gut ist wie seine Gesinnung, eine unverhältnismäßig tiefere Wirkung als jeglichen Feinden der Idee der Humanität.

Diese vom Kollektiv der Menschheit getragene Wirkung geht mit anheimelnder Deutlichkeit von den doch recht persönlichen Versen Henryk Keischs aus. Sie haben, zur Abwechslung gegenüber so viel lauten politischen Gedichten, etwas Sanftes, behutsam Tupfendes, Leises. Sie sind das Gegenteil von Leisetreten, seine sozialistische Gesinnung sticht mit aller wünschenswerten Kraft zu, gleichzeitig mit anmutiger Bescheidenheit. Sein Wort scheint zu flüstern, gleich dem Flüstern jener Menschen, die sich, im Bestienkäfig, auf diese Art zu ihrer Befreiung verschwören. Sein leichtes, feines, aber mit elastischem Sprung vorschnellendes Temperament ist etwa in dem Gedicht: „Eine Frage und ihre Antwort“. Man erkennt gewiß, wie in diesem, an anderer Stelle dieses Hefts abgedruckten Gedicht* Rhythmus und Ethos eins werden und zwar auf reizvolle — im politischen Gedicht vernachlässigte Art! Seine Töne und seine Themen sind denen seines engeren Landsmannes Heine verwandt. „Wir wollen auf Erden glücklich sein“ —: das Jenseits ins Diesseits zu verlegen, dem Leben immer näher zu treten, das Recht auf Nahrung zu erkämpfen, um die Pflicht zur Nächstenliebe erfüllen zu können, den dunklen Zwang des Täglichen, der Sonnenauf- und -untergänge, nicht durch Moral an falscher Stelle noch rätselhafter zu machen, das Leben als seinen eigenen Sinn zu erfassen, dieses sind ernsthaft und anziehend abgewandelte Motive der Gedichte. Wenn mir ein Wortspiel erlaubt ist, möchte ich hinzufügen, daß sie „faustisch“ in verdoppelter Bedeutung sind: es liegt der Hang Faustens darin, sich hinweg von unnützer Grübeleien lieber in den Sinn der Wirklichkeit zu stürzen; und es hebt sich in den Versen eine Faust, die geballt grüßt und zuschlagen will. Ich möchte aber nicht müde werden, zu betonen, daß die streitbare Haltung desto wirkungsvoller und glaubwürdiger erscheint, weil der Dichter zugleich ebenso ehrlich um seine Kunst streitet. Keisch hat, als ein ernsthafter Mensch, Humor — welche gute Eigenschaft bei einem von der Zeit bedrängten Dichter! Man möchte ihn sogar vor der Gefahr bewahren, aus Zorn manchmal zu salopp zu werden, auch ins Kabarettistische abzugleiten. Dies Gebiet haben einige Vorbilder nun erschöpft. Die Leichtigkeit seines Vortrags ist eine Tugend, und diese soll er sich nicht nehmen lassen, aber er nehme seine Eigenart dennoch nicht zu leicht. Ich sehe sie sonst durchaus in den tanzenden, kurzzeiligen Gedichten, weniger in den langgestreckten „Ansprachen“ an die Beauftragten der Justiz, an die Lehre vom Fortschritt, an kleine Bürgersleute.

Andererseits fällt eine gewisse Beschwerung seiner Titel auf, die mit zuweilen gesuchter Metaphysik im Gegensatz zu den flotten Versen stehen. Es mag ein ergänzender Ehrgeiz sein, noch mehr sagen zu wollen, aber die Natürlichkeit der Verse sagt genug. (Nebenher merke ich an: das „Geheimrätliche“ in Goethe ist eine konventionell gewordene Beurteilung ebenso wie das „Marmorne“, das uns jetzt vielmehr als monumentale Bastion gegen ein gemeines Chaos erscheint; Keisch sollte das Gedicht, „Ich ging im Walde so für mich hin“ nicht mißverstehen, denn die Blume ist das Mädchen aus dem

* Siehe Seite 33. D. Red.

Volke, und Goethe ist auch sonst nicht als ein Geheimrat der Liebe und des Lebenssinns aufzufassen.)

Henryk Keisch jedenfalls ist sehr jung, und Jugend in einer dumpfen und zerstörerischen Zeit, in Teilen dieses Erdteils, ist eine schwere Tatsache und ein ergreifend und tapfer erklingendes Thema in vielen seiner Gedichte und zwischen den Zeilen. Auch Verzweiflung ist darin; wenn seine Generation sich umbrächte, wäre es „nur logisch, keineswegs mehr“. Denn

siehst du, die Welt kommt ohne uns aus,
die Ökonomie sowohl wie das Herz.
Man braucht uns weder bei uns zu Haus
noch braucht man uns anderwärts.

Der Raum ist rings verschlossen:

Hinter dicker Eisentür
sind wir allesamt gefangen.
Sünden die wir nicht begangen,
rächen sich an uns dafür.

Die Zeit ist ein Leerlauf:

Zwischen zwei Epochen weht ein großer Wind
unsre Welt und die Geschichte kahl und leer.
Daß wir diesem Vacuum im Wege sind:
alles Unglück, Zeitgenossen, rührt daher.

Dies sind grave Dämmerungsstunden, die nach wie vor einen Poeten überkommen dürfen. Doch plötzlich

lehnt du dich vergnügt an eine Wand
und in dir singt es, daß du lachen mußt!

Dann schreiten die ewigen Freuden der Dichtung heran, der Himmel, den man küßt, die Grillen, die auf den Menschen einsingen, die Frauen, die er wenigstens in der Not treuer wünscht.

Ich denke, aus allen diesen Andeutungen geht doch hervor, daß unter diesen neuen Gedichten diejenigen am besten gelungen erscheinen, wo Gesang und Gesinnung miteinander harmonisieren. Ich nenne, ohne daß mich ein anderer als der Verfasser zurechtweisen kann, aus dem Manuskript noch Gedichte wie ‚Von der Freiheit‘ und das schöne ‚An meinen Sohn‘, politische Gedichte, die im selben Maße lyrische Gedichte sind. Sie zeigen den geraden Weg an, den ich ihm wünsche.

F. C. Weiskopf

FURCHT UND MITLEID

Herman Kesten: ‚Die Kinder von Gernika‘,
Verlag Allert de Lange, Amsterdam, 1939

Vor zehn Jahren erschien das erste Buch eines Autors, den man bisher nur aus einigen — in der ‚Frankfurter Zeitung‘ veröffentlichten — Novellen und Kurzgeschichten kannte. Auf dem Titelblatt des schmalen Bandes stand zwar ‚Roman‘, aber dem Umfang nach war die Geschichte des jungen Mannes, der

die Freiheit sucht und in seiner Welt nicht finden kann („Josef sucht die Freiheit“), eine mittelgroße Erzählung und dem Genre nach so etwas wie ein Kurzroman . . . nein, nicht das, sondern ein Romanextrakt, ein Roman in der Dose, konzentriertester Inhalt in fester, glänzender, auch nicht um ein Quentchen zu weiter oder zu enger Form.

Der Autor, Hermann Kesten, war ein Debütant, aber kein Anfänger; schon durch sein erstes Buch erwies er sich als Stilist von hohen Graden, als durchaus eigenartiges Formtalent, als feiner Ironiker und pathetischer Pessimist, geschult an Swift und Voltaire, Montaigne und Pascal, Lichtenberg, Heine und (von den späteren Deutschen) Heinrich Mann. Vom ersten Augenblick an waren die besonderen Züge seines literarischen Profils zu erkennen; er war kein „gefälliges Talent“, er gehörte zu jenen Sonderlingen, von denen Corki einst sagte, daß sie das Leben zieren, — welches Wort wir hier auf das literarische Leben anwenden möchten.

Schon immer fand Kesten die Gesellschaftsordnung, in der er und seine Figuren zu leben gezwungen sind, abscheulich. Und er versäumte keine Gelegenheit, um ihr den Prozeß zu machen. Ihr und ihren angeblich höchsten Idealen. In jedem der Bücher, die auf den Roman des freiheitsuchenden Josef folgen, wird eines dieser Ideale mit der Wirklichkeit konfrontiert, wird bewiesen, daß die Freiheit in der „bürgerlichen Welt“ nur ein Vorurteil, die Gerechtigkeit eine Lüge, die Liebe ein Geschäft und die autoritäre Größe nur ein Humbug ist.

Unermüdlich demaskiert, verhöhnt, attackiert Kesten die Unordnung, die sich Ordnung nennt, die Unzeit, die sich als „die Zeit“ ausgibt, die Unmenschlichkeit, die als Heldentum firmiert. Ein bitterer Moralist (in dem die Bitterkeit jedoch den Witz nicht ertötet, sondern nur schärft, das Gefühl nicht verhärten läßt, sondern nur schützend umgibt) kämpft gegen die Unzulänglichkeit, Ungerechtigkeit und Unmoral seiner Welt. Er kämpft als Partisan, als Freischärler der beleidigten Wahrheit und Gerechtigkeit, um ein geschändetes Ideal zu rächen, nicht (oder noch nicht), um durch den Sturz des Alten und Schlechten Raum für Neues und Gutes zu schaffen. Das macht seine Stärke aus, aber auch seine Schwäche. Man bewundert immer wieder die Eleganz seiner Florettstöße, man genießt die Grazie seiner „Finten“ und „Pirouetten“, man ist hingerissen von der logischen Schönheit der Kampfaktik . . . aber wenn der Fechter den siegreichen Degen senkt, bleibt in uns die Frage zurück: „Gut, die Schlechtigkeit des Schlechten ist erwiesen, das geschändete Gute ist gerächt, aber wie wird das Gute wiederhergestellt, wie wird neue Schlechtigkeit vermieden, wie wird nach dem Kampf das Leben neu eingerichtet, neu, gerecht und gut?“ Darauf erhielten wir keine Antwort.

Als über Deutschland die Barbarei hereinbrach, wanderten Kestens Bücher auf den Scheiterhaufen. Er selbst ging außer Landes, ins Exil. Fast schien es, als ersticke er an einem Übermaß von Haß, Ekel und Bitterkeit; sein erstes, in der Emigration geschriebenes Buch ‚Der Gerechte‘ zeigt nicht mehr eine vernichtete, nurmehr eine verzerrte Welt . . . aber dann läuterten sich der

Haß und der Schmerz bei der Beschäftigung mit scheinbar weit zurückliegenden historischen Stoffen. War die Auseinandersetzung mit der Gegenwart in dem ersten der zwei großen historischen Romane („Ferdinand und Isabella“) nur angedeutet, so wurde sie in dem zweiten („König Philipp“) unzweideutig offenbar. Hier zeigte ein deutscher Schriftsteller an einem spanischen Beispiel — ohne das Beispielhafte zu betonen, ohne auf Analogien hinzuweisen — wie hohl der Mythos des autoritären Regimes ist. Hier machte Kesten einem tausendjährigen Reich den Prozeß.

In seinem neuesten Buch „Die Kinder von Gernika“* hat Kesten den spanischen Schauplatz beibehalten, aber er erzählt nicht mehr alte Historie, sondern die Geschichte unserer Zeit. Sein Roman handelt von der barbarischen Zerstörung der heiligen Baskenstadt Gernika durch die faschistischen Bomber des Generals Franco. Eines von den sieben Kindern der Apothekers Espinosa berichtet — nach Paris entkommen — wie es Gernika erging, der ersten Stadt, die zum Versuchsobjekt der totalitären Kriegsmethoden gemacht wurde. Kesten ist nicht mit dabei gewesen, aber er ist ein Dichter: er hat miterlebt, was die Menschen von Gernika und Bilbao im Bombenhagel der Junkersflugzeuge gefühlt, gedacht, gelitten haben. Sein Gemälde von der Zerstörung einer offenen, kleinen Stadt, von der Flucht tausender wehrloser Menschen, von der Jagd hitlerscher Flugrecken auf unschuldige Kinder, von der zynischen Ausrottung eines ganzen kleinen Volks, — dieses Gemälde gehört zu den zutiefst ergreifenden Werken unserer freien deutschen Literatur.

Kesten ist ein Epiker, der aus der Fülle seiner Einfälle und Eingebungen schafft. Immer verzweigt sich die Handlung wie das Geäst eines breitkronigen Baumes; immer blühen in wuchernder Üppigkeit die Nebenhandlungen. Das ist in dem neuen Buch nicht anders als in den früheren. Da wird nicht nur die Geschichte der Zerstörung Gernikas erzählt. Der Schuß Kolportage (im besten Sinn), den wir in Balzacs und Tolstois Romanen finden, ist auch hier vorhanden: da gibt es Liebesgeschichten und Hochstaplerhistorien, da kommt ein Eifersuchtsmord vor und eine Entführung, da sind in dem einen Roman zwei Dutzend andere, kleine, ganz kleine (ritsch-ratsch wie ein Reißverschluß vor dem Leser aufgerissene) Romane enthalten.

Und wie versteht Kesten zu formulieren! Wie beherrscht er die Sprache! Da heißt es einmal:

Er hatte die Meister schon hundertmal gelesen und alles war ihm bekannt und schien ihm so neu wie die Sonne, die aufgeht.

Oder ein andermal:

So still war die Familie Elola gewesen, so ängstlich und eingeschlossen, aber seit sie wieder fort waren, fühlten wir uns plötzlich allein und ausgeliefert, als hätten sie nur ihre Kleider und Juwelen mitgenommen und ihren Schrecken zurückgelassen.

Oder schließlich (es handelt sich um den Bericht über eine Beziehung zu Herrn Perkonigg, deutschem Konsul und Spion):

Perkonigg hieß unsere Angst. Unsere Furcht trug einen deutschen Namen.

* Ein größerer Abschnitt wurde in „Das Wort“ Nr. 11/1938 vorabgedruckt. Die Red.

Die Alten sahen den Sinn des Dramas darin, im Zuschauer Furcht und Mitleid zu erregen. Furcht und Mitleid erregt auch Kesten in dem Leser des Romans ‚Die Kinder von Gernika‘. Furcht und Mitleid und Haß gegen die Barbaren im Junkersbomber und Scham über die Gleichgültigkeit einer angeblich gesitteten Welt, die zusieht, ohne einzugreifen. Aber noch fehlt etwas. Der Knabe Carlos, dem die Erzählung von der Zerstörung Gernikas in den Mund gelegt wird, sagt zu Beginn:

Fürchten Sie nur nicht, daß ich jetzt vor Ihnen weinen werde, um meinen Vater, der tot ist, oder um meine Mutter, die noch lebt, oder um mich und meine Brüder und Schwestern, die toten und die am Leben gebliebenen. Ich habe nicht einmal Tränen für Spanien, das schöner ist als alle Reiche der Welt und unglücklicher. Ich frage Sie nur, da Sie Miene machen, mich zu trösten, ich frage Sie, der Sie so viel älter und an Erfahrungen reicher sind als ich, wissen Sie eine Entschuldigung für die Menschen? Die Leute leben so ruhig weiter. Da muß es ein Geheimnis geben, denke ich, und ich kenne es nur nicht, weil ich zu jung bin. Aber kennen Sie es?

Vielleicht kennt es der Autor schon, dieses Geheimnis, und sagt es nur nicht, weil er dann weitergehen, mehr sagen, seine Partisanenfreiheit verlassen, auf manche ihm teure Äußerung der Eigenwilligkeit und Ungebundenheit verzichten müßte. Vielleicht entläßt er nur deshalb, weil er dies alles (noch) nicht will, den Knaben Carlos ohne Antwort auf die erste Frage und mit einer weiteren Frage auf den Lippen:

Ich weiß, daß ich nicht der einzige bin, dem die Menschen so mitgespielt haben. Und daß ich mich umbringen wollte, war wirklich ein Fehler. Aber schauen Sie mich doch an! Was kann aus mir noch werden?

„Alles“, möchten wir dem Baskenjungen antworten, „alles, wenn du und die Menschen guten Willens tätig mithelfen, die Welt zu verändern, so daß auf dich und uns alle ein Romantitel deines Autors zutrifft, freilich diesmal ohne Scherz, ohne Ironie, ohne Satire, dafür aber mit um so tieferer Bedeutung: „Glückliche Menschen!“

Etwas fehlt noch, haben wir gesagt. Aber wenn wir dies feststellten, so geschah es nur deshalb, weil wir Kesten zu jenen zählen, die wir mit höchsten Maßen messen und deren Werke wir mit der wahren Liebe des Lesers und Kritikers, einer Liebe, die nicht blind ist, lieben. Und den ‚Kindern von Gernika‘ gehört unsere Liebe mehr als allen früheren Werken Kestens.

Willi Stormann

EIN DEUTSCHER WEINBAUER ÜBER DIE FRANZOSEN

Paul Distelbarth: ‚Lebendiges Frankreich‘
Verlag E. Rowohlt, Berlin.

„Allen Menschen, die guten Willens sind“, ist das Buch ‚Lebendiges Frankreich‘ gewidmet, das der Sudetendeutsche Paul Distelbarth schrieb, und das im Jahre 1935 bei Rowohlt, Berlin, erschien. Das goebbelsche Propagandaministerium hoffte, dies Buch totschiweigen zu können, es wurde indessen

der bisher größte Bucherfolg im ‚Dritten Reich‘ und erreichte in den Jahren 1936 und 1937 Neuauflagen. Bei der zweiten Auflage verlangte die faschistische Zensur einige Streichungen, beziehungsweise Korrekturen.

Das Buch wurde von der gesamten faschistischen Presse leidenschaftlich bekämpft. Man warf dem Autor vor, in Frankreich „blindverliebt“ zu sein, fand sein Einfühlungsvermögen in den „welschen Geist“ verdächtig und bezweifelte den einwandfreien Stammbaum des Verfassers.

Paul Distelbarth setzt sich in seinem Vorwort zur zweiten Auflage mit diesen „Kritikern“ auseinander. Er schreibt:

Von den allgemeinen Vorwürfen war der häufigste der „blinder Verliebtheit“. Aber er ist, rein psychologisch gesehen, unhaltbar. Ein Mann kann nicht während eines Menschenalters einen Zustand der Verliebtheit in sich unterhalten. Entweder wird Liebe daraus, oder Abneigung, oder Gleichgültigkeit. Liebe aber macht keineswegs blind, sondern im Gegenteil hellsehend.

Weiter heißt es in dem Vorwort: „Erstaunlicherweise ist dem Buche auch das Einfühlungsvermögen zum Vorwurf gemacht worden.“ Und gegen den Verdacht, kein Deutscher zu sein, wendet er sich mit folgenden Worten:

Wer im Grenzland aufgewachsen ist, hart an der Sprachscheide, wessen Jugend von den leidenschaftlichen Kämpfen gegen die Badenischen Sprachverordnungen unwittert war, der weiß es; der versteht Iphigenie, wie sie „das Land der Griechen mit der Seele suchte“. Wenn man mein Deutschtum verdächtigt, das gleitet an mir ab.

Paul Distelbarth ist ein einfacher Mann aus dem deutschen Volke, ein kleiner Weinbauer, kein Marxist, kein Jude, kein Antifaschist — ein Mann, der die bürgerliche Gesellschaft bejaht, das bürgerliche Privateigentum verteidigt, der aber auch die bürgerliche Kultur, die bürgerliche Freiheit, das bürgerliche Recht liebt und verteidigt und, ohne es auszusprechen, die faschistische Barbarei aus tiefstem Herzen hassen muß. Wenn Distelbarth in seinem Buch die beiden Völker diesseits und jenseits des Rheins einander konfrontiert, so vermeint man oft, zwei sich polar gegenüberstehende Welten zu sehen. Auch wenn man die folgende Gegenüberstellung als gar zu schematisch ablehnt, kann man sich doch vorstellen, welche positive Wirkung sie auf den Leser im ‚Dritten Reich‘ ausüben muß:

Ein jedes Volk hat seinen Sprachschatz. Worte, die, wenn sie ausgesprochen werden, mit ihrem Klang unmittelbar an das Innere rühren und dort starke und ungebrochene Gefühle auslösen.

In der deutschen Sprache sind es Worte wie: Bächlein, Mägdlein, Vögelein im grünen Wald; oder: Schwert, Blut, Fehde, Ehre. Das sind nur wenige Beispiele. Es sind zwei Kategorien, die einen mehr idyllisch, die andern heldisch. Aber immer sind es *Empfindungen*, die diese Worte wecken. Das deutsche Volk lebt in der Welt der Gefühle. Die Worte, die in Frankreich die Herzen höher schlagen lassen, sind anderer Art. Sie heißen: civilisation, paix, justice, liberté, égalité, fraternité. Damit ist ihr Umkreis schon fast erschöpft. Alle sind Namen abstrakter Begriffe. Das französische Wesen hat seinen Schwerpunkt im kühlen Reich des Denkens, in der Welt der Ideen.

Sicherlich will es der Autor gar nicht in solchem Ausmaß — aber wirkt es nicht schon wie eine offene Polemik gegen die Hitlerbarbarei, wenn er schreibt:

Ähnlich verhält es sich mit dem Worte „Kultur“. Im Französischen steht auch hier zunächst die ursprüngliche Bedeutung im Vordergrund, vor allem für das Volk. Man darf nicht vergessen, daß sowohl „Civilisation“ wie „Culture“ für die Franzosen keine Fremdwörter sind, sondern einen ohne weiteres verständlichen Sinn haben.

Man kann sich auch unschwer vorstellen, mit welchen Gefühlen zu einer Zeit der uneingeschränkten, sich überschlagenden Kriegshetze in Hitlerdeutschland solche Sätze gelesen werden:

Den Franzosen bleibt ein Rätsel, daß wir Deutschen gern, oft mit Begeisterung, Soldaten sind, daß es uns Freude macht, in Reih und Glied zu stehen und in festem Schritt und Tritt zu marschieren. Darauf können sie sich keinen Reim machen. Die Franzosen machen einen deutlichen Unterschied zwischen „militariste“ und „guerrier“. Dabei aber hat das Wort „guerrier“ nicht genau dieselbe Bedeutung wie das deutsche „kriegerisch“. Es bezeichnet mehr den tapferen Soldaten als den kriegslustigen.

Bei Darstellungen deutscher Eigenschaften prangert er sogar unverkennbar einen Geist an, der nicht der Geist des deutschen Volkes, wohl aber der Ungeist seiner derzeitigen Herren ist. Es ist keineswegs so, wie es Distelbarth darstellt: als wäre die faschistische Barbarei dem deutschen Volkscharakter angemessen und naturverwandt! Da müssen wir aufs heftigste protestieren und unser Volk vor solcher Unterstellung verteidigen.

Hitler beschimpft das französische Volk, nennt es „vernegert“ und (seit der französischen Revolution von 1789) „verderbt und dem Untergang geweiht“. Paul Distelbarth, der das französische Volk und die Geschichte dieses Volks genau kennt, entwirft ein Bild von Frankreich, ein Porträt, wie er es nennt, das jeden Deutschen mit Sehnsucht und Bewunderung erfüllen muß, das jeder Deutsche nur achten und lieben kann, gibt es doch in diesem Lande — nach Distelbarth — alles, was der Faschismus dem deutschen Volk geraubt hat: Freiheit der Person, Gleichberechtigung aller; keine Rassenverfolgungen, Rede-, Wort- und Gedankenfreiheit, Koalitionsrechte, Förderung der Ideen des Friedens und des Fortschritts, freie Selbstbestimmung des Volkes über seine Geschicke.

Ein solches „Porträt“ vom „welschen Nachbar“ paßt recht schlecht zur Kriegshetze der deutschen Faschisten gegen die „vernegerte und verjudete französische Nation“. Distelbarths Buch straft das Hitlersche Mach- und Haßwerk zu offensichtlich und unwiderleglich Lügen. Oder wer dürfte bei nachstehendem Zitat nicht an die Hitlersche Behauptung, die Franzosen seien eine „vernegerte“ Nation:

Ich habe einmal in einem kleinen Dorf vor 52 Bauern gesprochen, der Gesamtheit der Kriegsteilnehmer. Vielen von ihnen hätte ich die Namen meiner Bekannten aus dem Weisenberger Tal geben können; die Ähnlichkeit war verwirrend. In der Normandie kann man tagelang wandern, man findet überhaupt keine anderen Leute als solche mit Langschädeln, blauen Augen, blonden Haaren. (Wieviel Deutsche wissen, daß „blond“ ein Fremdwort aus dem Französischen ist?) Im „Temps“ vom 27. Februar 1934 wird ein Gutsbesitzer aus der Gegend von Caën wie folgt beschrieben: „Ein Mann, hoch von Wuchs, mit rotblondem Haar und purpurnem Gesicht, in dem hellblaue Augen leuchten, ein echter Normanne.“ Das ist ein unverdächtiges Zeugnis. — Man zähle in einem Arbeiterzug in der Umgebung von Frankfurt am Main oder Mannheim einmal die blonden und blauäugigen Menschen; sie bilden eine Minderheit.

Aber allerdings sind auch diese blonden Normannen *Franzosen* geworden, vermittels deren die Person in Frankreich lebt und ihr Wesen zum Ausdruck bringt. Ein Deutscher fühlt sich als Schwabe, Franke, Sachse, Bayer. Niemals wird sich selbst der nordischste Normanne in erster Linie als Normanne fühlen, sondern er fühlt sich als Franzose.

Wenn ein Deutscher die Bekanntschaft eines blonden Franzosen macht, pflegt seine erste Reaktion zu sein: „Der sieht aber gar nicht französisch aus!“ Was hatte er erwartet? Offenbar einen Mann mit brünetter Hautfarbe, schwarzem gekräuselttem Haar, beweglichen Kirschenaugen, klein und lebhaft. Dieser Typus ist in Frankreich selten. Persönlich kenne ich nur ganz wenige Menschen dieser Art.

Kleine Zensurstriche und Korrekturen ändern an dem Gesamteindruck des Buchs wenig. Hinzukommt, daß es in Deutschland reißenden Absatz gefunden hat, obschon kaum Propaganda dafür gemacht worden ist.

Distelbarth schließt sein Vorwort zur zweiten Auflage mit den ahnungsvollen Worten:

Französische und neutrale Kritiker haben geglaubt, in der Veröffentlichung dieses Buches eine *mutige* Tat sehen zu können. Hier liegt ein Mißverständnis vor. Niemals habe ich Mut aufwenden müssen; das einzige, das ich gefürchtet habe, war, das Buch könne totgeschwiegen werden.

Er hat recht behalten, sein Buch wird totgeschwiegen, und zwar wird es organisiert totgeschwiegen. Auf Anweisung des Propagandaministeriums darf keine Zeitung und keine Zeitschrift in Deutschland von diesem Buch Notiz nehmen, keine Buchhandlung darf es in die Auslage stellen, keine Propaganda darf für dies Buch gemacht werden. Es ist seither wie vom deutschen Erdboden verschluckt; nur heimlich und unter Gefahren geht es in Deutschland noch von Hand zu Hand.

Heinrich Werth

r
h
AN DER GRENZE

Friedrich Wolf:

„Zwei an der Grenze“, Roman,

Verlag Oprecht, Zürich—New-York

Friedrich Wolf ist gerade fünfzig Jahre alt geworden. Doch man sieht ihm dieses Alter nicht an, man merkt es ihm nicht an . . . äußerlich wie innerlich ist er von jugendlicher Frische. Und er gibt uns eben wieder ein sichtbares Zeichen seiner Frische und Jugendlichkeit, indem er sich aus einem „alten“ Dramatiker in einen jugendlichen Romancier verwandelt.

„Zwei an der Grenze“, Friedrich Wolfs neues Buch, ist sein erster großer Roman. Schon das wäre Grund genug, sich eingehend mit diesem Werk zu befassen. Doch es gibt der Gründe mehr. Wolfs Roman handelt vom Kampf um die deutsche Freiheit; er schildert einen besonderen Abschnitt dieses Kampfes, die sogenannte Grenzarbeit; und er spielt (was ihn zum Gegenstand unseres besonderen Interesses macht) im sudetendeutschen Gebiet, in jener Fieberzone unseres Erdteils, wo sich in den Tagen der Septemberkrise das Schicksal Mitteleuropas für eine lange Zeit entschied.

Daß Friedrich Wolf viel Sinn für das hat, was man eine handfeste Fabel nennt; daß er eine reiche Kompositionsgabe besitzt; daß er Spannung und (im guten Sinn) effektvolle Wirkung zu erzeugen weiß . . . das alles war uns bereits bekannt, denn das alles konnten wir schon als Eigenschaften des Dramatikers, des Autors von ‚Cyankali‘ und ‚Professor Mamlock‘ feststellen.

All diesen Qualitäten begegnen wir bei dem Romancier Wolf wieder, der sich überdies als ein guter, unterhaltsamer Fabulierer erweist (und so dem ebenso gefährlichen wie häufigen Zusammentreffen von guter Gesinnung und solider Langeweile erfolgreich entgeht).

Bunt und bewegt ist die Handlung von Friedrich Wolfs Roman. Ein deutscher Illegaler, der Metallarbeiter Hans, flüchtet verwundet über die böhmische Grenze und findet im Hause der Witwe Fink Aufnahme, einer sudetendeutschen Kleinbäuerin, deren Sohn durch die Hand eines Nazis ums Leben gekommen ist. Die Tochter der Witwe, Loni, Arbeiterin in einer Textilfabrik, pflegt den Verwundeten, wird — für die kurze Zeit des erzwungenen Aufenthalts — seine Geliebte. Kaum sind seine Wunden verheilt, muß er weiter, ins Innere des Landes. Wochen der Untätigkeit, des Emigranten-Cafards folgen.

Nie wieder hatte sie geschrieben oder eine Botschaft geschickt. Schnell lieben die Mädels in ihrer harten Arbeit, schnell vergessen sie. Was konnte sie von ihm erhoffen? Er konnte nicht an der Grenze leben, und sie war an die Grenze gebunden, an ihre Arbeit, an den kleinen Bauernhof. Das ist im Grunde ganz einfach. Aber gerade diese quälende Erinnerung kehrt mit der Regelmäßigkeit eines Uhrpendels immer wieder. Nie war das so. Auch das Herumstehen und Warten. Überall stehst du im Wege, stehst du daneben

Doch mit einemmal kommt die stüberr_{st}echende Wendung. Loni taucht auf, sie hat Hans nicht vergessen (wie könnte sie auch, trägt sie doch ein Kind von ihm unter dem Herzen), sie hat auch das richtige Mittel gefunden, das ein Zusammenleben mit dem Flüchtling möglich macht. Hans erhält die Papiere eines nach Kanada ausgewanderten Veters der Loni; er muß sich verwandeln und er verwandelt sich; aus dem deutschen Metallarbeiter Hans wird der sudetendeutsche Kleinbauer Wenzel. Aber nicht nur, um mit Loni leben zu können, nicht nur, um wieder eine regelmäßige Arbeit, eine feste Bleibe zu haben, verwandelt sich Hans in Wenzel. Auch die Partei, die deutsche Freiheitsbewegung will es. Sie braucht einen neuen, verlässlichen, unauffälligen Kämpfer an der Grenze, und der Kleinbauer Wenzel ist gerade der richtige Mann.

Eine Weile kann er sich in dem neuen Dasein einleben, kann er untertauchen in friedlicher, engbegrenzter, eindeutiger Bauernarbeit. Aber das dauert nicht lange. Zu stürmisch ist die Zeit, zu bewegt und aufgewühlt die Welt. Die Grenzarbeit beginnt, alte Kameraden nehmen die Verbindung wieder auf, feindliche Spürhunde beginnen ihn zu umkreisen, in der Fabrik gibt es Streiks und Zusammenstöße, und Loni und Hans Wenzel werden mit hineingezogen, der ‚Turnerbund‘ will den Volksgenossen Wenzel „keilen“ und

Loni, die nichts von der heimlichen Grenzarbeit ihres Mannes weiß, wird mißtrauisch und eifersüchtig. Fast scheint es, als solle alles zugrunde gehen: die Arbeit für „drüben“ und die Liebe zwischen Loni und Hans, die Menschen und die gute Sache ... aber dann finden die Zwei an der Grenze einen neuen Weg zueinander, und auch die Arbeit und der Kampf für die Freunde jenseits der Grenze, auch die Arbeit und der Kampf für die Freiheit diesseits der Grenze gehen weiter.

So klingt Wolfs Buch nicht deprimierend aus, sondern optimistisch (aber optimistisch nicht im Sinne eines rosaroten Hurra-happy-end, sondern optimistisch auf Grund der ruhigen und sicheren Zuversicht des Kämpfers, der weiß, daß er auf dem richtigen Wege ist.)

Es hieße jedoch dem Roman Friedrich Wolfs nicht gerecht werden, wollte man nur hervorheben, was an ihm gut und nützlich und lobenswert ist. Eben weil Friedrich Wolf als Romancier eine so große Anzahl schätzenswerter Eigenschaften entwickelt, möchten wir wünschen, daß er nicht nur der Komposition, der Menschendarstellung, der Fabelführung und der richtigen Verteilung der Spannung seine Aufmerksamkeit zuwende, sondern auch das Sprachliche nicht vernachlässige. Die Wirkung ganzer Seiten geht verloren, wenn der Leser Sätze wie diese liest:

„ne halbe Stunde Vorsprung!“ nimmt Stummel seinen Kopf.

Oder:

„Shade, daß wir dich nicht drüben hatten“, verengen sich spöttisch seine Pupillen.

oder gar:

„Du fällst mit herein!“ schwitzt der Gendarm.

Nein, solche Sätze wollen wir nicht mehr lesen; sie klingen allzu peinlich an den „flüssigen Stil“ der weiland Engelhornschen „Originalromane“ an.

Doch nicht nur sprachliche Mängel fordern Kritiker und Leser zum Widerspruch heraus. Friedrich Wolfs Roman wird uns als Roman aus dem Sudetengebiet präsentiert. Auf der Umschlagsklappe lesen wir:

Schauplatz sind die sudetendeutschen Gebiete, die, als der Roman geschrieben wurde, noch zur Tschechoslowakei gehörten; man fühlt die Spannungen, die zwischen den Ländern und innerhalb der Länder vorhanden sind.

Nein, man fühlt diese Spannungen nicht; man kann sie nicht fühlen, weil nichts, aber auch gar nichts von der spezifischen Atmosphäre des „sudetendeutschen Schauplatzes“ in diesem Buche zu finden ist. Die Landschaft stimmt nicht, die Menschen sind nicht typisch für die Bevölkerung in den sudetendeutschen Gebieten, die wichtigsten Merkmale der sudetendeutschen Situation anno 1936/37 fehlen (die Henleinpartei tritt überhaupt nicht in Erscheinung, ebensowenig die tschechische Minorität!)

Niemand wird Friedrich Wolf einen Vorwurf daraus machen, daß er die sudetendeutschen Zustände, Menschen und Probleme nicht genügend kennt; aber niemand wird ihm wohl den Vorwurf ersparen, daß er trotz dieser Un-

kenntnis seinen Roman (der in irgendeiner Grenzgegend X spielen könnte, ohne daß durch diese „Ungenauigkeit“ oder „Konstruktion“ sein Realismus litte) im Sudetengebiet lokalisiert hat. Gerade dadurch werden die Menschen und Ereignisse irreal, verzerrt sich das Gesamtbild, wird der Leser, der anderes erwartete, unnötigerweise enttäuscht.

So richtig und wichtig es ist, daß der Schriftsteller mit der Zeit geht, so sehr wir es bewundert und begrüßt hätten, wenn Friedrich Wolf uns gerade in der Zeit, da das Sudetenproblem das aktuellste Problem war, einen Sudetenroman gegeben hätte . . . es scheint uns doch, daß in diesem Fall ein Weniger an „Aktualität“ zu einem Mehr an Gewicht und Wirkung geworden wäre.

K. Regner

TSCHECHOSLOWAKISCHE TRAGÖDIE

*Franz Trubert: „Die Tschechoslowakei für Europa geopfert — vergebens!“
Europaverlag, Zürich-New York, 1938*

Die erste deutsche Buchpublikation über die Tragödie der Tschechoslowakei wird vom Europaverlag vorgelegt: eine etwa fünfzig Seiten umfassende Anklageschrift gegen die Westmächte, von denen die Tschechoslowakei „geopfert“ wurde.

Man kann von einer pamphletischen Schrift so geringen Umfangs, die in ganz kurzem zeitlichem Abstand von den Ereignissen geschrieben wurde*, nicht verlangen, daß sie eine erschöpfende Darstellung auch nur der wichtigsten Kapitel eines historischen Ereignisses gibt, dessen Folgen auch heute noch lange nicht abzusehen sind. Aber die größte Eile, der Zwang zur äußersten Beschränkung in der Darstellung von Einzelheiten dürften Trubert nicht dazu führen, eine der wesentlichsten Ursachen des Zusammenbruchs: den inneren Verrat, einfach unbeachtet zu lassen. So schwer auch die Schuld der pariser und londoner Diplomatie, so verhängnisvoll auch die Rolle der großen westlichen „Freunde und Verbündeten“ des kleinen Moldaustaates war, es heißt doch, das Bild der Geschehnisse von Grund auf schief zeichnen, wenn man nicht gleichzeitig das Spiel der tschechoslowakischen Kapitulantenpartei — der agrarischen „Mitspieler“ Hitlers und Chamberlains — zeigt. Ja, es genügt nicht einmal das. Zum richtigen Verständnis dessen, was in den Septembertagen zwischen Sudeten und Karpathen vor sich ging, gehört auch der Hinweis auf die verhängnisvolle Schwäche der Demokraten in der Staatsführung, — jene Schwäche, die den Kapitulanten das Zusammenspiel mit den verbündeten und den feindlichen Erpressern erst so richtig gestatte-

* Die Schrift wurde am 10. Oktober, am letzten Tag der Besetzung des Sudetengebiets, abgeschlossen, zehn Tage nach der Kapitulation.

te. Wenn Trubert die Annahme des englisch-französischen Kapitulationsplanes durch die Regierung und den Präsidenten als edle Selbstaufopferung darstellt*, ohne zu sagen, daß hier ein Verfassungsbruch begangen wurde, weil der innere Feind mit Staatsstreich und Öffnung der Grenzen drohte... so ist das mehr als nur ein Versehen, so ist das ein Symptom für einen kardinalen Irrtum, für eine falsche Beurteilung, für mangelnde Erkenntnis oder fehlenden Erkenntniswillen.

Und was soll man erst dazu sagen, daß Trubert die Tatsache des Sturzes der Hodzaregierung durch eine riesige Volkskundgebung einfach ausradiert und im Leser die Vorstellung erweckt, als habe es nur eine Demonstration für die Errichtung einer Militärdiktatur gegeben, die nach Ablehnung durch den ausersehenen General ihr Ende fand, worauf dann die Regierung einen „würdigen“ Aufruf erließ!

Die Anklage durch den Westen verliert durch die Apologie der tschechoslowakischen Regierungspolitik und durch die Unterlassung jeder Kritik an dem Feind im Innern stark an Wirksamkeit. Übrigens erscheint uns auch die These, daß die Ursache für die „Opferung der Tschechoslowakei“ nur in zu geringem Selbstvertrauen, zu großer Angst vor dem Krieg und zu großer Fairness des Westens bestanden habe, einer Ergänzung sehr bedürftig: daß die londoner City, daß die „Zweihundert Familien“ Frankreichs gar nicht auf Seiten der tschechoslowakischen Demokratie, sondern auf Seiten Hitlers standen, daß sie ihn, eben weil seine Stellung während der Septemberkrise so sehr erschüttert war, retten wollten... Das alles sieht Trubert ebenso wenig wie die Bereitschaft der tschechischen Kapitulanten zur offenen Zusammenarbeit mit dem äußeren Feind.

Durch diese wesentlichen Mängel wird der Nutzen einer Schrift beeinträchtigt, die ansonsten als erste Veröffentlichung über den tschechoslowakischen Zusammenbruch und wegen ihrer Darstellung des Gegensatzes zwischen wahren Interessen der Sudetendeutschen und hitler-henleinscher Demagogie und Machtpolitik ihren Wert hat.

* Trubert umschreibt die verfassungswidrige Annahme des englisch-französischen Plans mit den Worten: „Der Präsident, die Regierung nahmen diese Bürde auf sich.“ Es heißt dann weiter: „Eine wahrhaft heroische Größe, eine heute wohl beispiellose Disziplin, tat sich hier kund. Tausende zogen zum Amtssitz des Generals, von dem man die Ausrufung einer Militärdiktatur erwartete. Er hielt eine Ansprache, die sofort und deutlich ablehnte. (Seither ist er allerdings, doch streng verfassungsmäßig, Ministerpräsident geworden.) Die Menge gab sich zufrieden. Die Regierung aber erließ einen Aufruf, dessen würdige Sprache hier wiederholt werden soll.“ In Wirklichkeit gab es schon am Abend des Kapitulationstages Demonstrationen unter der Losung „Fort mit der Regierung der Kapitulation!“ Am nächsten Morgen mußte die Regierung Hodža unter dem Druck einer grandiosen Kundgebung zurücktreten. Der Aufruf, von dem hier die Rede ist, wurde schon tags zuvor erlassen. Die neu gebildete Regierung sollte „eine Regierung der republikanischen Verteidigung“ sein. Sie hat eine Woche später allerdings die Verfassung ebenso gebrochen wie ihre Vorgängerin. Wie und warum dies geschah — das zu zeigen, bleibt Autoren, die nach Trubert kommen werden, vorbehalten.

GROSSE ANGEKLAGTE VOR KLEINEN RICHTERN

Marcel Willard: *Die Verteidigung klagt an*
(La défense accuse) Verlag ESI, Paris 1938

Wenn hier, in einer deutschen Zeitschrift, von einem bisher nur französisch erschienenen Buch gesprochen wird, so hat das seinen Grund. Viele Kapitel des Werks von Marcel Willard handeln von Prozessen vor deutschen Gerichten, und es ist zugleich ein Stück deutscher Freiheitsgeschichte und ein Stück deutscher Misere in der Darstellung politischer Prozesse enthalten. Willards Buch von der anklagenden Verteidigung ist den klassischen politischen Prozessen gewidmet, in denen der Angeklagte zum Ankläger und der Richter mitsamt der Obrigkeit, in deren Namen er „Recht“ sprach, zu Angeklagten wurden. Die Akten dieser Prozesse sind Akten des großen Prozesses, den seit seiner Geburt der vierte Stand gegen eine verrottete und veraltete Gesellschaftsordnung führt und der erst mit der endgültigen Menschwerdung des Proletariats, mit seiner vollen Emanzipation, mit der Herstellung einer endlich menschenwürdigen Ordnung ein Ende finden wird.

Groß und ehrenvoll ist die Haltung, die in diesem Prozeß der Prozesse von deutschen Angeklagten-Anklägern eingenommen wird. Da finden wir Karl Marx vor den kölnen Richtern des Jahres 1849; da finden wir August Bebel und Wilhelm Liebknecht im Kampf mit der Bismarckschen Justiz; da finden wir Karl Liebknecht als Ankläger auf der Angeklagtenbank: „Der Vaterlandsverrat ist seit jeher ein Vorrecht der herrschenden Klassen, der Fürsten, der Aristokraten gewesen: er liegt in ihrer Tradition!“*

Von der Vergangenheit wird dann die Brücke zur Gegenwart geschlagen. An der Spitze der anklägerischen Angeklagten unserer Tage steht der Mann, der dem ‚Dritten Reich‘ die erste große Niederlage beibrachte: Georgi Dimitroff. Marcel Willard hat als Zuhörer dem leipziger Prozeß beigewohnt. In seiner Schilderung erstehen alle Szenen dieses denkwürdigen Prozesses vor uns wieder: wir fühlen bei der Lektüre von neuem die tiefe Anteilnahme und die leidenschaftliche Verbundenheit, die in den Wochen des Reichstagsbrandprozesses eine ganze Welt für den *einen Mann* Partei ergreifen ließ, der mit seinem Recht zugleich die Sache der Moral und Menschlichkeit schlechthin gegen einen *ganzen Staatsapparat* siegreich verteidigte.

Lang ist, wie Marcel Willard uns zeigt, die Liste der Angeklagten, auf die Dimitroffs Beispiel anfeuernd gewirkt hat, und unter den vielen, die Träger eines modernen Heroismus von antiker Größe sind, finden wir immer wieder Deutsche, so Albert Kunz, Fiete Schulze, Rudolf Claus, Edgar André u. a. So wird das Buch des Franzosen Marcel Willard auch zu einem Dokument jenes wahren deutschen Geistes, von dem die Schänder Deutschlands, die Arrangeure der Pogrome, die Wächter des Riesenkonzentrationslagers ‚Großdeutschland‘ auch nicht einen Hauch verspürt haben.

* Aus dem Französischen rückübersetzt, d. A.

ÖDÖN VON HORVARTHS LETZTES WERK

*Ödön von Horvath: 'Ein Kind unserer Zeit',
Verlag Allert de Lange, Amsterdam.*

Aus der Menge kleiner, unbekannter Leute griff der Autor einen Zwanzigjährigen heraus. Er läßt ihn sein Leben erzählen, karg und fast unbeholfen, doch mit brutaler Ehrlichkeit. Arbeitslos, seit er die Schule verließ, ernährt er sich kümmerlich von den Suppen der Wohlfahrtsküchen, dem Vater ist er eine Last, und sein Leben erscheint ihm sinnlos. Dieser junge Mann beginnt erst aufzuatmen, als er Soldat wird. „Ich bin Soldat . . . jetzt hat mein Dasein plötzlich wieder Sinn!“ bekennt er mit innerer Genugtuung, die später beinahe jubelnd sich zu dem Ausruf steigert: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge!“ So zieht er denn auch ohne Bedenken, frischfröhlich den Befehlen seiner Vorgesetzten blind gehorchend, als Krieger in ein fremdes Land, um es „säubern“ zu helfen. Da werden wehrlose Gefangene kalt niedergemacht, Plünderungen fremden Gutes zum heiligen Recht erhoben, und die Leichen erschlagener Frauen und Kinder erwecken kein menschliches Rühren in ihm. Nur die Uniform mit den Tapferkeitsauszeichnungen lange tragen dürfen, nur die Tage und Monate weiter nach Kommando verleben und den Lohn einstecken können mit der so lange ersehnten Befriedigung, daß man sich nicht mehr den Kopf zerbrechen braucht, wie man satt wird, womit man sich bekleidet und wo man sein Bett findet. Dafür macht er sich bereitwillig und skrupellos zum Söldner einer Sache, die das Recht vergewaltigt und die Ungerechtigkeit zum Banner erhebt. Und doch ist die Stimme der Menschlichkeit in diesem jungen Herzen nicht ganz erstickt. Auf sehr verschlungenen Wegen vernimmt er sie, als ihn eine Verwundung wieder in die Arbeits- und Brotlosigkeit zurückwirft und als ihr plötzlich eine seltsame Liebe zu einem Mädchen ergreift. Und diese Stimme ist nicht mehr zum Schweigen zu bringen, so leise und verworren sie auch nur mahnt, sie verfolgt ihn auf seinen einsamen Spaziergängen und bringt ihn, bevor er wie ein Obdachloser erfriert, zu Überlegungen, denen er sich bisher verschloß.

Mit großer Sparsamkeit des Ausdrucks gestaltete Ödön von Horvath dieses Schicksal, lauschte er es dem wirklichen Leben ab, das hinter jedem Wort pulsiert. Er läßt die Tragik dieses jungen Menschen aus dem Elend der Arbeitslosigkeit erstehen, die ihn auf Pfade drängt, wo das Böse gutgeheißen und Unrecht zum Recht erhoben wird. Hinter den schmucklosen Worten wird die Dumpfheit dieses Alltags spürbar, sein enger Kreis des Denkens, der den Blick trübt, ihn haltlos macht, sein kleines Streben, das nur vom eigenen Wohlergehen geleitet wird, unberührt von den großen sozialen Kämpfen. Wie ein abgerissenes Blatt, einsam vom Winde verweht, läßt der Autor dieses Kind unserer Zeit hin- und hertreiben, einem Ende entgegen, in dem die Erkenntnis eines besseren Lebens nur zaghaft aufdämmert.

Hans Berliner

ACHSENSCHMIERER

Guido Stock-Schremps Eltern hatten ihren Sohn dem Forsteleventum geweiht. Beim Oberförster der Wälder eines Herrn von X. ging er in die Schule. Als Hitler die Macht in den Schoß geworfen wurde, stellte sich heraus, daß Herr von X. ein angeheirateter Schwippschwager Görings war. Göring wurde unter anderem Reichsjägermeister. Nie hätte er in Berlin die speziell erfundene Uniform eines solchen zeigen können, wenn nicht auf einer Jagdausstellung. Den Schwippschwager und seine Forsteleven zur Verschönerung der Ausstellung nach Berlin schicken, war für Herrn Göring eins. Guido war der jüngste. Die Forsteleven des Schwippschwagers mußten in Berlin beachtet werden. So erhielt Guido die schmeichelhafte Aufforderung, gegen angemessenes Honorar die „Eindrücke eines Fachmanns“ einer hauptstädtischen Zeitung freundlichst zu überlassen. Seitdem ist Guido Kunstberichterstatte in Berlin.

Er nahm ein Weib, Marie genannt Mieke. Sie brachte, außer einer Funktion im BdM., etwas Geld in die Ehe. Guido wurde SS-Führer untersten Grades, was aber seiner journalistischen Tätigkeit nur förderlich war, da er keinen regulären Dienst machte, sondern ausschließlich bei großen Sachen mobilisiert wurde.

Der Zug Berlin-Rom und zurück ist immer überfüllt. Mal wird man von Rom eingeladen, mal von Berlin geschickt. Die Strecke heißt bei den Beamten nur die Achsenstraße. Besonders für die verheirateten Herren ist der Verjüngungsrutsch nach Italien eine Oase, ein Patschen im Vollen. Sie werden Achsenschmierer genannt. Die Heimgekehrten renommierten mit glutäugigen Mädchen, rotem Wein, strahlender Sonne. Von den Mädchen natürlich nur „unter uns Herren“. Viel bewundert wurde ein Bericht über Streichers klassische Bildung, der in Rom, bei einem Empfang in der deutschen Botschaft, total betrunken, jeden der Anwesenden unter dem Gebrüll „hic Roma, hic salta“ zum Tanzen animiert und nach dem zehnten „hic“, die Anwesenheit von lauter schwarzhaarigen, zum Teil krumminasigen Gästen bemerkend, unter wildem Gebrüll „Juden raus“, versucht habe, die eingeladenen Italiener zu vertreiben.

Da Guido sein Glück auf einer Ausstellung gemacht hatte, galt er auf diesem Gebiet als Fachmann. Bei allem, was mit Tieren und ihrer Umgebung zusammenhing, gab es für ihn keine Konkurrenz; und da, von Kleinvieh-, Reichsnährstand-, Hunde-, Brauchtums- und ähnlichen Ausstellungen ganz abgesehen, die neuste deutsche Malerei ihre Bilder überreichlich mit Tieren aller Art bevölkert, war Guido Hansdampf in allen Gassen. Sein Ehrgeiz wuchs. Er fühlte sich gewachsen, die Achse auf der Ausstellungslinie zu repräsentieren. Zumal sein Vorname Guido, nach Miekens Worten, zu einer solchen Mission geradezu herausforderte.

Zweimal hatte es um ein Haar geklappt. Aber als die SS-Führer eingeladen waren, saß Guido in Holzwickede bei der Tagung der Tiermaler; als die Presseleute nach

Italien fuhren, war Guido zwecks Mitarbeit an der Straßeneinteilung für die Organisation eines großen Judenpogroms mobilisiert. Nebenbei, der Pogrom fand statt, und für Guido fiel dabei eine kleine goldene Armbanduhr ab, die er seiner Frau schenkte. Für sich selbst erbt er fünf Kisten guter Zigarren. Da er an der operativen Durchführung des Pogroms nicht beteiligt war, hielt er diesen Anteil für ausreichend, sowohl entsprechend seinem Rang in der SS, wie der Tatsache, daß es so viele Anspruchsberechtigte gab.

Aber endlich kam doch der Tag, an dem er in die Redaktion einer großen berliner Tageszeitung gebeten wurde, wo ihm der Redakteur eröffnete, zur „Biennale“-Ausstellung in Venedig gäbe es keinen geeigneteren Sonderberichterstatler als ihn, Guido Stock-Schrempf. Zwei Wochen Venedig, Schlafwagen hin und zurück, saftige Spesen. Drei Wochen Zeit zur Vorbereitung. Der Herr Chefredakteur persönlich erwarte ihn übermorgen behufs konkreter Information.

Miese war begeistert, erklärte aber, ihren Mann unter keinen Umständen allein in diesen Sündenpfuhl fahren zu lassen und erst die wütende Drohung Guidos, ihr jüdisches Blut anzuhängen, zwang sie zur Kapitulation.

Guido belegte sofort einen Schnellsiedekurs in Italienisch, den er unter Spesen notierte, und begann mit einer gründlichen Vorbereitung für die auf ihn wartenden Eindrücke. Zu diesem Zweck ließ er sich alle Jahrgänge des „Völkischen Beobachters“, „Angriff“ und „Berliner Tageblatt“ seit 1933 ins Haus bringen und suchte nach Artikeln über italienische Kunstausstellungen.

Auf die Minute pünktlich wurde Guido vom Chefredakteur empfangen. Der Chefredakteur lächelte Guido an, wie der Tiger das Kaninchen, dann hielt er einen Monolog, dem Guido in steigender Verwirrung folgte: „Sie haben über die in der Ausstellung ‚Entartete Kunst‘ gesammelten Bilder und Plastiken mit lobenswerter Empörung berichtet. Sie entsinnen sich aber, daß zur selben Zeit in Berlin eine Ausstellung moderner italienischer Kunst unter dem Protektorat des Herrn Propagandaministers stattfand, über die Sie allerdings nicht zu berichten hatten, da der Herr Propagandaminister die Besprechung persönlich an die gesamte Presse versenden ließ, um die öffentliche Meinung auf einen vollkommen einheitlichen Nenner in Beziehung auf dieses begrüßenswerte Ereignis zu bringen. Es dürfte Ihnen aber nicht entgangen sein, daß die Bilder der italienischen Ausstellung — Futurismus nennt man das wohl, wenn ich nicht irre — im wesentlichen oder, besser gesagt, im Formalen mehr Ähnlichkeit mit dem von Ihnen so glänzend charakterisierten Material auf der Ausstellung ‚Entartete Kunst‘ aufwiesen, als mit dem, was bei uns als offiziell genehmigte Kunstrichtung anzusehen ist. Ich persönlich stehe den Künsten eher fern als nah. Daher sind meine Worte nicht so aufzufassen, als wollte ich Ihnen, einem bewährten Ausstellungsfachmann, strikte Anweisungen geben. Alles hängt von Ihrem Weitblick ab. Jedenfalls wird es sich empfehlen, keinen Moment zu vergessen, daß in Beziehung zu unseren italienischen Freunden wir auch kulturell der gebende Teil sind. War die Einladung italienischer Künstler zu einer Ausstellung ihrer Werke in unserer Reichshauptstadt ein Akt notwendiger Höflichkeit, so haben Sie bei Betrachtung ihrer Kunst in Italien selbst natürlich die deutschen Belange zu wahren. Obgleich ich keine besonderen inneren Berührungspunkte zwischen Kunst und Außenpolitik sehe, so ist es doch für einen Kunstberichterstatler nicht

schlecht zu wissen, daß Innen- und Außenpolitik nur in den seltensten Fällen dasselbe sind. Was die Außenpolitik angeht, so ist sie veränderlicher als das Wetter. Und es ist nicht Ihre Aufgabe, sich für alle Zeiten in Ihrem zu druckenden Urteil über italienische Kunst in allzugroßer Begeisterung festzulegen. Der Verrat von 1915 bleibt immerhin eine historische Tatsache. Das unter uns. Was ich meinem Außenpolitiker in der augenblicklichen Konstellation nicht gestatten darf, kann ich von meinem Kunstberichterstatte mit Recht erwarten, womit ich nicht etwa meine private Meinung ausdrücke. Ich hoffe, Sie verstehen mich. Auf eine ganz einfache Formel gebracht: Sehen Sie, prüfen Sie, sichten Sie. Also Sie sind im Bilde, daß auf der 'Biennale'-Ausstellung in Venedig, zu der wir Sie entsenden, neben uns ausländischen Künstlern die fünfzig besten modernen italienischen Maler und Bildhauer konzentriert sind. Nebenbei, — unser Blatt hat noch einen Leserkreis, der vor 1933 mit allerhand Kultur und so Zeug überfüttert wurde. Schreiben Sie gebildet. Auch ein paar Blitzlichter über italienische Literatur. Was für Richtungen in ihr vorherrschend sind. Und auch italienisches Theater interessiert unseren Leser älterer Prägung. Vor allem geben Sie auf alle Momente acht, in denen Sie einen Einfluß der Kultur Adolf Hitlers auf die italienischen Faschisten bemerken. Lassen Sie sich genau informieren. Reisen Sie glücklich. Heil!“

Guido fühlte sich schlecht. Er verstand von der Rede des Chefredakteurs nichts. Was wollte der Mann von ihm? Ein paar vergnügte Tage in Venedig und nebenbei eine Kunstausstellung — warum so kompliziert? War er Ribbentrop? Guido konnte Chefredakteure nicht leiden. Jetzt mußte ihm dieser das ganze Vergnügen vermässeln. Mieke wußte, wenn Guido sagte: „Als Forsteleve hatte man keine Ahnung, wie schwer das Leben ist“, war er vom Dasein enttäuscht.

Guido hatte sich noch bei der Obersten SS-Führung abzumelden. Dort erhoffte er sich ein verständlicheres Gespräch. Diese Erwartung wurde erfüllt: was für einen Quatsch er über die 'Biennale'-Ausstellung schreibe, sei ganz egal. Im übrigen habe er sich vor dem Verkehr mit Juden in acht zu nehmen. Vor allem solle er die Ohren offenhalten und jede oppositionelle Äußerung, die er bei den Katzelmachern aufschnappe, wörtlich der SS-Führung mitteilen. Jede Kleinigkeit sei interessant. Gerade die Künstler seien meistens die Unzufriedenen. Auch was er militärisch oder wirtschaftlich Neues erfahre, sei wichtig. Er solle aber in dieser Richtung keine Anstrengungen machen, da auf beiden Gebieten ausgezeichnete Arbeit von Spezialisten geleistet werde. Guido nahm diese Aufträge gebührend ernst, aber für das Verständnis seiner künstlerischen Mission gaben sie ihm keine Erleichterung. Kam hinzu, daß Mieke, die die Zeitungs-Jahrgänge bearbeitete, zwar allerhand Material über die italienische Armee, Flotte, über Kolonien, Brauchtum, Korporationen, über die Person des Duce, Landschaftsbeschreibungen, Führerbesuche, sogar über gemeinsame Kapitalinvestitionen für Kinoproduktion gefunden hatte, aber kein Wörtchen, nicht den kleinsten konkreten Fakt eines gegenseitigen Kulturaustauschs! Und nicht einen einzigen Artikel über italienische Malerei, Plastik, Literatur, Theater!

Guido war also in der Situation des Kolumbus. Er betrat jungfräulichen Boden. Wie Antäus aus der Erde, so sog er aus Miekens Bewunderung Kraft und Selbstvertrauen für seine historische Kulturtat: die erstmalige Übertragung italienisch-faschistischer Kunstleistungen in das Verständnis der deutschen Zeitungsleser.

Er beschloß, die Unterredung mit dem Chefredakteur, die ihn nur verwirrte, zu vergessen. Dauernde Unruhe verschaffte ihm nur die erwähnte Ausstellung italienischer Kunst in Berlin. Er entsann sich, daß ihn sein Kollege Böttcher gefragt hatte: „Warst du schon bei den entarteten Italienern?“ Ehrlich gesagt, Guido hatte die Ausstellung nicht besucht, da er ja nicht darüber zu schreiben hatte. Und aus der Mitteilung des Propagandaministeriums hatte man überhaupt nichts entnehmen können. Außerdem war kein Mensch in dieser Ausstellung gewesen, weil sie ganz ohne Reklame kam und verschwand.

Mieze brachte ihn zur Bahn. Sie beschwor ihn, sie nicht mit käuflichen Südländerinnen zu betrügen, sich nicht öfter zu besaufen, als es die Repräsentation verlange, sich aber sooft wie möglich einladen zu lassen, um Spesen zu sparen. Guido versprach alles, machte sein wichtigstes Gesicht und fuhr ab.

Vierzehn Tage später erschien er wieder. Mit braungetönter Haut. Jünger, aber doch bedeutender. Seine erste Frage an Mieze war, ob schon was von dem, was er geschickt habe, erschienen sei. Mieze, die täglich die Redaktion angerufen hatte, konnte ihn beruhigen: morgen würde der erste Artikel steigen. Mit verschämtem Stolz bat sie ihn, nicht böse zu sein, daß sie ihm keinen ruhigen Abend zu zweit bereiten könne, aber es herrsche ein solches Interesse an seiner Italienreise, daß man sie geradezu genötigt habe, ein paar Bekannte einzuladen, die danach fieberten, Guidos Reiseerlebnisse und Eindrücke aus erster Hand zu empfangen.

Um vier Uhr morgens verabschiedeten sich die Gäste mit schwerem Kopf und herzlichem Dank für den „wirklich gehaltvollen Abend“. Guido war aber so in Fahrt, daß er Mieze nicht zu Bett gehen ließ, sondern ihr einige Artikel vorlas, zu deren Rezitation vor den Gästen die Zeit nicht gereicht hatte. Auch als Mieze längst auf dem Sofa entschlummert war, dozierte Guido weiter.

Er war mit sich zufrieden. Die italienischen Nächte, man stelle sich vor, hatte er durchgearbeitet, nur, um rechtzeitig und gründlich berichten zu können. So hatte die Zeitung von ihm einen Artikel über deutsches Sprachstudium in Italien, dreißig Schreibmaschinenseiten ‚Italienische Gegenwartsliteratur‘ (mit genauen Biographien der Hauptvertreter, Aufzählung ihrer meistgelesenen Werke und Darstellung ihrer Bedeutung für die Entwicklung der faschistischen Kunst in Italien), einen längeren Aufsatz, ‚Italienisches Theater‘ und, last not least, drei geradezu bahnbrechende Essays — also eine Serie — über die ‚Biennale‘-Ausstellung in Venedig erhalten. Er hatte sich von sprachkundigen Italienern über diese Themen informieren lassen, alles Gehörte säuberlich in sein Merkbuch eingetragen, im Hotelzimmer mit sehr gebildeten Ausdrücken gespickt und, mit reichem Zahlenmaterial versehen, an seine Redaktion geschickt. Der Hinweise des Chefredakteurs gedenkend, hatte er nicht verfehlt, auch einige kritische Bemerkungen einzustreuen, im großen jedoch hielt er sich auf der Linie, die sich ihm als selbstverständlich aus der immer betonten Festigkeit der Achse Berlin-Rom ergab. Schließlich brachte er Mieze ins Bett, las noch einmal die Kopien all seiner Artikel durch, freute sich an der Genauigkeit, mit der er dreißig von den fünfzig ausstellenden italienischen Künstlern namentlich und den Inhalt ihrer Bilder gewürdigt hatte, und stürzte um punkt sieben Uhr auf die Straße, um ein noch feuchtes Exemplar seiner, eben seiner Zeitung zu erstehen.

Noch unterwegs begann er zu lesen, fand seinen Artikel, setzte die Lektüre auf der Treppe fort. Um zehn Uhr erwachte Mieke und fand ihren Mann in einer Sofaecke sitzend, die Zeitung in der Hand, mit verglasten Augen, auf keine ihrer entsetzten Fragen antwortend. Mit größter Anstrengung gelang es ihr schließlich, soviel aus ihm herauszubekommen, daß er jeden Moment das Eintreffen der Gestapo erwarte, seine Verhaftung könne nur eine Frage von Stunden sein; alles sei von langer Hand vorbereitet, um ihn zu verderben, und er bedauere nur, daß sie, Mieke, sich an sein unglückliches Leben gekettet habe...

Guido zog sich aus. Sagte: „Ich muß mich legen und falls jemand anruft, bin ich schwer erkrankt.“ Dann schrie er nach Kognak. Kippte drei Große auf nüchternen Magen, drückte Mieke die Zeitung in die Hand. Mieke, der noch nie Kopfarbeit zugemutet worden war, sah hilflos auf einen kleinen Artikel „Von unserem Sonderberichterstatter“ mit Guidos vollem Namen gezeichnet. Er entriß ihr das Blatt und schrie:

„Nur in den seltensten Fällen werden die Italiener wohlhabend genug sein, sich deutsche Bücher zu kaufen.“

Hielt ihr die Kopien seiner Artikel über Sprachstudien, Theater und Gegenwartsliteratur unter die Nase: „Hab ich das geschrieben? Suche!“

Mieke verhedderte sich in den Papieren. Guido kippte noch drei Große. Warf aus dem noch nicht ausgepackten Koffer alle Sachen auf die Erde, fand schließlich sein Merkbuch in der Manteltasche, blätterte Mieke die gesammelten Notizen vor: „Kontrolliere! Sind das meine Worte:

„Theater und Ensemble in Italien fallen völlig auseinander. Nicht ein einziger deutscher Autor wird gespielt.““

Er nahm seinen Revolver aus dem Nachttisch, Mieke stürzte sich auf ihn. Er brüllte: „Ich erschieße den Hund!“ Mieke mußte ihm noch drei Kognaks einflößen, bis er die Waffe gutwillig hergab. Mieke drückte ihn aufs Bett, wo er versuchte, ihr „seinen“ Artikel weiter vorzulesen. Da er alle Worte durcheinanderbrachte, nahm sie ihm das Blatt ab und buchstabierte wie ein Schulkind:

„Die italienische Gegenwartsliteratur hat vier Strömungen:

- 1) Die ‚Rondisti‘ von der Zeitschrift ‚La Ronda‘. Sie sind ganz akademisch, ohne Verständnis für das Leben, und geben sich keine Mühe, der Geistesverfassung des modernen Lebens gerecht zu werden, Leben nur im Altertum.*
- 2) Die ‚Naturalisti‘. Sie pflegen die materialistische Weltanschauung des 19. Jahrhunderts. Haben am Leben der Gegenwart nur geringen Anteil. Sie glauben die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Ihr Vorbild sind Zola und der französische Naturalismus.*
- 3.) Die ‚Calligrafisti‘ (Gabriele d’Annunzio). Sie sind mit dem Faschismus verbunden. Überwiegende Bewertung der Form auf Kosten des Inhalts. Unproblematisch. Wenig Gedanken, viele schöne Worte.*
- 4) Die ‚Contentutisti‘. Sie verweilen beim Grausigen und Sinnlichen. Gegensatz von Stadt und Land. (Das Unverdorbene, Glaubenserfüllte des Dorfes gegen das Sittenlose, Dekadente der Stadt). Haben Sehnsucht nach einer Welt, die mit dem Sinnlichen nichts mehr gemein hat.“*

Guido hatte das keulende Elend gepackt: „Aus 54 Schreibmaschinenseiten haben sie sechs gemacht... aus drei Artikeln einen... und alles durcheinander... ich bin nicht schuld... ich hab auf die ‚Naturalisti‘ geschimpft, weil Zola auch so ein Teufel aus der französischen Revolution sein soll... Ich hab nur aufgeschrieben, was man mir

gesagt hat... alle anderen habe ich gelobt... das hat man gestrichen... ich lese keine Bücher... und italienische schon gar nicht... Ogottogottogottogott... wo doch die Kritik bei uns verboten ist...! Die Achse... die Achse... ich habe die Achse verbogen...!“

Es klingelte an der Wohnungstür. „Nicht aufmachen! Sollen sie die Tür einbrechen!“ jammerte Guido. Das Telefon schrillte. Mieke legte den Hörer ab. Bis zum Abend nahm das Läuten der Türglocke kein Ende. Dann wurde es still. Mieke und Guido lagen total betrunken auf dem Teppich und spielten mit der in kleine Schnipsel gerissenen Zeitung.

Früh am Morgen schlich Mieke, tief verschleiert, auf die Straße, erstand eine Zeitung und rannte wie eine Gehetzte wieder nach oben. Hinter der Tür lauerte Guido. Als Mieke herein war, verriegelte er und legte die Kette vor.

Fünf Minuten war es ganz still. Guido hatte gefunden, was er suchte. Ein kleiner Artikel mit der Überschrift: „Die Internationale Biennale-Ausstellung in Venedig, von unserem Sonderberichterstatte Stock-Schrempf.“ Dann bekam er einen Tobsuchtsanfall. Zerbrach alles, was an Nippes, Vasen und Aschenbechern herumstand. Sprang kreischend durchs Zimmer: „Eine Verhöhnung... ein Dreckhaufen! So kann man höchstens über polnische Literatur schreiben, o, ich bin ein Staatsverbrecher... man wird mich an Italien ausliefern...!“

Eine Stunde später hatte Mieke aus ihm herausgequetscht, daß alles, was er auf vielen Seiten beschrieben hatte, hier aus jeweils einem Satz bestand, in den durch Umstellung und Veränderung eines oder mehrerer Worte ein für Italien beleidigender Sinn gelegt worden sei.

Guido war schwach geworden, wie Simson nach dem Scheren. Er lag wieder im Bett, las mit tonloser Stimme vor und gab seine Erklärungen, wie einer, der mit dem Leben abgeschlossen hat: „Man hat mir in Venedig gesagt, der Freskenzyklus sei ein erster Versuch und was steht hier:

„Der Freskenzyklus in der Haupthalle stellt einen ersten, freilich noch nicht ganz geglückten Versuch dar!“

„Freilich noch nicht ganz geglückt, ist nicht von mir,

„Natürlich gibt diese venezianische Ausstellung noch keine erschöpfende Auskunft darüber, wo die europäische Kunst heute steht.“

Das hat mir der deutsche Botschaftsattaché gesagt, und das habe ich geschrieben. Aber dann? Ich habe außer den Ausländern dreißig Italiener bei Namen genannt und gelobt —, hier stehen die Namen von drei Deutschen, einem Franco-Spanier, einem Jugoslawen, einem Schweizer und einem Belgier! Nicht ein einziger Italiener wird erwähnt. Das ist doch bewußter Hohn! Stattdessen haben sie nur das gelassen, was ich über die zwanzig nichterwähnten Italiener geschrieben habe:

„In weiterem kann man nur über die Grundlinien schreiben, ohne diese Feststellungen mit dem schweren Gepäck der Namen zu belasten.“

Da versteht doch jeder Idiot, daß die Leistungen der Italiener zu unwichtig sind, um auch nur ihre Namen zu nennen. Das wird mir nie verziehen. Ich stelle mich gegen unsere Außenpolitik, Ironie, schlimmste Ironie! Und es wird mich den Kopf kosten, was sie aus meinem Artikel über die Auswahl der italienischen Künstler gemacht haben:

„Ein heikles Unternehmen, die besten fünfzig Maler und Bildhauer namhaft zu machen. Man hat in der italienischen Presse die diesjährige Auswahl der fünfzig teilweise sehr temperamentvoll charakterisiert. Wir möchten auf diese Polemiken nicht näher eingehen. Es stehen oft Schönes und weniger Vertretbares dicht nebeneinander.“

Mieze weinte leise vor sich hin, Guido sprach immer leiser: „Jawohl, wenn du willst, habe ich das geschrieben. Aber mit anderen Worten, im anderen Zusammenhang. Und mitten in drei grundlegenden Abhandlungen. Du kannst das ja nachlesen. Aber niemand wird mir meine Kopien glauben. Sie werden sagen, ich hätte sie nachträglich geschrieben, um mich zu rechtfertigen.“ Er las noch flüsternd den Schlußsatz des Artikels:

„Ist man von der Gegenwartskunst ermüdet, kann man sich alte Bilder ansehen,“ Das heißt also, daß ich die italienische Gegenwartskunst für so ermüdend halte, daß man zu alten Bildern flüchten muß! Und das steht in einer Zeitung ihrer Verbündeten! Mit meinem Namen gezeichnet!“ Guido fieberte. Mieze machte ihm kalte Kompressen. Die Klingel rasselte unaufhörlich. Es wurde auch an die Tür gebumst. Aber niemand brach sie ein.

In der Nacht wimmerte Guido dauernd, er wolle nicht geköpft werden. Im Traum hatte er scheinbar mit irgend jemand eine scharfe Auseinandersetzung, dem er vorwarf, sein Feind zu sein und ihm antifaschistische Artikel unterschoben zu haben. Gegen Morgen bettelte er, man möge ihn doch wieder Forsteleve werden lassen. Und fiel dann in eine Art Leichenstarre.

Um sieben Uhr ging Mieze wieder nach unten, die Zeitung kaufen. Als sie das Zimmer betrat, schreckte Guido auf. Sie suchten, suchten, fanden aber kein Sterbenswörtchen mehr, das sich auch nur im Entferntesten mit italienischer Kultur beschäftigt hätte, wenn man nicht den Leitartikel, der die deutsch-italienische Intervention in Spanien feierte, dazu rechnen wollte. Guido knüllte die Zeitung zusammen und warf sie in die Ecke: „Aus und Schluß! Jetzt kann man nur noch wie ein Kalb warten, bis man abgestochen wird.“

Um acht Uhr machte sich jemand klappernd am Briefkasten zu schaffen. Dann klingelte es. Guido, den die Glocke zum Zittern brachte, bat Mieze: „Sieh mal vorsichtig durch das Guckloch nach, ob es schon die Gestapo ist.“ Mieze zog die Schuhe aus und schlich auf den Korridor. Leise fragte sie: „Wer ist da? Eine grobe Stimme antwortete: „Der Briefträger. Machen Sie auf oder schaffen Sie sich einen größeren Briefkasten an!“ Mieze öffnete und bekam einen Stoß Briefe überreicht, der nicht mehr in den Briefkasten gegangen war, denn darin steckte noch ein ganzer Haufen Post.

Guido startete auf die Briefe wie auf ein Nest gefügiger Vipern. Dann begannen sie gleichzeitig zu öffnen und sich den Inhalt vorzulesen. „Die Monatshefte Soundso bitten um einen Artikel über Italienische Theater“; die hamburgere, leipziger dresdener, kölnische, flensburger, königsberger Zeitung, die Zeitschrift ‚Heil und Sieg‘, ‚Der Schwertruf‘, ‚Die deutsche Frau‘, ‚Der Arbeitsdienst‘, ‚Das Kolonialecho‘, ‚Kind und Küche‘, ‚Die Gartenlaube‘ ersuchen um Beiträge über faschistische Kultur „nach Belieben des Autors“, die Hitlerjugendführung „ladet den großen Italienkenner zu einer Vortragsreihe über italienisches Theater, Literatur und Kunstaustellungen ein; Honorar nach Übereinkunft.“ Und so ging es weiter: Zeitungen, Vereine, Organisationen, Redaktionen! Guido und Mieze verstanden nun überhaupt nichts mehr. Plötzlich sagte Mieze: „Wasch dich!“ Und legte den Hörer wieder in die Telefongabel.

Es folgte ein unruhiger Vormittag. Zuerst rief ein Bekannter von der SS an, der am Abend nach Guidos Ankunft seiner Vorlesung gelauscht hatte: „Mensch, bei euch war wohl das Telefon kaputt? Weißt du schon, du bist zum Sturmführer befördert. Gratuliere! Deine Artikel sind große Klasse. Du bist ein ganz Gerissener, hast uns abends bei dir schön reingelegt mit dem langweiligen Schmus. Donnerwetter, hast du es den Brüdern aber gegeben! Die können sich eine Scheibe davon abschneiden. Und diese Ironie — fabelhaft! Heil und Sieg.“

Dann fragten alle Redaktionen an, ob Herr Stock-Schrempf ihre brieflichen Angebote erhalten habe.

Gegen zwölf übergab ein Diener des Propagandaministeriums ein Schreiben, in dem Guido auf drei Uhr dreißig zu einer Besprechung ins Ministerium gebeten wurde. Vorher empfing er noch ein paar Besuche. Auf alle Komplimente antwortete er mit knappem Kopfnicken oder meckern dem Lachen.

Pünktlich war er im Ministerium. Schwarz angezogen, bleich, abgemagert, schwarze Schatten unter den Augen. Mieke wartete in einer kleinen Konditorei gegenüber.

Der Abteilungsleiter schlug Guido auf die Schulter, erklärte ihn für einen geborenen Politiker, der, wie kein anderer, den richtigen Ton getroffen habe und lobte besonders, wie er tiefste Sachkenntnis mit unerschütterlicher Wahrung deutscher Belange verbunden habe; solche Leute, so schloß er, seien heutzutage nicht mit Gold aufzuwiegen.

Guido ist indessen ein würdiger und selbstbewußter Herr geworden. Er bearbeitet im Propagandaministerium italienische Angelegenheiten. Abends hat er gern einen kleinen, erlesenen Kreis jüngerer Journalisten „zu einem bescheidenen Mahl“ bei sich zu Gast. Beim dritten Glas Wein teilt er seinen Gästen mit, daß Außen- und Innenpolitik nicht immer dasselbe sei, nach dem fünften haut er auf den Tisch und erklärt: „Der Verrat von 1915 ist immerhin eine historische Tatsache. Das unter uns.“ Kommt es aber zum achten, pflegt er die Gattung der Chefredakteure einer scharfen Kritik zu unterziehen...

Im Augenblick sieht Guido seiner Beförderung zum Regierungsrat entgegen.

ZU UNSERN BEITRÄGEN

Macht und Geist von Thomas Mann ist der Teil einer Rede, die er kürzlich beim new-yorker „Deutschen Tag“ hielt.

An das wirkliche Deutschland von Ernest Hemingway (gekürzt) wurde vom „Deutschen Freiheitssender“ übertragen.

Die Ankunft von Bodo Uhse ist ein Abschnitt aus dem Roman, an dem der Autor zur Zeit arbeitet.

Gesichte und Gesichter von Erich Weinert ist (wie auch der Beitrag *Miguel Nunez schreibt*, in Nr. 12) eine Skizze aus dem

in Vorbereitung befindlichen Spanienbuch „Camaradas“.

Die Erfindung von Elisabeth Karr ist ein Kapitel aus dem mit dem Heine-Preis 1938 ausgezeichneten Roman „Alles ist umgekehrt“.

Zwei prager Septembertage von Petr Buk sind zwei Kapitel aus einer Darstellung der „Letzten Tage der Tschechoslowakei“. Der Autor hat sein Werk auf Grund eigener Erlebnisse und Beobachtungen und der Kenntnis wichtiger geheimer Dokumente geschrieben. Das Werk erscheint demnächst in England und Amerika.

KLEINE DEUTSCHE CHRONIK

Paris

(Die Kulturwoche des SDS)

„Unser Volk und seine Schriftsteller“ betitelt sich der programmatische Leitartikel des Sonderheftes der SDS-Zeitschrift „Der deutsche Schriftsteller“, das der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller“ zur Feier seines dreißigjährigen Bestehens herausgab. Dieses Programm steht aber nichts weniger als auf dem Papier: gerade die letzten fünf Jahre seines Bestehens, die der SDS in der pariser Emigration zubringen mußte, beweisen dies. Soweit die freie deutsche Literatur nicht in die Konzentrationslager verbannt ist, wovon das „Moor-soldatenlied“ das bekannteste Zeugnis gibt, oder auf die tiefste Illegalität angewiesen ist — so wurde z. B. zum ersten Heine-Preis ein in der Illegalität geschriebener Roman eingereicht, dessen Verfasser nur zu diesem Zweck ins Ausland kam und längst wieder zur Fortsetzung seiner heroischen Tätigkeit nach Deutschland zurückgekehrt ist — führt sie ihr äußerlich bitteres, aber innerlich großes Dasein in der freien Luft der Emigration und ihre Vertreter haben im Verlaufe des Exils nicht nur immer tiefer und umfassender verstanden, daß ihre Heimat, daß ihr unmenschlich geknechtetes Volk ihr unabdingbarer Nährboden ist und bleibt, sondern sie haben vor allem auch in diesem Bewußtsein immer enger, immer selbstverständlicher, immer geschlossener zueinander gefunden.

Davon gerade zeugt die Jubiläums-Nummer des „Schriftstellers“. Siebzig deutsche Schriftsteller und ihre ausländischen Freunde haben in ihr das Wort genommen; von fünfzig weiteren trafen noch Botschaften und Adressen erst nach der Drucklegung ein. Keiner von ihnen allen, die in Europa und Asien, in Afrika und Amerika die Sache Deutschlands, die Sache des deutschen Volkes mit der Feder führen, ganz gleich, welcher politischen oder literarischen Richtung sie angehören, hat hier fehlen wollen und können; sie haben sich unterschiedslos zueinander und zum deutschen Volke bekannt. Ob Thomas oder

Heinrich Mann, Arnold oder Stefan Zweig, Johannes R. Becher oder Leonhard Frank, Anna Seghers oder Franz Werfel, Joseph Roth oder Alfred Kerr, Alfred Döblin oder Bertolt Brecht, F. C. Weiskopf oder Albert Ehrenstein, Willi Bredel oder Erich Weinert, Gustav Regler oder Hans Marchwitza, E. J. Gumbel oder Ludwig Marcuse, Else Lasker-Schüler oder Balder Olden, Max Hermann-Neisse oder Erich Kuttner, Arthur Holitscher oder Berthold Viertel, Rudolf Leonhard oder Alfons Goldschmidt, Oskar Maria Graf oder Klaus Mann, Friedrich Wolf oder Walther A. Berendsohn, Egon Erwin Kisch oder Paul Westheim, Lion Feuchtwanger oder Alwin Kronacher, Hermann Budzislowski oder Ernst Weiss, Robert Neumann oder Julius Hay, John Heartfield oder Hermann Kesten, Georg Lukacz oder Theodor Plivier, Ernst Toller oder Alfred Wolfenstein, Oskar Kokoschka oder viele andere: sie alle haben sich zur gemeinsamen Sache bekannt, genau so wie ihre ausländischen Freunde: Romain Rolland, Victor Marguerite, Jean Cassou, Edmond Vermeil, Louis Aragon, Jean Zyromski, Francis Jourdain, Jean-Richard Bloch, Frans Masareel, John Strachey, José Bergamin, Nico Rost, Hans Mühlestein, V. Nezval, Martin Andersen-Nexö, Nordahl Grieg, Karin Michaelis, Theodore Dreiser, — um auch hier nur die wichtigsten zu nennen. Sie alle sind gekommen, ihr Bekenntnis abzulegen zu dem, was Thomas Mann in seiner schönen Botschaft für das Heft mit den Worten ausgedrückt hat:

„Die Dichtung muß frei sein. Sie mag sich dann binden, wie sie will, — aber ihre erste, ihre primäre Voraussetzung und Lebensbedingung ist die Freiheit. Darum ist es gut und notwendig, daß es außerhalb der Grenzen totalisierter Politik eine deutsche Dichtung gibt.“

Und wenn Alfred Kurella schreibt:

„Aus den ewigen, unzerstörbaren Kräften des schaffenden Volkes, die heute unterdrückt, aber nicht vernichtet sind, schöpfen wir unsere Kraft. Auf ihnen beruht unsere Zuversicht. Und sie kann nicht betrogen werden“,

dann gibt es hierfür keine bessere Illustration als die dreiundzwanzig deutschen

Schriftsteller, die die deutsche Sache mit der Waffe in der Hand an der spanischen Freiheitsfront verteidigten, und jene zahllosen Opfer wie Erich Mühsam, Theodor Lessing, Carl von Ossietzky, die die faschistischen Henker in Deutschland umgebracht haben.

Das Heft gibt auch einen Überblick über die zweihundert Veranstaltungen, die der SDS im Laufe dieser fünf Jahre durchgeführt hat. Doch konnte dieses Jubiläum nicht der Anlaß zu irgendeiner satten Feier sein, der SDS beschränkte sich darum nicht auf die Herausgabe dieser Sondernummer des ‚Schriftsteller‘ sondern führte in der Zeit vom 4. bis zum 27. November eine ‚Deutsche Kulturwoche‘ durch, die einen eindrucksvollen Rechenschaftsbericht über seine bisherige Tätigkeit zugleich mit dem Bekenntnis zu unbeirrbarer Fortsetzung des großen Kampfes lieferte.

Den Auftakt der Kulturwoche bildete die Eröffnung einer vom ‚Freien Künstlerbund‘ veranstalteten Ausstellung ‚Freie deutsche Kunst‘, die unter dem Protektorat des SDS stand. Eugen Spiro betonte in seiner Eröffnungsansprache, daß der Künstlerbund die Künstler zusammenfaßt, die aus Deutschland oder Österreich emigriert sind, um die Freiheit ihres Schaffens zu wahren. So bot diese erste Ausstellung der „entarteten“ Künstler — es seien nur Krauskopf, Klee, Grosz, Wollheim, Spiro, Lohmar, Trier, Wolff, der erst in der Emigration zum Maler emporgewachsene Uhlman, Ernst und Wüsten genannt — einen reichen Überblick über die im ‚Dritten Reich‘ verfemte zeitgenössische Kunst und das Schaffen des kräftigen Nachwuchses. Ein besonderes Dokument der Ausstellung war ein männliches Porträt von Oskar Kokoschka, das am 5. Mai dieses Jahres von der Gestapo-Abteilung H in Wien in vier Teile zerschnitten worden war. Ein anderes Werk, die bekannte Rötzelzeichnung ‚Rhône et Saône‘ des großen französischen Impressionisten Auguste Renoir, hat die Wiener Gestapo so gründlich vernichtet, daß nur eine originalgetreue Reproduktion auf der pariser Ausstellung gezeigt werden konnte. Ein anderes Bild stammte von dem Maler E. L. Kirchner, der seit zwei Jahrzehnten geehrt und anerkannt in der Schweiz lebte, sich aber im Juni dieses Jahres erschöß, weil er den Gedanken an die tödliche Diffamierung, der die Kunst

heute in seiner deutschen Heimat ausgesetzt ist, nicht ertragen konnte. Noch einen andern Toten ehrte die Ausstellung: den Graphiker Heinz Kiwitz, der in diesem Jahre an der spanischen Freiheitsfront gefallen ist.

Der erste eigentliche SDS-Abend innerhalb der ‚Deutschen Kulturwoche‘ war der diesjährigen Verteilung des ‚Heinrich-Heine-Preises‘ gewidmet, der für die Förderung des emigrierten literarischen Nachwuchses bestimmt ist. Diesmal gelangten die Preise für 1937 und 1938 zur Verteilung.* Preisträger für 1937 wurde der Lyriker Henryk Kisch, der einen Gedichtband ‚Das Leben kein Traum‘ eingereicht hatte. Hans Siemsen, der ihn der Öffentlichkeit vorstellte, bezeichnete ihn mit Recht als einen Nachfahren Heines, aber keinen nachahmenden, sondern einen ursprünglichen, den gerade die Emigration stark und gläubig gemacht und zu eindringlichen, den Leser unmittelbar anredenden Versen voll starker Verbundenheit mit allen Unterdrückten und inniger Liebe zu Deutschland geführt hat. Den Heine-Preis für 1938 erhielt Elisabeth Karr für ihren Roman ‚Alles ist umgekehrt‘, der in einer breiten, mehrschichtigen Handlung, deren hauptsächlichliche Träger Angehörige der Jugend sind, einen umfassenden Einblick in die soziale Entwicklung der bürgerlichen und proletarischen Schichten Budapests seit dem Beginn dieses Jahrhunderts bis zum Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie gibt. Egon Erwin Kisch, der Elisabeth Karr vorstellte, ging in seinen Ausführungen auch näher auf die umfassende und heikle Arbeit des Preisrichterkollegiums ein, das diesmal unter zweihundachtzig Manuskripten diejenigen auszuwählen hatte, die die Idee des Heine-Preises am besten erfüllten. Am gleichen Abend wurde auch der Heine-Preis für 1939 ausgeschrieben, der am 10. Mai, dem Tage der Goebbelsschen Bücherverbrennungen, zur Verteilung gelangen wird. Das Preisrichteramt haben bisher angenommen: Alfred Kerr, Kurt Kersten, Balder Olden und F. C. Weiskopf; das Sekretariat wird von Bodo Uhse und Ruth Lenz besorgt.

Der alljährlichen Generalversammlung, die die Arbeit des abgelaufenen Jahres rück-

* Vgl. S. 33, 34 und 110. *Die Red.*

blickend zu beurteilen und die Hauptlinien der künftigen Arbeit festzulegen hat, kam diesmal, angesichts der Kulturwoche, besondere Bedeutung zu. Sie zerfiel daher in zwei Teile: die eigentliche Generalversammlung selbst und eine gesondert durchgeführte Diskussion der Schriftsteller über das Thema 'Der historische Stoff als Waffe im Kampf um die deutsche Freiheit'. An dem den organisatorischen Fragen gewidmeten Abend wurden Rudolf Leonhard und Egon Erwin Kisch als 1. und 2. Vorsitzender wiedergewählt; der Vorstand setzt sich zusammen aus: Willi Bredel, Robert Breuer, Hermann Budziszlawski, Alfred Kantorowicz, Hans Marchwitza, Ludwig Marcuse und Paul Westheim. Weiter wurde einstimmig die Schaffung eines Präsidiums des SDS beschlossen, zu dem bisher ihre Teilnahme zugesagt haben: Johannes R. Becher, Bertolt Brecht, Alfred Döblin, Lion Feuchtwanger, Leonhard Frank, Oskar Maria Graf, Alfred Kerr, Heinrich Mann, Ludwig Renn, Anna Seghers, Ernst Toller, Franz Werfel und Arnold Zweig. Der Geist und die Gesinnung, die den SDS bei seiner Arbeit beiseit, wird durch folgende Entschließung zum Ausdruck gebracht, die ebenfalls einstimmig angenommen wurde:

„Die am 10. November 1938 abgehaltene ordentliche Generalversammlung des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller in Frankreich stellt mit Freude und Genugtuung fest, daß die Schriftsteller, die in der Emigration die deutsche Literatur repräsentieren, die Notwendigkeit der Einheit und der Aktivität erkennend, in immer größerer Zahl sich um den SDS als die zentrale Schriftstellerorganisation gruppieren. In der langen Reihe von Begrüßungen freiheitlicher Schriftsteller anläßlich seines fünfjährigen Bestehens sieht der SDS einen Erfolg seiner Sammlungsbestrebungen und die Bestätigung der Richtigkeit seiner bisherigen Arbeit. Er dankt den französischen Kollegen für ihre bei dieser Gelegenheit bekundete Solidarität, und er gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Bande der Freundschaft zwischen den deutschen und französischen Schriftstellern, die für die gemeinsamen Ideale der Menschlichkeit und Freiheit wirken, sich immer mehr festigen.

Der SDS hat sich stets bekannt und bekennt sich erneut zu dem Grundsatz, daß

die schöpferischen Kräfte des deutschen Schriftstellers, verwurzelt in der deutschen Sprache, der Ausdrucksform des deutschen Volkes, nur lebendig erhalten werden können in der Verbundenheit mit allen für die Freiheit Deutschlands ringenden Volksschichten. Diese Verbundenheit über alle Hindernisse hinweg zu pflegen, ist neben dem Schutz der materiellen und ideellen Interessen des Schriftstellers in der Emigration eine der wichtigsten Aufgaben des SDS. In den deutschen Schriftstellern, die in Spanien gegen die Unterdrücker unserer Heimat, für Menschlichkeit und Freiheit kämpften, grüßt der SDS die Pioniere eines freien Deutschland. Die deutschen Schriftsteller in der Emigration haben nie aufgehört und werden nie aufhören, den Mißbrauch der berechtigten Friedenssehnsucht der Völker durch die faschistischen Kriegsentfessler zu entlarven und für einen wahren Frieden zu kämpfen. Tief durchdrungen von der Notwendigkeit des brüderlichen Bündnisses aller freiheitlich gesinnten Kräfte unseres Volkes, will der SDS auch in Zukunft alles tun und nichts unterlassen, was geeignet ist, Deutschland von der Geißel des Faschismus zu befreien und das Erbe unserer Meister zu bewahren und zu entwickeln.

Die im SDS vereinigten Schriftsteller, unbeschadet ihrer parteipolitischen Zugehörigkeit, geloben, mit allen Kräften, vor allem aber mit der ihnen anvertrauten Waffe des Worts, für die Einigung des deutschen Volks gegen Hitler zu wirken, um auf diese Weise das Vermächtnis zu erfüllen, das vor mehr als hundert Jahren Johann Gottlieb Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation den Schriftstellern hinterlassen hat: „Das edelste Vorrecht und das heiligste Amt des Schriftstellers ist dies, seine Nation zu versammeln, und mit ihr über ihre wichtigsten Angelegenheiten zu beraten; ganz besonders aber ist dies von jeher das ausschließende Amt des Schriftstellers gewesen in Deutschland, indem dieses in mehrere abgesonderte Staaten zertrennt war, und ein allgemeines Ganzes fast nur durch das Werkzeug des Schriftstellers, durch Sprache und Schrift, zusammengehalten wurde; am wichtigsten und dringendsten wird es sein Amt in dieser Zeit, nachdem das letzte äußere Band, das die Deutschen vereinigte, die Reichsverfassung, auch zerrissen ist.“

Schließlich wurde noch von der Generalversammlung eine zweite Entschließung einstimmig angenommen, in der der SDS *„den deutschen und tschechischen Schriftstellern in der Tschechoslowakei, die sich heute dem Vordringen des Faschismus in ihrer Heimat unter Einsatz von Existenz und Freiheit entgegenstellen, seine tiefste Sympathie und Kameradschaft“* ausdrückt.

Die Diskussion über den historischen Stoff erörterte eines der brennendsten Probleme des heutigen freien deutschen Schrifttums. Sie stieß daher auf außerordentlich großes Interesse: mehrere der hervorragendsten Vertreter der historischen Literatur nahmen in ihr das Wort. Gustav Regler sprach in seinem einleitenden Referat über den historischen Roman. Zunächst wies er die beiden hauptsächlichsten Vorwürfe zurück: den Vorwurf der Flucht in die Vergangenheit und den Vorwurf der Geschichtsverschandlung. Er betonte, daß es darauf ankomme, die Geschichte neu zu lesen, die Begriffe neu zu bilden, Bundesgenossen unseres heutigen Kampfes in der Geschichte der Entrechteten aller Zeiten zu suchen. Hermann Kesten erklärte, der historische Roman stelle kein politisches, sondern ein ästhetisches Problem dar, die Historie sei ein Stoff wie jeder andere, und es käme immer nur auf den Grad der ästhetischen Realität an, es gehe nicht um Stoff und Tendenz, sondern um den Charakter des Künstlers, der sich mit seinem Talent decke. Ludwig Marcuse bezeichnete es als gleichgültig, worüber man schreibe; entscheidend sei, was für ein Mensch schreibe. Die Historie könne höchstens eine Waffe sein, bei deren Anwendung die Interpretation von Fakten den Ausschlag gebe; jede Fälschung sei hierbei höchst gefährlich und antirevolutionär. Kurt Kersten trat für eine Verwendung der Geschichte schlechthin ein; für die Problematik unserer Zeit, die sich über Jahrzehnte erstreckt, sei ein großer weiterer Rahmen erforderlich; in der heutigen ungeheuren Krise der Kulturwelt liefere die Beschäftigung mit der Geschichte den nötigen Abstand, um uns ihre ungelösten Aufgaben erkennen und lösen zu lassen; besonders wichtig sei es für uns, sich mit den Freiheitskämpfen des deutschen Volkes zu beschäftigen; die Geschichte erziehe

zum Realismus und zum Humanismus. Lion Feuchtwanger bekannte sich zu einer experimentell-psychologischen Auffassung des historischen Stoffes; die Beschäftigung mit der Vorzeit erlaube uns, mit weniger getrübbten Augen die Inhalte des Heute frei von den Schlacken der Zufälligkeit zu behandeln und das Heute mit reineren Mitteln darzustellen; die Geschichte vermitteln ein tiefes Gefühl für die Kontinuität alles Lebens; in den Händen eines wirklichen Dichters sei jeder historische Stoff eine Kampfansage gegen den Faschismus. Alfred Döblin ging davon aus, daß man dem Dichter nicht vorzuschreiben habe, wie er den Stoff zu sich sprechen lasse; andererseits aber sei es unerträglich, seinem Gefühl der Zeit gegenüber nicht Ausdruck zu geben; der unmittelbare Kampf gegen den Faschismus sei die Aufgabe der Politiker, für den Dichter gehe es aber um den ganzen Menschen, für ihn sei das Menschsein überhaupt, auch das antifaschistische, zertrümmert, und er habe daher einen viel umfangreicheren Komplex zu gestalten: den Menschen neu zu begründen; jedes Kunstwerk gehöre dem Menschen und dem großen Leben. Rudolf Leonhard wies darauf hin, daß Antifaschismus Kampf für den ganzen Menschen bedeute. Die Grenze des Historischen bestehe nicht in der Stoffwahl; ein historischer Stoff sei vielmehr dann gegeben, wenn ein nach Dynamik und Inhalt geschlossenes Stoffsystem vorliege. Im weiteren Verlauf der Diskussion behandelte noch Johannes Wüsten Frühformen der historischen Dichtung in Deutschland, im besonderen Hartmann von Aue, Gottfried von Strassburg, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Tannhäuser, Recha Rothschild sprach über den Roman Heinrich Manns, Henri IV. Friedrich Wolf erörterte die Behandlung des historischen Stoffs im deutschen Drama, angefangen bei Schiller, Kleist und Büchner bis zu Brecht, Hay und sich selbst; nicht jeder historische Stoff, stellte er fest, eigne sich für die Dichtung; aber im allgemeinen ließe sich doch feststellen, daß es die deutsche dramatische Dichtung immer wieder verstanden habe, die Historie zur Waffe zu schmieden. Zum Schluß wies Gustav Regler nochmals darauf hin, daß es heute gelte, die Geschichte der Massen, unserer revolutionären Ahnen aller Zeiten und Völ-

ker, zu schreiben; die Individualität des einzelnen Schriftstellers müsse bis zum äußersten ausgeprägt sein; aber gerade aus dieser Vielfalt des freien Schöpfungstums wachse die gemeinsame Zusammengehörigkeit im Kampfe empor; mit den heutigen Verfälschern aller Geschichte könne nicht scharf genug abgerechnet werden; um so fruchtbarer werde sich aber die Geschichte für unseren Freiheitskampf erweisen.

Den Höhepunkt der Kulturwoche bildete eine große deutsch-französische Kundgebung für die freie deutsche Literatur, die der SDS in Verbindung mit der 'Internationalen Schriftstellervereinigung zur Verteidigung der Kultur' veranstaltete. Diese Kundgebung war ein machtvolles Bekenntnis der Zusammengehörigkeit im gemeinsamen Kampf. Die verschiedenen Gruppen der französischen Schriftsteller brachten sämtlich durch hervorragende Vertreter ihre brüderliche Verbundenheit mit der freien deutschen Literatur zum Ausdruck: der Ehrenpräsident der 'Société des Gens de Lettres', Victor Margueritte, hatte eine Botschaft gesandt; der Generalsekretär der 'Internationalen Schriftstellervereinigung', Aragon, begrüßte die deutschen Schriftsteller als die Emigranten der Freiheit und dankte ihnen besonders dafür, daß sie sich während der Septemberkrise zur Verfügung gestellt hatten, im Dienste und im Geiste ihrer deutschen Sache Frankreich mit ihrem Blute zu verteidigen gegen einen Überfall des 'Dritten Reichs'; für die angesehenste literarische Zeitschrift Frankreichs, die 'Nouvelle Revue Française', gab deren Chefredakteur Jean Paulhan mit tiefer Bewegung dem Wunsche Ausdruck, Frankreich möge ein würdiges Exil für den freien deutschen Geist sein; für den 'Internationalen Pen-Klub', der fünftausend Schriftsteller in 42 Ländern umfaßt, sprach Benjamin Crémieux, der die deutschen Schriftsteller als würdige Nachfahren der unsterblichen deutschen Kultur feierte; der Chefredakteur der Monatsschrift 'Europe', die vor allem die junge Schriftstellergeneration Frankreichs repräsentiert, Jean Casau, unterstrich die große Aufgabe der exilierten Schriftsteller, die deutsche Kultur durch die liebevollste Pflege der deutschen Sprache und deutschen Denkens in eine hellere Zukunft hinüberzureiten. Ferner sprach Luc Durtain, der es als die

Mission der deutschen Schriftsteller bezeichnete, das deutsche Volk wieder unter die wichtigsten Kulturnationen der Menschheit einzureihen. Jean-Richard Bloch nannte die Exilierten die Zeugen, Opfer und Helden des deutschen Freiheitskampfes, die die Tyrannen ruhig zu schlafen hindern, und gab mehrere markante Beispiele für den wachsenden Widerstandsgeist der verschiedensten Schichten des deutschen Volkes. José Bergamin, der die Gemeinsamkeit des deutschen und spanischen Freiheitskampfes unterstrich, überbrachte die Grüße der spanischen Schriftsteller. Für die tschechoslowakischen Schriftsteller deutscher Sprache nahm F. C. Weiskopf das Wort, der auf die tiefe Verwandtschaft zwischen dem jahrhundertelange tschechischen Freiheitskampf und dem heutigen deutschen Freiheitskampf hinwies. Für die deutschen Schriftsteller sprachen Rudolf Leonhard, Willi Bredel und Hermann Budzislowski; von Thomas Mann, Lion Feuchtwanger und Franz Werfel wurden Adressen an die Versammlung verlesen. Rudolf Leonhard dankte dem französischen Volk und den französischen Schriftstellern für die tätige, kameradschaftliche Gastfreundschaft, die sie dem SDS im Laufe der Jahre immer wieder erwiesen haben. Hermann Budzislowski wies darauf hin, wie der Kampf ums deutsche Wort in dem großen Freiheitskampfe, in den heute die ganze Menschheit gerissen ist, weltweite Bedeutung bekommen hat. Die deutschen Schriftsteller können hierbei mit Stolz feststellen, daß ihr Aufklärungskampf in den bald sechs Jahren ihres Exils keine Lücke aufzuweisen hat. Willi Bredel schließlich legte Rechenschaft darüber ab, wie dem schwer geprüften deutschen Volke in seinen Schriftstellern und Künstlern mutige Verteidiger und leidenschaftliche Ankläger gegen seine Unterdrücker entstanden sind. Hart waren die Opfer, zahllos die Märtyrer. Aber die freie deutsche Literatur ist mit ihrer Not und mit ihrer Aufgabe nur gewachsen. Jedes Wort, das wir schreiben, dient unserem Volk. Nicht zuletzt haben dies die deutschen antifaschistischen Schriftsteller bewiesen, die nach Spanien gegangen sind. Heute im Exil, werden die deutschen Schriftsteller morgen in einem neuen, freien Deutschland die Wortführer und Vertreter des ganzen deutschen Volkes sein.

Im weiteren Verlauf der Kulturwoche gab dann die 'Internationale Schriftstellervereinigung' einen Empfang für den SDS. Lion Feuchtwanger trug unveröffentlichte Teile seines neuen großen Romans 'Exil' vor, der im Frühjahr 1939 gleichzeitig in elf Sprachen erscheinen wird. Zwei Drittel des Manuskripts, das 800 bis 1000 Seiten umfassen wird, sind bereits fertiggestellt. In einer Einleitung machte Feuchtwanger einige allgemeine Angaben über sein Werk. Es handle sich bei seinem Roman natürlich nicht um ein Gesamtgemälde der deutschen Emigration. Vielmehr soll eine Episode aus dem Kampf der deutschen Antifaschisten gegen die Faschisten wiedergegeben werden, und zwar der Kampf um eine in Paris erscheinende deutsche Tageszeitung. Feuchtwanger erzählte, daß er auf Grund des bisherigen Vorabdrucks des Romans zahlreiche Zuschriften erhalten habe von Leuten, die sich in den Romanfiguren, und zwar vor allem in den unsympathischen, zu erkennen glaubten; demgegenüber wies er darauf hin, daß er keine bestimmten Personen nachgebildet habe, sondern daß es ihm um das Typische gehe: der Roman als Ganzes soll ein Bild dieser Zeit des Übergangs sein. Den Ausklang der Kulturwoche bildete schließlich ein literarischer Kabarettabend mit dem Titel 'Die Flüsterharfe'. Der Name ist Hinweis auf jenes Flüstern, das heute noch die illegale Sprache der Unterdrückten ist, bis es eines Tages zu jenem Sturm anwächst, der die Unterdrückten hinwegfegt. Auf vielerlei Arten ist die Freiheitssehnsucht des deutschen Volkes im Laufe der Geschichte von der deutschen Literatur gestaltet worden, auf vielerlei Arten ist in ihr geflüstert worden, mußte von ihr geflüstert werden, und es war ein glücklicher Einfall, die Kulturwoche mit diesem Querschnitt durch fünfviertel Jahrhundert deutscher Freiheitsdichtung enden zu lassen. Eine mächtige Brücke wurde so von der Vergangenheit über die Gegenwart in eine hellere, freie deutsche Zukunft geschlagen, und Egon Erwin Kisch, der mit S. Theodor Dudow die künstlerische Leitung des Abends hatte, konnte in seiner Ansage immer wieder den unlöslichen Zusammenhang zwischen Freiheit und wahrer Kunst lebendig werden lassen. Ob die Harfnerlieder Goethes in der Schubert'schen Vertonung vorgetragen wurden oder

Glasbrenners 'Eckensteher Nante' auf der Bühne stand, ob Nestroys Hebbel-Parodie 'Judith und Holofernes' die ganze schließliche Ohnmacht totaler Tyrannei demonstrierte oder Gottfried Kellers vernichtende Anklage gegen 'Die öffentlichen Verleumder' erklang, ob Brechts 'Stunde des Arbeiters' die ganze hohle Verlogenheit der faschistischen Sozialdemagogie enthüllte oder Fritz Brügels 'Flüsterlied' von den illegalen Kämpfern sang, die nichts hatten und nichts haben und einmal alles haben werden, — immer wieder schloß sich der Ring von der Vergangenheit zur Gegenwart, von der Gegenwart zur Zukunft, von der Emigration zu Deutschland. So wurde wieder einmal offenbar, welches unerschöpfliche kulturelle Erbe der SDS zu verwalten hat und wie er, in der Zusammenfassung aller Kräfte, zugleich zum Brennpunkt der heutigen deutschen Literatur und ihres Kampfes um Deutschland geworden ist.

Die 'Deutsche Kulturwoche' gab einen reichen Überblick über die freie deutsche Literatur, ihre Leistung und ihre Aufgabe, ihre Verwurzelung und ihre Zukunft. Es war kein Zufall, daß ihre sämtlichen Veranstaltungen überfüllt waren, daß sie ein ebenso großes Interesse bei der französischen Bevölkerung wie in der deutschen Emigration selbst fand, daß sich die internationale Presse mit ihr beschäftigte und daß sie durch den Deutschen Freiheitskämpfer vor allem auch im 'Dritten Reich' selbst ihr Echo fand.

Heinrich Mann hat in seinem Beitrag zum 'Schriftsteller' mit seiner klassischen Klarheit den Gedanken ausgedrückt, der den faschistischen Pogromhelden, die Kultur nur zerstören können, die Antwort gibt:

„Man wird groß, man wird zum wenigsten ein Beispiel für viele, durch edles Geblüt und einen volkstümlichen Sinn. Beides haben die Schöpfer, die schöpferischen Denker und Bildner. Sie überzeugen durch ihr Können und Sein. Die anderen, die Feinde der Intellektuellen, überzeugen niemand, sie erzwingen alles nur durch Schrecken. Sie sind schlechtblütig, sie hassen zuerst die Intellektuellen, weil diese die Macht haben, ihr Volk auszudrücken und zu überzeugen. Das wird für die Dauer die größte Macht sein.“

w. f.

Palästina

Bemerkenswert und typisch für das Kulturleben der deutschen Emigration in Palästina ist, daß Vorträge kultureller Art in deutscher Sprache, die außerhalb zionistischer Geistessphäre liegen, niemals von den offiziellen, das heißt zionistischen deutschen Vereinigungen, sondern von Privatpersonen oder Buchhandlungen veranstaltet werden.

Dr. Peter Gradewitz eröffnete seinen Zyklus „Aus der Geschichte des Streichquartetts“, mit einem Vortrag über Mozart.

Dr. Schiff in Jerusalem hielt eine Reihe Vorträge über „Moderne Maler von van Gogh bis Picasso“.

Die zwei deutschsprachigen Zeitungen, (die nicht öffentlich verkauft werden dürfen) nahmen in der letzten Zeit eine führende Rolle im Kulturleben der deutschen Emigration ein. Sie veranstalteten eine Vortragsreihe, in der unter anderen Arnold Zweig über „Die geistigen Grundlagen des Palästinaaufbaus“ sprach. Weiter veranstalteten sie die erste Operettenaufführung in Palästina, und zwar die „Fledermaus“ von Strauß mit einem Ensemble, daß ausnahmslos mit deutschen Künstlern besetzt war. Es wurde zu einem kulturellen Ereignis für ganz Tel Aviv. Der Initiative der Zeitungen sind auch die Einführungsvorträge in deutscher Sprache des Regisseurs Lobe von der „Habima“ zu verdanken. Er sprach über die jetzt auf dem Repertoire stehenden Schauspiele „Weiße Pest“ von Capek und „Brüder Aschenasi“.

Im Verlag Manfred Rothschild, Jerusalem, erschien ein Sammelheft jüdischer Dichtung „Die Ernte“. Dieses Heft soll, wie in der Einleitung gesagt wird, das erste einer ganzen Reihe werden, die der jüdisch-deutschen Dichtung ein neues Heim bieten soll. Leider ist bei allen Arbeiten nur die Sprache, wie die Sch. Ben-Chorin hervorzuheben, obwohl man gerade von ihm schon Arbeiten sah, in denen er sich als fortschrittlich zu erkennen gab. Haben nicht gerade die deutsch-jüdischen Dichter heute mehr zu sagen? Oder wollen sie ihre Tradition — einem utopischen Judenstaate zuliebe — preisgeben?

Der Büchermarkt in Tel Aviv wurde durch die Eröffnung einer Buchhandlung unter

der Firma „ABC“ bereichert. In der angegliederten Leihbibliothek fällt die besonders große Auswahl an freier deutscher Literatur auf.

Radio Jerusalem brachte einen „Wiener Abend“, an dem Lotte Lehmann in deutscher Sprache Lieder aus wiener Operetten sang.

Deutsche Musiker und Sänger haben eine Kammeroper ins Leben gerufen. Die Leitung liegt in den Händen von Walter Eberhard und Paul Breisach.

Die Wintersaison des Palestine Orchestre, das noch durch einige aus Wien emigrierte Musiker verstärkt wurde, begann mit Konzerten unter der Leitung des Gastdirigenten Scenkar. W. V.

PECH ÜBER PECH

I

Im „Braunen Haus“ in Paris gab es Anfang November eine Buchausstellung: den „Ersatz“ für die verbrannte, verbotene oder sonstwie unterdrückte deutsche Literatur. Das braune Buch präsentierte sich in tipp-topper Aufmachung; die graphischen Gewerbe, die in Deutschland immer auf vorbildlicher Höhe waren, konnten selbst vom Nazismus noch nicht ganz heruntergewirtschaftet werden. Aber bei Büchern ist nun mal so, wie's mit dem Malzkaffee (nach dem Reklamespruch einer großen Fabrik aus der Branche) ist: „Der Gehalt machts!“ Der Gehalt der braunen Literatur ist nun aber mal so, daß er Übelkeit erzeugt. Im Ausland, wo die Leute in der glücklichen Lage sind, ihre geistige wie auch sonstige Kost nach ihrem Geschmack auswählen zu können, begegnet das braune Geschreibsel der weitestgehenden Interesselosigkeit. Um sich dumm machen zu lassen, braucht man nicht erst Bücher zu lesen — das dürfte so ungefähr die Auffassung derer sein, für die früher die Neuerscheinungen des deutschen Büchermarkts ein Born reichster Anregungen waren. Mit den Auslandsausstellungen des braunen Buches, so weit sie als Werbeaktion gedacht sind, erleben die Nazis daher auch immer nur Enttäuschungen. Im Frühjahr gab es eine solche Ausstellung in Kopenhagen. Der „Akuka“-Präsident (Altpräsident der Reichskulturkammer) Blunck persönlich war eigens hingeschickt worden,

um den „art- und blutsverwandten“ Dänen die Unübertrefflichkeit des NS-Schrifttums zu Gemüte zu führen, schmerzbewegt wurde er im „V. B.“ (vom 4. 5.) feststellen:

„für den Dänen, der sich im Fach ‚Deutsche Literatur‘ auf unsere Emigranten („unsere“, wie volksverbunden das klingt!) beschränkt“, sei das braune Buch eine Sache, auf die er nicht eben neugierig sei. Jetzt in Paris dürfte der Eindruck noch schmerzbewegender gewesen sein.

In Paris hatte man überdies auch das Mißgeschick, mit der Werbeaktion für das braune Buch in die vom SDS veranstaltete „Deutsche Kulturwoche“ hineinzugeraten, was entschieden ein Regiefehler war, denn in dieser Zeit (wie aus dem Bericht über die „Deutsche Kulturwoche“ zu ersehen ist) waren die pariser Öffentlichkeit und auch die pariser Presse angelegentlichst damit beschäftigt, der freien deutschen Literatur ihre Sympathie zu bekunden und noch weniger als je geneigt, der unfreien Reichskulturkammerliteratur Beachtung zu schenken. Das berliner Propagandaministerium hätte klug daran getan, sich vorher mit der Leitung des SDS zu „verständigen“, dann wäre ihm womöglich das folgende, überaus bedauerliche Mißgeschick nicht passiert.

Abgesehen nämlich davon, daß diese braune Bücherschau — trotz aller Bemühungen, trotz Konzertveranstaltungen, trotz persönlicher Einladungen jedes einzelnen, bei dem man Hitlereympathien glaubte voraussetzen zu dürfen — das lebhafteste Nichtinteresse erregte, ist es vorgekommen, daß diese Schau versehentlich als ... eine der vielen Veranstaltungen der „Deutschen Kulturwoche“ des SDS angesehen wurde.

Die „Nouvelles Littéraires“, wie es sich für eine Fachzeitschrift, eine so vorzüglich geleitete Fachzeitschrift, gehört, haben am 19. 11. auch einen kurzen Hinweis auf diese Buchausstellung „au 3 de la rue Roquepine“ gebracht. Der Verfasser war offenbar so felsenfest überzeugt, daß eine deutsche Buchausstellung in Paris, dem Sitz des SDS, nur eine Ausstellung der freien, unabhängigen, der mit einem Wort: wirklichen deutschen Literatur sein könne, daß er wörtlich schreibt:

„Es handelt sich um eine Ausstellung des deutschen Buches — wohlverstanden des

Buches, das jenseits des Rheins kein Asylrecht mehr hat. Emigrierte Schriftsteller von Phantasie, Kritiker, Musikkenner, Gelehrte, Mediziner haben mitgearbeitet an dieser kulturellen Manifestation, die zeigt, welch lebendige Heimstatt der Intelligenz und der Kunst die deutschen Autoren bilden, die ihrer politischen Überzeugung wegen aus ihrem Vaterland verbannt sind. Daß sie trotzdem nicht aufhören, weiter zu arbeiten und die Hoffnung nicht sinken lassen, ist ein schönes Beispiel. Wir wollen an bessere Tage glauben, sagte M. Emil Ludwig anlässlich dieser Ausstellung. Ein Franzose, Chateaubriand, hat gesagt: Il y a cause de mort dans tout ce qui blesse la dignité de l'homme.“

II

Ein „Entarteter“, Carl Hofer, hat in Pittsburgh auf der „Internationalen Carnegie-Ausstellung“ den ersten Preis erhalten. Zuerkannt von einer internationalen Künstler-Jury, der u. a. der pariser Maler Othon Friesz angehörte. Die Wut darüber, daß eine sachverständige Künstler-Jury, der man nicht einmal politische Absichten unterschieben kann, einen „Entarteten“ mit dem einzigen Kunst-Preis auszeichnet, der international überhaupt noch zur Verteilung gelangt, muß enorm gewesen sein. Da hat man werweißwas aufgestellt, um der Welt einzureden, Leute wie Hofer seien „Kunststotterer“, „krankhaft entartet“, „von Sehstörung befallen“, bemüht mit „Dokumenten künstlerischen Wahnsinns“ die Welt zu zersetzen usw. usw. — der Chef persönlich hat eigens in München und Nürnberg die fulmantesten „Kulturreden“ gehalten — und drüben in Amerika scheint man nicht einmal zu wissen, daß es München und die Reichsöldruckkultur gibt! Goebbels hat im vorigen Jahre auf der Tagung der „Kuka“ behauptet, die Welt kümmerge sich gar nicht um die „Entarteten“, niemand wolle etwas von dem Zeug wissen, geschweige denn es kaufen und siehe da, so was kriegt den ersten Preis und 1000 Dollar in echt Devisen, und das bedeutendste Museum in USA, die „Philipps Memorial Gallery“ in Washington kauft außerdem noch ein Bild von diesem Hofer an, um es vermutlich doch wohl nicht bloß in dem Keller zu verstauen. Unerhört. Daß ein deutscher Maler so unvorschriftsmäßig gut malt, widerspricht

direkt doch den „richtungweisenden“ Kunstauffassungen des ‚Dritten Reiches‘. Pflichtgemäß ist die ‚Kuka‘ — bestimmt „zur Pflege und Förderung der deutschen Kunst und des deutschen Schrifttums“ — so steht wenigstens in dem eigens erlassenen Kulturkammergesetz vom 22. Juli 1933 — denn auch sofort eingeschritten. Und damit es nicht wieder vorkommen kann, daß ein Mann wie Hofer das Ansehen Deutschlands in der Welt dadurch schädigt, daß er eine so hohe künstlerische Auszeichnung einheimst, wurde ihm — das Malen verboten.

Wenn ein Boxer eine Weltmeisterschaft heimbringt, auch wenns bloß per Tiefschlag ist, dann ist Jubel im Lande, dann ist es Stolz der Nation, nationaler Sieg, Überlegenheit der Rasse und wer weiß was noch. Wenn ein Maler das Ansehen der deutschen Kunst auf die Weise mehrt, daß er als sozusagen erster durchs Ziel geht, dann, das wird die Welt doch begreifen, muß ihm das Handwerk gelegt werden.

Das Volk durfte selbstverständlich nichts erfahren von der blamablen Tatsache, daß Hofer den Carnegie-Preis erhielt. Die Goebelspresse durfte kein Wort darüber bringen. Was auch sollte das Volk davon halten? Immerfort bekommt es zu hören, daß nur die Münchener Öldruckkunst „eine wahre und daher auch eine ewige“ sei, daß allein der „Führer“ wisse und bestimme, was Kunst ist, daß Hofer auch bloß so ein „Nichtskönner“ sei. Mühsam genug hat man mit dem Palaver einen Führermythos zu kreieren versucht: Adolf Hitler, der Retter auch der Kultur vor dem Verfall. Muß es nicht ein Loch in dem Nimbus geben, wenn das Volk, das ohnehin von der autoritären Kunstauffassung nichts hält, auch noch zu wissen bekommt, daß man im Ausland genau der gleichen Meinung ist?

Das Malverbot für Hofer beweist jedenfalls eins, daß die Wut, um mich im Münchener Jargon auszudrücken, „eine beispiellose“ gewesen sein muß. Paul Westheim

BRAUNAUER JUGENDGIFT

Verpimpfung

Die deutschen Knaben von zehn bis vierzehn Jahren haben jetzt die schöne Bezeichnung „Jungvolkungen“ oder

„Pimpfe“. Außer mit Schlagen und mit Geschlagenwerden beschäftigen sie sich mit Dichten. Ihr neustes Buch ‚Wir gestalten‘ ist nur von Pimpfen unter vierzehn Jahren geschrieben worden, wie man im Vorwort mitteilt. Ein paar Sätze aus der Skizze eines Zwölfjährigen, ‚Rollko‘ (‚Rollkommando‘):

„Ich will mich grad mal umwenden. Ein Pfiff. Ich rase gleich hoch und tobe raus. Das Rollko tritt an. Die andern plumpsen wieder ins Stroh. Es geht alles ganz schnell vorbei. Vor uns poltern zwei Gestalten und wollen verblühen. Schon sind sie umzingelt und kalt gemacht... Das Rollko schleicht zurück zur Scheune und pennst bis zum nächsten Pfiff.“

Die Zwölfjährigen sind also bereits pogromverwendungsfähig. Ein paar Sätze aus dem Bericht eines Dreizehnjährigen, ‚Einmal haben wir Boote bekommen‘:

„Es dauerte gar nicht lange, da war ein Gefecht im Gange. Wir hatten ein prima schnittiges Boot. Da überfielen uns plötzlich die zwei andern Boote. Ich saß am Ruder. Da plötzlich gab ein Boot Gas und rannte uns entgegen. Ich gab ebenfalls Gas, und in der Mitte prallten wir so zusammen, daß das andere Boot ein großes Loch bekam und schnell ans Land fahren mußte. Wir luden neue Bomben auf, ein zu großer Stein brachte das Boot so zum Schwanken, daß einer herausfiel. Dann sprang alles schnell in das Boot und verfolgte das andere. Mitten im See rammten wir es von der Seite, daß es ganz schräg stand und ein Loch bekam.“

Offenbar Vorübungen für die Besiegung der englischen Flotte.

Ein Vierzehnjähriger macht Verse im Sinn der amtlichen Losung: ‚Der Jungvolkungen Größtes ist die Ehre‘. Der Schluß seines Gedichts ‚Soldatentum‘ heißt:

*„Sterben fürs Land,
das dich genannt.
Das dein Ruhm,
Soldatentum.“*

Sterben ist überhaupt die höchste Lebensform für alle Faschisten vom „Führer“ abwärts. Daher hat auch das Reichskriegsministerium für die Pimpfe folgende Lieder bestimmt: ‚Morgen marschieren wir in Feindesland‘, ‚Brüder, formiert die Kolonnen‘ und ‚Kein schöner Tod ist auf der Welt‘.

Knötel & Sohn

Herr Herbert Knötel, der jüngere, hat es geschaffen: „das Buch für die wehrmacht-begeisterte Jugend und ihre Lehrer, für den nahezu unbegrenzten Interessentenkreis.“ Ein Buch mit Tradition. Der jüngere Knötel hat einen regelrechten Ahnen: den älteren Knötel, den Vater und Professor.

Das Buch enthält die Entwicklungsgeschichte aller Länder bis zur „Jetztzeit“, allerdings auf einem beschränkteren Gebiet. Es handelt sich nämlich um das „Handbuch der Uniformkunde“. Die musisch veranlagten Knötel, Vater und Sohn, haben persönlich und eigens „1500 Uniformdarstellungen“ gezeichnet:

„Auch hierdurch gewinnt das Handbuch an Bedeutung und bleibendem Wert für weite Kreise.“

Man vermißt eigentlich nur noch Ullsteinschnittmuster für die wehrbegeisterte Jugend nebst Lehrern. Entjudete Literatur.

Der gute Kamerad

Menschen sind der faschistischen Regierung verdächtig. Der „Führer“ läßt sie zwar aufs Geratewohl in Massen totschießen. Aber dazu braucht man auch welche. Daher werden die Kinder im Geschichtsunterricht allmählich dazu erzogen, sich an mundtote Kameraden zu gewöhnen, nämlich an Geschütze. Die Lehrer sollen „die Kinder darauf hinweisen, daß für den Soldaten das kalte Geschütz etwas Lebendiges ist, ein Mensch mit Mund und Stimme, der mit Granaten gefüttert wird und den Feinden Schrecken einjagt.“

Besonders soll die Liebe des Deutschen für das Maschinengewehr dadurch hervorgerufen werden, daß er ihm „herrliche Kosenamen“ gegeben hat. Angeführt werden die Kosenamen „Kaffeemühle, Stottertante und Telegrafnonkel“. Mein Lieblingen, was willst du noch mehr.

Die gute Kameradin

Sie heißt die dicke Berta. Sie ist schon etwas alt, aber ein Schelm gibt mehr, als sie hat. Ehre, wem Ehre gebührt. Daher sollen die Lehrer im Geschichtsunterricht die gute Kameradin so einführen:

„Wir wollen uns einmal ein Bild von der dicken Berta ansehen. Wißt ihr auch, wo-

her das Geschütz seinen merkwürdigen Namen hat? Ich will es euch verraten: man wollte die Frau des Herstellers damit ehren, und die hieß Berta Krupp.“

Dem Kropfzeug dürfte es allerdings etwas schwerfallen, zu verstehen, warum man die Frau eines Herstellers von Kruppzeug ehren muß.

Gehorsam kein Stiefkind mehr

Die vornehmsten Leute bemühen sich jetzt im ‚Dritten Reich‘ um die Herstellung von Schulbüchern. Da eigentlich nur noch ein Fach, die Militärwissenschaft, gelehrt wird, sind Offiziere die gegebenen Autoren. Die Richtlinien für Pädagogik hat der Generalstab übernommen. Die Generallinie drückt der Generalleutnant Horst von Metsch so aus:

„Zucht braucht auch in der Schulstube kein Stiefkind des Unterrichts zu sein. Die Freude an Gehorsam läßt sich am Katheder züchten.“

Sie dürfte aber auf schlechten Boden fallen, und das Wachstum wird recht akademisch sein. Die Prügelpädagogik hat Preußen schon einmal zu den Niederlagen von Jena und Auerstedt geführt.

Die arischen Neger

Im Auftrag des ‚Nationalsozialistischen Lehrerbunds‘ wird als „Pflichtbroschüre“ in allen Mittelschulen des Deutschen Reichs vertrieben: ‚Wir trauern um dich, Deutsch-Afrika‘. Die Neger haben offenbar erfahren, daß jetzt die Deutschen selbst nicht besser behandelt werden, als sie früher unter deutscher Herrschaft. Ihre Dolmetscherin ist eine Frau von Boemken. Sie schreibt in dem Vorwort der Broschüre: „Heute rufen die Eingeborenen unaufhörlich nach der Rückkehr der von ihnen so geliebten deutschen Herrschaft. Wenn auch unsere Herrschaft in diesen Ländern vorläufig noch nicht wieder aufgerichtet ist, so leben doch heute wieder unter der Mandats Herrschaft in allen Kolonien fast so viele Deutsche wie vor dem Krieg. Sie fühlen sich zusammen mit der überwiegenden Mehrheit der eingeborenen Bevölkerung als fester und unerlöschlicher Bestandteil des großen deutschen Volks.“

Zur Sicherung ihrer Treue wird man die

Eingeborenen „nach ihrer Rückkehr“ sterilisieren. Oder will man sie schwarz auf weiß als Arier hinnehmen?

Spielerei für Schüler

Die Leitung der deutschen Marine gibt den Lehrern folgende tröstliche Anweisungen: „Der Wandel der Seekriegstaktik vom Rammstoß und furchtbarem (!) Nahkampf zum laufenden oder Passagiergefecht des in Kiellinie fahrenden und Breitseiten feuernden Verbands ist dem technisch angeregten Schüler an Hand von Zeichnungen leicht klarzumachen.“

Da wird den Schülern das Wasser im Mund zusammenlaufen! Wenn ihnen, und noch dazu in diesem Deutsch, der „Seekrieg von morgen“ eingetrichtert wird.

Ausrichtung des Gesamtunterrichts

Der nazistische Lehrerbund hat folgende Richtlinien festgelegt:

„Über ein Jahrzehnt ist die Jugend der Schule anvertraut. Es gilt, die Zeit zu nutzen und die seelischen, körperlichen und geistigen Kräfte im Sinn der Wehrbereitschaft und des Einsatzwillens zu formen und zu stählen, gleichviel ob bei Jungen oder Mädchen.“

Da offenbar viele deutsche Lehrer diesen Unterrichtsgrundsatz nicht begreifen, hat man für sie „Überholungslager“ eingerichtet. Hier werden sie maschinell in ihrem Wissen überholt und militärisch ertüchtigt. Sie haben einfach die Schläge weiterzugeben. Das ist weniger schwer zu begreifen. Nicht ertüchtigte Lehrer werden später einfach entlassen. Dazu genügt auch die Meldung „verdächtiger Äußerungen“ durch Pimpfe. Infolgedessen ist im „Dritten Reich“ bereits Lehrermangel, ein erfreuliches Zeichen für den Kulturwillen der deutschen Lehrerschaft.

Herwarth Walden

KLEINER RATGEBER FÜR ALLE ARISCHEN LEBENSLAGEN

Achtung, Beamte!

Das „Dritte Reich“ sorgt für jeden Stand. Soeben ist erschienen: „Reichsdienststrafordnung (Umfang etwa 480 Seiten) von Professor Brand, Mitglied des Ausschusses für Beamtenrecht der Akademie für Deutsches Recht“.

Nicht einmal dafür mehr Absatz

Anzeige im Buchhändler-Börsenblatt:

„Für meine Ahnenmappe, die zugleich Ahnenpaß und Ahnentafel ist, außerdem ein Fotoalbum darstellt und vorwiegend der Familienchronik dient, *suche ich Verleger.*“

Der unnütze Fresser

Vor dem Heldentod pflegt auch bei Ariern ein gewisser Grad von Ernährung nötig zu sein. Der faschistische Dichter Martin Dey springt dem „Dritten Reich“ bei. Er führt in einem Roman aus, daß man „aus eigener Kraft“ auch zum Essen kommen könne. Sein „Unnützer Fresser“ ist „keine erfundene Gestalt“. Durch die Besinnung auf eigne Kraft kann man zum Beispiel bei Pogromen noch „ein ganzer Kerl werden“. Man muß eben sein Fressen verdienen.

Wieder eine Lücke geschlossen

Der „Verlag der Deutschen Arbeitsfront“ weiß, was not tut. Er gibt ein neues Buch heraus: „Wie erziele ich ein einwandfreies Blätter- und Plunderteig-Gebäck?“ Parteiamtlich wird dazu mitgeteilt:

„Alle Fragen über Blätter- und Plunderteig, die irgendwie auftauchen könnten, beantwortet sofort, zuverlässig, treffend und vor allem leichtverständlich unter Heraushebung aller Fehlerquellen das soeben erschienene Büchlein. Alle wesentlichen Gebäckfehler sind übersichtlich in Tabellen zusammengestellt.“

Hingegen wird von der Deutschen Arbeitsfront zu dem ganzen Plunder nicht geliefert: Mehl, Butter und Eier. Man fürchtet, sonst die Fehlerquellen zu verstopfen und somit den Absatz der Deutschen Arbeitsfront für ihr Büchlein zu gefährden.

Das Hohelied der Prothesen

Das „Dritte Reich“ bereitet planmäßig die Glieder-Ersatzwirtschaft vor. Man erfindet verschiedene neue Methoden, „die den Bedürfnissen der Praxis entsprechen.“ Über den Absatz hat man in Geschäftskreisen keinen Zweifel. Wesentlich ist die „Systematik der abnehmbaren partiellen Prothesen“ und „die Unterfütterung ganzer oberer und unterer Prothesen.“ Die Prothesen der deutschen Glieder-Ersatzwirtschaft gehen absolut „in Fleisch und Blut über“.

Das findet wenigstens der Professor der Universität Marburg:

„Aus der Synthese der Prothese und ihres Kräftespiels zur Synthese und zum praktischen Verständnis ihrer Wirkweise. Falsch und richtig, warum falsch und warum richtig, das wird dem Praktiker in Fleisch und Blut übergehen.“

Die Schlupfwespen gleichgeschaltet

Da gibt es jetzt im ‚Dritten Reich‘ einen Dichter namens Heinrich. Der ‚Schwäbische Merkur‘ in Stuttgart ist ganz hin:

„Über allem liegt eine sympathische persönliche Note der Naturverbundenheit eines geistigen Menschen, der dazu das Zeug hat, im Sattel wie im Führersitz des Flugzeugs dem Feind erfolgreich zu begegnen.“

Deswegen nennt Herr Heinrich sein Buch auch ‚Von den Fronten des Kriegs und der Wissenschaft‘. Aber der Mann hat auch Empfindung, und zwar echt faschistische: *„Und seine große Liebe sind die dämonischen Schlupfwespen.“*

Womit diese Viecher auch deutsch gearischt wären.

Etwas fürs Volk

„Zur Erleichterung der Berechnung der Wehrsteuer, die bei Arbeitnehmern ebenso wie die Lohnsteuer durch Abzug vom Arbeitslohn erhoben wird, ist eine Wehrsteuertabelle erschienen, aus der die Wehrsteuer sofort abgelesen werden kann.“

G. Bodmer

HERRN FETTMILCHS TATEN UND ENDE

Wir sind um ein Jubiläum gekommen: Im Jahre 1939 hätte Deutschland den 325. Jahrestag des Endes der gewaltsamen Judenverfolgung feiern können; am 22. August 1614 fand in Frankfurt am Main ein Judenpogrom statt, das alle Kulturschichten bisher als *letzte* auf deutschem Boden bezeichnet hatten.

Es lohnt sich heute, wo die faschistischen Pogromisten es fertiggebracht haben, dieses ‚letzte‘ Pogrom in Deutschland zum vorletzten zu machen (nach einer 325jährigen Pause!), an dieses Ereignis zu erinnern, das unter dem Namen ‚Fettmilch-Aufbruch‘ in die Geschichte eingegangen ist.

In Frankfurt hat sich die Erinnerung an diese Geschichte lange Zeit lebendig erhalten. Goethe berichtet in ‚Dichtung und Wahrheit‘, wie er sie sich immer wieder erzählen ließ. Er bemühte sich, die näheren Umstände zu erfahren und zu vernehmen, „was das für Leute gewesen seien“. Er empörte sich über die Untaten der Pogromisten, freute sich aber auch darüber, daß sie nicht nur der gerechten Strafe nicht entgingen, sondern daß durch ihre Bestrafung auch ein freieres demokratisches Regime in der Stadt einzog, indem von nun an „Juristen, Kaufleute und Handwerker am Regiment teilnahmen, das, durch bürgerliche Kollegen eingeschränkt, das Rechte zu tun berufen war, ohne zum Unrechten sonderliche Freiheit zu behalten“.

Aber nicht nur deshalb, weil damals die Pogromisten zur Verantwortung gezogen wurden und das beschämende Ereignis im weiteren Verlauf zu einem Sieg der Demokratie führte, ist der ‚Fettmilch-Aufbruch‘ bemerkenswert, sondern auch weil er schon damals genau die politischen Hintergründe dieses wie aller Judenpogrome erkennen läßt.

Die Geschichte spielte sich folgendermaßen ab:

Im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts spitzte sich in der freien Reichsstadt Frankfurt der Gegensatz zwischen den Zünften und Gewerken einerseits und den Patriziern mit den Limpurg und Frauenstein (alten hessischen Adelsfamilien) an der Spitze noch einmal außerordentlich zu. Die Patrizier hatten das Monopol des Stadtrates und nützten ihre Machtstellung gegen die bürgerlich-demokratischen Elemente aus. Die gequälte Bürgerschaft wandte sich schließlich an den neugekrönten Kaiser Mathias mit einer Klage- und Bittschrift. Der Kaiser, der es mit der Verwaltung der reichen Stadt nun zunächst nicht verderben wollte, zog die Untersuchung in die Länge. Die Lage drohte gefährlich zu werden — da fand sich ein frankfurter Streicher-Goebbels mit Namen *Fettmilch*. Er war ein verkrachter Rechtskonsulent und zur Zeit Lebkuchenbäcker. An der Spitze einer ebenso gewissenlosen Bande von Demagogen (heruntergekommenen Advokaten und Handwerksmeistern wie er — man kennt diese „Rasse“!) gab er das Stichwort: Die Juden sind an al-

lem schuld! Die Bande organisierte Zahlungsboykotte gegenüber den kleinen jüdischen Geldverleihern (die an den Riesenwuchergeschäften der Herren vom Rat höchstens als Zwischenhändler beteiligt waren) und Straßenumzüge mit Anpöbelungen jüdischer Bürger. Als ein kaiserliches Mandat diese Unruhen verbot, schlug Fettmilch los. An der Spitze einer Horde von deklassierten Elementen zog er am 22. August 1614 nach der Judenstadt, stürmte sie und nun begannen die üblichen Plünderungen und Vergewaltigungen, an denen sich Herr Fettmilch höchst persönlich ausgiebig beteiligte. Fettmilch konnte sich während einiger Tage zum Herrn der Oststadt machen und benützte diese Gelegenheit, um die gesamte jüdische Bevölkerung durch das Fischerfeldpförtchen aus Frankfurt zu vertreiben. Die nicht jüdische Bevölkerung der Stadt stand diesem Treiben nicht nur fern, sondern es wird gemeldet, daß die besseren Elemente der Bürgerschaft sich bemühten, die Habe der Juden vor den Banditen zu bergen, ja daß ein Ehrenmann sechzig bedrohten Juden in seinem Hause Zuflucht gewährte.

Wir haben also bei diesem vorletzten Pogrom in Deutschland aufs Haar genau die gleichen Züge vor uns, wie bei dem letzten: ernste Klassenkämpfe als sozialpolitischen Hintergrund; die Judenhetze als Mittel der Ablenkung; verkommene, deklassierte Elemente als demagogische Organisatoren; persönliche Bereicherung der Pogromisten als Nebenzweck; Abscheu gegen das barbarische Wüten, ja Unterstützung der verfolgten Juden bei den besseren Elementen der Bürgerschaft. Und selbst ein Moment, das auf den ersten Blick jenen Pogrom von dem heutigen zu unterscheiden scheint: daß nämlich in der vordersten Reihe der Pogromisten ein (allerdings getaufter) Jude marschierte, der Herr Fettmilch — selbst das ist nicht ganz originell. Denn bisher haben wir nichts davon gehört, daß die deutschen Pogromisten von heute den Milch (natürlich ohne Fett, das versteht sich im Deutschland von 1939), der als Kollege Görings an der Spitze der faschistischen Luftwaffe steht, beseitigt hätten!

Aber eins unterscheidet das vorletzte Pogrom von dem letzten — jedenfalls vorläufig — das Ende nämlich.

Die Empörung über die Schandtat war in

Deutschland so groß, daß der Kaiser eingreifen mußte. Er ließ Fettmilch und Co. fangen, führte die Juden in die Stadt zurück, die Banditen kamen vor Gericht und wurden am 28. Februar 1616 auf dem Römer öffentlich hingerichtet. Für die Stadt aber hatte die ganze Geschichte die demokratische Reform der Stadtverwaltung zur Folge, ein Ende, das im höchsten Grade befriedigend und ... verheißungsvoll ist!

A. K.

ZWEI BRIEFE ÜBER MUSIK UND ANDERES

I

Brief der Frau des Rangierers Hoffmann in Holzminden an ihre Schwester in Frankfurt a./O.

Holzminden, 8. November 1938.

Liebe Schwester!

Diesen Brief gebe ich Herrn Wedel mit, der Güterzugbremser auf dem Bahnhof ist, wo mein Mann arbeitet. Er wird übermorgen in Frankfurt sein und bei euch vorbeikommen. Ich muß mir meinen Kummer vom Herzen schreiben, liebe Schwester. Vorgestern haben wir endlich unseren Jungen wieder bekommen. Mein Mann hat ihn geholt. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie unser Herbert aussieht. Als wir ihn vor anderthalb Jahren weggaben, war er doch für seine fünfzehn Jahre recht kräftig. Jetzt hätte ich ihn kaum erkannt, wenn mein Mann nicht dabei gewesen wäre. Als sie ausgestiegen waren, gab er mir die Hand, wie einem fremden Menschen. Er ist blaß wie der Tod, hat lauter Falten im Gesicht und dann geht er so gebückt, als wenn er schwer krank wäre, am meisten macht mir Sorge, daß er dauernd hustet. Auf dem Nachhauseweg hat er kein Wort gesprochen. Als ich ihn fragte, was er gern möchte, hat er so leise gesagt, daß man es kaum verstehen konnte: „Schlafen.“ Das Essen hat er nicht angerührt. Ich habe ihn zu Bett gebracht wie früher, als er noch klein war. Ich wollte ihm keine Tränen zeigen, aber Du kannst Dir denken, wie ich mich zusammennehmen mußte. Als er das Nachthemd anzog, habe ich gesehen, daß er nur Haut und Knochen ist und am Rücken lauter blaue und gelbe Striemen von Schlägen hat. Ich habe so getan, als bemerkte ich es nicht. Der Junge scheint aber gar nicht darauf geachtet zu haben.

Er ist gleich eingeschlafen und erst gestern nachmittag aufgewacht.

Ich hatte einen großen Topf Erbsensuppe gekocht mit Kartoffeln drin, so daß der Löffel stand und anderthalb Pfund Schweinebauch hineingetan. Ich wasche doch beim Schlächter Vehsekamp, und als er hörte, daß der Junge kommt, hat er mir das Fleisch besorgt. Drei tiefe Teller voll hat Herbert gegessen und das halbe Fleisch: wenn er eine Portion aufhatte, sah er auf den Tisch, als ob er sich nicht traute, noch um eine zweite zu bitten. Gesprochen hat er kein Wort. Dann hat er sich gleich wieder schlafen gelegt. Ich wollte nur, daß er schnell vergißt, was er Schlimmes durchgemacht hat.

Der Schlächter Vehsekamp hat ja immer gesagt, Musik wäre nur etwas für reiche Leute, für unsereinen käme nichts Gutes dabei heraus, besonders heutzutage. Aber mit dem Jungen war ja nichts anzufangen. Seit seinem zwölften Jahr hat er uns gequält mit dem Violine-Spielen. Er hat ein gutes Gehör, wie alle sagten. Auf dem Klavier unserer Nachbarn konnte er jede Melodie nachspielen, die er einmal gehört hatte.

Eigentlich bist auch Du, ohne es zu wollen, etwas schuld, daß es so gekommen ist. Als er damals in den Ferien bei Dir in Frankfurt war, hast Du ihn doch einmal zu einem Geigenkonzert mitgenommen. Seitdem war der Junge wie verrückt. Mein Mann hatte ihm schließlich versprochen, wenn er aus der Schule kommt, kauft er ihm eine Geige und gleichzeitig sollte er in die Lehre gehen und was Ordentliches werden, denn was hat ein Musiker heute bei uns schon für eine Zukunft. Mein Mann wollte den Jungen bei der Bahn unterbringen. Er ist zwar bloß Rangierer, aber Herbert hätte Reparaturschlosser werden können. Kaum hatte der Junge aber die Geige, da saß er den ganzen Tag bei seinem Freund Ludwig, der auch eine hatte, und sie suchten sich mit den Fingern die Töne zusammen. Er weinte und bettelte, wir sollten ihm doch erlauben, Geiger zu werden. In der Schule hatte er Angst gehabt, davon zu sprechen. Damals war noch kein Zwang für die Kinder, in der Hitler-Jugend zu sein; der Junge hatte keine Lust dazu, und uns war es gleichgültig; aber die Hitlerjungen verhauchten jeden, der überhaupt für Kunst oder so etwas Interesse hatte. Außer

uns wußte nur der kleine Ludwig davon, der Sohn von der Witwe Schmidt, die das Gemüsegeschäft hat.

Was Herbert wollte, das wollte Ludwig auch. Eines Tages kam er und erzählte, daß es Musikschulen gäbe, wo man richtig ausgebildet werden könnte. Seine Mutter hätte schon seinetwegen an einen Besitzer so einer Schule geschrieben, in Bünde. Unser Herbert gab jetzt keine Ruhe mehr, bis wir auch an den Direktor schrieben. Der antwortete uns sehr freundlich, er habe achtzehn Schüler im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren, er leite die Schule schon seit 1922, sein Vater sei auch Musikdirektor gewesen, seine Schüler hätten alle ihr Instrument richtig gelernt, er achte auf Disziplin unter den Jungen, seine Frau sorge wie eine Mutter für die Zöglinge, und wir könnten ihm den Knaben ruhig anvertrauen. Der Brief war mit allen Titeln und Ämtern, die der Direktor in der Arbeitsfront und SA hatte, unterzeichnet und hatte einen richtigen Stempel.

Nach langem Nachdenken erklärten wir uns einverstanden. Wir wußten, daß wir uns das teure Schul- und Kostgeld würden abhungern müssen, aber was tut man nicht für sein einziges Kind. Wir unterschrieben einen Vertrag, der dem Schreiben gleich beilag. Wenn wir damals so klug gewesen wären, wie wir heute sind, hätten wir gemerkt, was hinter den einzelnen Paragraphen steckte! Daß wir es nicht merkten, hat unseren letzten Groschen und unserem Herbert anderthalb Jahre und seine Gesundheit gekostet.

Mein Mann konnte sich nicht frei machen, deshalb hat er den Jungen der Witwe Schmidt mitgegeben, die ihren Ludwig hinbrachte, weil sie einen Verkäufer im Laden hat und ruhig mal einen Tag wegbleiben kann. Als sie zurückkam, hat sie uns erzählt, daß der Musikdirektor ein kleines Haus hat, wo auch die Schüler wohnen. Aber der Direktor und die Schüler waren an dem Tag nicht da, sondern nur die Frau Direktor. Sie sagte, ihr Mann sei für ein paar Tage verreist und die Schüler seien mit einem Gehilfen ihres Mannes über Land, um ein Konzert zu geben; das geschehe öfter, damit die Knaben Praxis in der Kunst bekämen. Frau Schmidt hat gedacht, das müßte so sein. Die Frau Direktor war sehr pressiert, so daß Frau Schmidt gar nichts weiter gesehen hat, sondern die

Kinder daließ und ganz beruhigt wieder nach Hause fuhr.

Wir haben dann unserm Jungen ein paar-mal geschrieben, aber immer hat uns der Direktor geantwortet, daß es ihm gut gehe und er Fortschritte mache. Nur als das Gesetz kam, daß alle Jugendlichen zwangsweise in die Hitlerjugend eintreten mußten, hat uns Herbert das in ein paar Zeilen mitgeteilt, weil wir was unterschreiben sollten. Vor etwa sechs Monaten verspäteten wir uns mit dem Quartals-Schulgeld; wir hatten es einfach nicht. Da bekamen wir von dem Direktor einen groben Brief, daß er vertraglich berechtigt sei, Schadenersatz zu verlangen, wenn wir das Geld nicht sofort schickten. Wir haben unsere Trauringe versetzt, und Du hast uns noch den Rest geliehen. Und wenn der kleine Ludwig Schmidt sich nicht das Leben genommen hätte, wüßten wir heute noch nicht, was in der Musikschule los ist!

Die Jugendführung wollte die Sache vertuschen und verlangte, daß der arme Ludwig da, wo die Musikschule ist, und nicht in unserem Städtchen begraben werde. Aber die Witwe Schmidt hat darauf bestanden, weil doch ihr seliger Mann auch auf unserem Friedhof liegt. Fast die ganze Bevölkerung war mit bei dem Begräbnis, so eine Empörung herrschte. Mein Mann schrieb sofort an den Musikdirektor und verlangte unseren Jungen zurück. Er bekam zur Antwort, daß heute Zucht und Ordnung herrschten, daß er sich hüten solle, auf Verleumdungen und Hetzereien zu hören, und daß unser Junge nur freigegeben würde, wenn wir tausend Mark Schadenersatz zahlten, weil wir vertraglich verpflichtet wären, Herbert bis zum Ende der Lehrzeit dort zu belassen.

Da haben wir uns, ebenso wie die Witwe Schmidt, an die Reichs-Jugendführung gewandt, weil die doch dafür verantwortlich ist, was mit unserer Jugend geschieht und in ihren Zeitungen immer so große Artikel über die Ziele der deutschen Jugend stehen. Scheinbar haben sehr viele Eltern geschrieben. Jedenfalls haben sie wohl selber Angst vor dem Skandal bekommen, weil sich das in der Bevölkerung immer mehr herumsprach, denn zwei Wochen nach dem Selbstmord, im Oktober, erschien in ihrer Zeitschrift 'Das Junge Deutschland' ein Artikel, worin sie gezwungen waren, die Mißstände selber zuzugeben; und wir

sahen daraus, daß die Zustände in der Musikschule, wo Herbert war, keine Ausnahme sind, sondern daß in allen deutschen Musikschulen solche ungeheuerlichen Sachen vor sich gehen!

Die Zeitschrift schrieb dasselbe, was in dem Vertrag stand, den wir unterschrieben haben: „Ihrem Aufbau nach soll die Lehr-lingskapelle ein gewerbliches Unternehmen unter Leitung einer anerkannten Lehrkraft sein, das in der Hauptsache durch die Lehrgelder der Lehrlinge und durch Mitwirkung der Lehr-lingskapelle an Veranstaltungen aller Art getragen wird.“ Dazu muß ich Dir sagen, daß in dem Brief des Direktors an uns von einem Orchester die Rede war, das unter seiner Leitung aus den Schülern gebildet würde und von Zeit zu Zeit auch öffentlich auftreten solle. Das klang sehr solide, welche Meinung bei uns noch durch den Satz bestärkt wurde: „Ihrem Zweck nach soll sie musikbegabten Jugendlichen, die den Musikerberuf ergreifen wollen, eine gründliche und vor-schriftsmäßige Ausbildung vermitteln.“

Wie dieser Verpflichtung aber nachgekommen wird, siehst Du daraus, daß sie jetzt schreiben müssen, „daß unhaltbare Zustände bei einem nicht geringen Teil der sogenannten Musikschulen, besser Lehr-lingskapellen bestehen.“ Und der ganze Vertrag war ein großer Betrug, denn es gibt „Lehr-verträge, die dem Lehrherrn nur Rechte, dem Lehrling dagegen nur Pflichten zuweisen.“ Sie drucken einen Paragraphen ab, den sie doch selber geprüft und gebil-ligt hatten: „Alles Unerlaubte ist dem Lehrling verboten. Zuwiderhandlungen verpflichten die Eltern oder Vormünder zu Geldstrafen in jeweils vom Lehrherrn bestimmter Höhe.“ Heute müssen wir uns Vorwürfe machen, daß wir damals so blind waren. Da wir immer darauf geachtet hatten, aus Herbert einen anständigen Menschen zu machen, glaubten wir, daß der Paragraph uns nichts angehe. Wir dachten, das wäre gegen die Lausejungen, wie es heute so viele gibt, die nichts lernen wollen. Deshalb waren wir auch sehr erstaunt, als wir zwei Monate, nachdem der Junge weg war, einen Brief vom Direktor bekamen, mit einer Liste: „1 G-Saite zer-rissen, 1 Tasse zerbrochen, Soße vergossen (Tischtuch mußte gewaschen werden), macht 15 Mark Schadenersatz.“ Mein Mann hat Herbert einen bösen Brief ge-

schrieben, daß er seinen Eltern keine Schande und überflüssige Kosten machen solle, und wir haben das Geld bezahlt. Heute wissen wir, daß die ganze Liste nur ein Betrug war, um mehr Geld aus uns herauszupressen.

Wir haben auch unseren Jungen nie geschlagen, deshalb nahmen wir an dem Absatz: „Dem Lehrherrn wird das gesetzliche Züchtigungsrecht vertraglich von den Eltern zugesichert“ keinen besonderen Anstoß. Wir wußten, in den Schulen wird geprügelt, das ist die neue Sitte. Aber daß das auch unserm Sohn passieren könnte, hielten wir für ausgeschlossen. Er war doch anständig erzogen. Gestern Abend hat uns Herbert nun erzählt, als wenn er vom Wetter spräche, daß er jedesmal Ohrfeigen bekam, wenn er zur Frau des Direktors nicht höflich genug war, daß er auf dem Nachhauseweg mit Lederriemen geschlagen wurde, wenn er nachts um drei Uhr beim Spielen nicht munter bleiben konnte; und wenn er morgens nicht von der Pritsche konnte, weil er sich erst drei Stunden vorher niedergelegt hatte, stürzten sich die Gehilfen des Direktors auf ihn und hieben solange auf ihm herum, bis er auf allen Vieren aus dem Keller kroch. Was sie mit Herbert machten, war aber noch gar nichts gegen das, wie sie den kleinen Ludwig Schmidt gepeinigt haben. Bevor er sich aufhängte, wollte er unseren Sohn auch dazu bringen. Welch ein Glück für uns alle, daß er es nicht getan hat!

Als mein Mann mittags in Bünde ankam, ging er gleich in das Haus des Musikdirektors. Der war nicht da. Aber seine Frau, seine beiden Gehilfen und die Schüler. Einige übten auf ihren Instrumenten. Mein Mann hat mir das erzählt. In drei Zimmern und in der Küche, auch auf dem Boden saßen sie, einer neben dem anderen und spielten ihre Lektionen. Niemand achtete darauf, ob sie falsch oder richtig spielten. Die Frau frühstückte gerade. Einige Jungens waren am Bodenaufwaschen. Unser Herbert stand in der Küche und bügelte die Wäsche der Direktorin. Mein Mann sagt, er hätte vor Aufregung kaum sprechen können. In der Zeitschrift steht natürlich bloß: „Der Lehrling muß der Ehefrau des Lehrherrn bei häuslichen Arbeiten (Großreinemachen, große Wäsche) Hilfe leisten.“ Aber erstens tat die Frau des

Direktors überhaupt nichts, und die Jungens mußten Kartoffeln schälen, jeden Tag reinemachen, die ganze Wäsche waschen, mangeln und plätten, einer war sogar gezwungen, täglich Strümpfe und Unterwäsche der Direktorfamilie zu stopfen.

Außerdem mußten sie jeden Tag acht Stunden Musik üben. In dem Artikel wird geschrieben „Die 16. bis 18jährigen haben außerdem acht Stunden tägliche Ausbildung.“ Wie aber die Ausbildung aussieht, wird ebenfalls mitgeteilt: „Die Lehrlinge werden von Gehilfen ausgebildet oder müssen sich selbst helfen.“ Das stimmt. Herbert erzählt, daß der Direktor in einem Jahr nur dreimal persönlich bei den Übungsstunden anwesend war, und die Gehilfen hätten selbst nichts gekonnt.

Dabei wurde den Jungens nichts anderes beigebracht, als ein paar Walzer, Polkas, und Rheinländer. Wenn es recht laut war, wurde gelobt, sonst war alles gleichgültig. Als mein Mann unseren Sohn aufforderte, sofort seine Sachen zu packen, mischte sich die Frau des Direktors ein und verbot ihm das. Da sagte mein Mann, daß er dann die Sachen selber packen würde. Er fragte Herbert, wo sein Spind sei. Die Frau schrie, das sei Hausfriedensbruch, und lief den Direktor holen. Der Junge führte meinen Mann in den Keller. Dort wohnten die Schüler. Und wenn in der Zeitschrift der Hitlerjugend steht: „Ähnlich steht es mit den Räumen, die den Jugendlichen zur Unterkunft zugewiesen werden, und die nur in seltenen Fällen den Anforderungen der Hygiene standhalten“, so gibt das gar kein Bild, wie es wirklich in dem Keller aussah! Mein Mann erzählte mir, daß er es nicht geglaubt hätte, wenn er es nicht selbst gesehen hätte: die Wände ganz mit Schimmel bedeckt, kleine vergitterte Fensterchen, durch die kein Licht fiel, an einer Wand Kartoffeln und Kohlen, an der anderen nebeneinander ein- und zwanzig Strohsäcke, stinkend und triefend vor Nässe wie der ganze Keller. Kein Spind, kein Kasten. Die Sachen von den Kindern lagen und hingen herum, wie es gerade kam. Mein Mann ist, während Herbert packte, in den Flur gegangen, um etwas frische Luft zu schöpfen und den Direktor zu erwarten.

Dabei ist er mit den beiden Jungens ins Gespräch gekommen, die reinemachten. Er hat sie gefragt, was sie zu essen bekom-

men. Erst haben sie nicht antworten wollen, dann hat einer gesagt: „Zuviel zum Verhungern und zu wenig zum Sattwerden.“ In dem Artikel über die Musikschulen müssen sie sogar schreiben: „Wenn aber für fünfundzwanzig internatmäßig bei ihrem ‚Musikdirektor‘ untergebrachte Lehrlinge zur Hauptmahlzeit nur 60 Gramm Fleisch pro Kopf und für den ganzen Tag insgesamt anderthalb Semmeln, 6 Scheiben Wurst, 25 Gramm Margarine, 6 Scheiben Wurst, etwas Käse oder Marmelade bewilligt werden, so ist das keine Ernährung, von der eine ausreichende körperliche Kräftigung erwartet werden kann.“

Unser Junge sagt aber, daß sie bei etwa siebzehn- bis achtzehnstündiger täglicher Arbeit höchstens zweimal in der Woche überhaupt Fleisch gesehen haben, nur bloß so viel, daß in der Kartoffelsuppe bei jedem ein paar Fasern schwammen. Mit der Margarine stimmt es, daß sie nach dem Frühstück alle war; zum Abendbrot hat niemand mehr Brot gehabt. Ein paarmal gab es Pferdewurst, sonst nur Rübenmarmelade, manchmal etwas Käse. Aber es war kein Tag, an dem der Junge satt geworden wäre. Als ich ihn fragte, warum er mir denn nichts davon geschrieben hätte, sagte er, das hätte sich niemand getraut, wegen der Prügel, wenn etwas davon herausgekommen wäre.

Der Direktor kam, nach Bier stinkend, halb betrunken vom Frühschoppen. Er schrie meinen Mann gleich an, er werde ihn durch die Polizei hinauswerfen lassen. Ich bin sehr froh, daß mein Mann ruhig geblieben ist. Er hat dem Direktor gesagt, er nehme den Jungen auf alle Fälle mit, wenn der Direktor etwas von ihm wolle, solle er ihn gerichtlich verklagen. Gut, daß mein Mann diesem Verbrecher nicht geantwortet hat, wie er es verdiente: der Mensch ist SA-Führer und hätte meinen Mann leicht ins Konzentrationslager bringen können. Wir glauben nicht, daß gegen uns irgendwas unternommen wird, die Hitlerjugend-Führung wird ihm wohl auch abraten, weil die Jungens vielleicht vor Gericht gegen den Direktor aussagen würden, und dann kämen noch viel größere Schweinereien ans Licht. Zu was die Lehrlinge durch die Gehilfen des Direktors gezwungen wurden, kann ich nicht aufs Papier bringen. Und mein Mann meint, daß der Artikel gerade deshalb erschienen

wäre, um die schlimmsten Sachen zu verschweigen! Ändern würde sich so und so nichts.

Herbert hat uns erzählt, wie ihre Arbeitskraft ausgenützt wurde. In dem Artikel wird das so geschildert: „Der Lehrherr kommandiert seine Lehrlingskapelle fast allabendlich zu Tanzvergnügungen, die günstigstenfalls durch zehn Kilometer Fußmarsch oder Radweg zu erreichen sind. Bis zwei, drei oder vier Uhr nachts müssen die Jungens zum fröhlichen Tanz aufspielen. Der Lehrherr vermietet die Kapelle dauernd, um zu verdienen.“

Glaube nicht, daß Herbert von alleine gesprochen hat. Mein Mann hat ihm jedes Wort aus den Zähnen ziehen müssen. Jeden Abend waren sie in einem anderen Dorf und spielten in den Kneipen. Um halb acht sind sie zu Fuß von Hause weg, um zehn waren sie meist an Ort und Stelle. Vor drei Uhr nachts war nie Schluß. Dabei wurden sie gezwungen, dauernd Bier zu trinken, was die Bauern ihnen spendierten, aber zu essen gab es nichts. Und was diese halbwichsigen Jungen da zu sehen bekamen! Am schlimmsten, sagt Herbert, waren die Heimwege, besonders im Winter, durch den Schneematsch in der Dunkelheit, wo sie sich sowieso nicht mehr auf den Füßen halten konnten.

Du kennst uns, wir sagen nicht so leicht von jemand etwas Schlechtes, aber ein System, wo die Jugend derartig zu leiden hat und dann kann der noch mit seiner SA-Uniform protzen, und die Kinder lernen überhaupt nichts, aber das teure Geld mußte man bezahlen, da kann man nur ausspucken!

Das Unmenschlichste, wo einem der Verstand stehenbleibt, muß ich Dir noch zum Schluß mitteilen. Wenn Du Dir die Zeitschrift mit dem Artikel kaufst, wirst Du lesen: „Die Lehrlinge müssen Tag und Nacht zur Verfügung stehen. Bei Ausfall der Lehrlingskraft werden 10 bis 1000 Mark Schadenersatz der Eltern an den Lehrherrn verlangt.“ Also, stell Dir vor, der Direktor forderte die Witwe Schmidt, deren Sohn er in den Tod getrieben hat, auch noch in einem offiziellen Brief auf, ihm 500 Mark Schadenersatz wegen Ausfalls der Arbeitskraft zu zahlen! Kannst Du Dir eine solche Herzlosigkeit vorstellen? Sie war gestern abend bei uns. Es

ist schrecklich, die Verzweiflung der Frau zu sehen.

Jetzt möchte ich Dich, liebe Schwester, auch im Namen meines Mannes fragen, ob Du nicht einen Rat weißt, was nun aus unserem Herbert werden soll? Er ist doch schon siebzehn Jahre alt. Gestern nachmittag hat er sich mit seiner Geige in eine Ecke gesetzt und hat angefangen, sich wieder die einzelnen Töne zusammenzusuchen, als ob die Zeit gar nicht gewesen wäre. Und als ihn mein Mann fragte, auf was für einen Beruf er denn nun Lust hätte, hat der Junge so schrecklich zu weinen angefangen, daß er gar nicht zu beruhigen war. Und schließlich hat er gesagt, er möchte gerne Musik studieren. Was sollen wir bloß machen? Ja, wenn die Zeiten andere wären.

Liebe Schwester, ich schreibe alle Jubeljahre mal einen Brief, aber heute mußte ich Dir unser Unglück so auseinandersetzen, vielleicht weißt Du einen Ausweg. Wir wissen keinen.

Mit besten Grüßen,

auch von meinem Mann und dem Jungen
Deine Schwester Berta.

II

Brief der zwölfjährigen Walja Markowa an ihre dreizehnjährige Freundin Tamara Donskaja in Kiew.

Moskau, den 28. November 1938

Liebe Tamara!

Vorgestern habe ich meiner Pädagogin zum erstenmal auswendig eine Sarabande von Johann Sebastian Bach vorgespielt. Wenn ich spiele, geht sie immer mit geschlossenen Augen im Klassenzimmer umher. Sie ist schon alt. Sicher schon über dreißig Jahre. Aber ich verehere sie sehr. Sie hat die Universität und das Konservatorium beendet. Sie hat mich zweimal unterbrochen, weil ich zu abgehackt spielte. Ich hatte zu sehr auf den Rhythmus geachtet und dadurch die Übergänge vernachlässigt. Sie hat es mir sehr schön vorgespielt. Das zweitemal ging es viel besser. Gerade als ich spielte, kam ein Gast, um zuzuhören. Er gab uns die Hand und fragte, ob er sich etwas setzen dürfe. Ich hatte nichts dagegen. Wir haben oft Gäste. Vera Pawlowna brachte ihn herein, die Leiterin unseres Lehrkörpers. Ich spielte noch Mozart und

Haydn. Dann kam Wolodja, der schon vierzehn Jahre alt ist. Wir nennen ihn unseren Komponisten, weil er sich viele Stücke selbst schreibt. Er hat dem Gast eine Masurka und eine Fuge vorgespielt, die er zuletzt komponiert hatte. Er lernt aber auch schon vier Jahre an unserer Musikschule. Der Gast hat sich bedankt, Schade, daß er nicht noch die kleine Lena gehört hat, weil sie die fähigste von uns dreien ist. Meine Pädagogin sagte, der Gast sei ein junger Schriftsteller und wolle unsere Musikschule kennenlernen. Ich habe sein Bild noch in keiner Zeitung gesehen. Vielleicht lernt er noch, wie wir. Ich habe mich gewundert, daß er unsern individuellen Unterricht besucht hat und nicht unseren Chor und das Streichorchester. Aber gestern Abend hat mir meine Schwester Olga erzählt, daß er auch auf der Probe des Streichorchesters war. Olga ist schon elf Jahre, ein Jahr jünger als ich, aber furchtbar frech. Als sie das Lied „Suliko“ spielten, hat sie zweimal nicht auf den Dirigenten geachtet, weil sie sich den Gast ansehen wollte. Olga bringt mich immer zum Lachen. Sie ist kleiner als ich und hat zwei Zöpfchen, die auf den Seiten abstehen. Wenn wir etwas weiter sind, werden wir zusammen Duette spielen. Olga sagt, daß Vera Pawlowna dem Gast solche einfachen Sachen erzählt hat, die jedes Kind weiß, zum Beispiel, daß der Unterricht an allen Schulen kostenlos ist, daß jedes Schulkind, das ein richtiges Gehör und Lust zur Musik hat, in eine städtische Musikschule aufgenommen wird, daß in Moskau heute siebenundzwanzig solche Musikschulen sind, außer Technikums und staatlichem Konservatorium, daß wir nachmittags Musik studieren, weil wir vormittags in die Mittelschule gehen, daß jedes Kind individuell ein Instrument erlernt, und daß wir außerdem Chor, Solfeggio, Rhythmik, Harmonielehre und Musikgeschichte haben, daß in jeder Schule ein paar hundert Kinder lernen, daß wir sieben Jahre lang in Musik unterrichtet werden und daß die begabten Kinder dann aufs Technikum und von da aufs staatliche Konservatorium übergehen, wo sie Stipendien bekommen, daß wir jeden Monat einen Abend im großen Saal machen, wo die Eltern eingeladen sind und auch oft Mitglieder des Kunstkomitees. Vera Pawlowna liebt es, solche Vorträge zu hal-

ten. Sie ist immer so stolz auf unsere Schulen. Sie hat uns erzählt, daß sie vor der Großen Oktoberrevolution studiert hat. Sie ist eine Jüdin, und für die Juden war es im Zarismus fast unmöglich, in Rußland zu studieren. Sie hat deshalb das Konservatorium in Berlin beendet, weil es damals in Deutschland leichter für Juden war. Heute werden die Juden von den Faschisten wie Tiere behandelt. Das ist sehr schlecht! Auf unserer Schule sind viele Nationalitäten. Die Faschisten wollen auch uns angreifen. Unsere Pioniergruppe hat einen Wettbewerb mit den Pionieren in der Schule des Komintern-Rayons. Wir schießen zweimal in der Fünftageswoche. Ich hoffe, in drei Wochen das Woroschilow-Schießabzeichen für Schüler zu bekommen. Vera Pawlowna hat dann noch das Konservatorium in Leningrad beendet. Sie sagt, daß es vor der Revolution nur vier Konservatorien in ganz Rußland gab und jetzt ist in jeder Stadt ein Musiktechnikum oder Konservatorium. Vera Pawlowna ruft dann immer ganz begeistert: „Kinder, Kinder was habt ihr für ein glückliches Leben.“

Ich bin furchtbar gern auf den Proben unseres Streichorchesters. Es sind zwanzig Kinder von elf und zwölf Jahren. Aber es ist noch jung und wird noch wachsen. Sie haben kleine Geigen, außer den Bratschen und den Kontrabässen. Ein Kontrabassist ist schon sechzehn Jahre. Er ist der älteste. Er ist immer sehr lustig auf den Proben. Sie studieren jetzt das „Lied von Stalin“. Da ist Petjka. Er spielt erste Geige. Er kann immer gleich alles auswendig. Aber wenn der Dirigent etwas erklärt, spielt er immer auf seiner Geige. Das stört natürlich. Vera Pawlowna hat ihm kürzlich eine Bemerkung gemacht. Aber der Leiter des Orchesters, Genosse Wladimir, sagt, daß Petjka sehr begabt ist. Olga geht auch in der Mittelschule mit ihm in dieselbe Klasse. Sie sagt, er braucht fast gar nicht zu lernen, er kann immer alles gleich. Mathematik machen sie immer zusammen. Dann kommt er zu uns. Sein Vater arbeitet als Fräser in einem Kugellagerwerk. Petjka hat sehr schöne Augen. Seine Mutter auch. Sie ist Schwester in einem Kindergarten. Ich bin mit der kleinen Sina befreundet. Sie sitzt unter den zweiten Geigen in der letzten Reihe. Sie ist so alt wie ich, sieht aber viel jünger aus. Sie ist so still, als

wäre sie gar nicht da. Aber sie ist sehr klug und liebt sehr Musik. Sie ist vom Dorf, aus dem Gebiet von Woronesch. Als sie zwei Jahre alt war, wurde ihr Vater von Kulaken ermordet. Wir würden beide gern im Dramazirkel in unserer Mittelschule mitspielen. Sie studieren jetzt ‚Ruhm‘ von Gussew ein. Aber wir haben keine Zeit. Genosse Wladimir, der Leiter unseres Orchesters, ist Mitglied eines Streichquartetts. Sie sind Laureaten des vorjährigen Wettbewerbs der Streichquartette. Er ist ziemlich streng. Aber alle sagen, daß man viel bei ihm lernt. Er ist der zweite Geiger. Die anderen Mitglieder des Quartetts unterrichten auch bei uns. Sie sind immer sehr pünktlich. Sie haben uns auch schon zwei Konzerte gegeben, einmal nur Beethoven, das andere Mal junge Sowjetkomponisten, Schestakowitsch, Mjaskowski und Chatschaturjan. Sie haben sehr schön gespielt, wir waren sehr glücklich. Das Quartett war im Sommer in der Arktis. Sie erzählen so interessante Sachen davon. Mit Renttierschlitzen sind sie gefahren und haben vor den Tschuktschen gespielt, die noch nie richtige Musiker gesehen hatten. Sie haben nur ein einziges Musikinstrument, seinen Namen habe ich vergessen. Das Quartett hat ihnen ganz leichte Sachen vorgespielt. Am besten haben sie verstanden, wenn die Musik so war, daß sie sich Sturm oder Meer oder die Sonne darunter vorstellen konnten. Das Quartett war so weit im Norden wie noch nie ein Orchester und hat viel für die kulturelle Bedienung der Überwinterer getan. Sie waren auch auf der Wrangel-Insel. Die Überwinterer hören zwar viel Musik im Radio und haben Pathophone, aber so war es doch am schönsten.

Ich muß Dir noch von dem Symphoniekonzert für Kinder erzählen, das am vorigen freien Tag vormittags im Kolonnensaal des Gewerkschaftshauses war. Unser ganzer Kurs hatte Billets bekommen. Unsere besten Künstler sind aufgetreten. Zuerst war eine Fest-Ouvertüre von Budaschkin. Er ist noch sehr ‚jung‘, ein Komsomolze. Es hat allen Kindern gut gefallen, es war fröhlich und so, daß man sich sehr gut fühlte. Dann kam ein Konzert von Glier für Harfe mit Orchester. Ich liebe Harfe nicht sehr als Solo-Instrument, es war auch etwas zu lang. Im zweiten

Teil haben wir gejubelt. Da waren die Lieder von Dunajewski und Pokrass, die wir alle kennen. Nur in der Großen Oper waren wir noch nicht. Ich möchte so schrecklich gern ‚Eugen Onegin‘ von Tschaikowski hören. Musikgeschichte ist meine liebste Theoriestunde. Wir hatten kürzlich Tschaikowski. Er ist so interessant. Wir lernen alle großen Komponisten der Welt kennen. Zuerst wird uns immer nur vorgespielt, natürlich nur das, was das Bedeutendste von ihnen ist und woran wir sie am besten erkennen können, alles wird dann erklärt und wir bekommen ihr Leben erzählt. Mich freut, daß Tschaikowski öfter Puschkintexte zu seinen Opern benutzt hat. Ich liebe Puschkin. Wir haben in der Mittelschule schon viel Puschkin gelesen. Das Märchen vom Fischer und vom Fischchen kann ich auswendig. Ich beneide Dich, daß Du schon in der Oper warst. Ihr müßt in Kiew eine sehr schöne Oper haben. Du hast die Aufführung so schön beschrieben, daß ich dachte, ich wäre mit dabei gewesen. Denkst Du noch oft an unseren Sommeraufenthalt im Pionierlager Artek? Wie wir im Sommer um das große Lagerfeuer getanzt und am Schwarzen Meer gelegen haben? Du bist doch meine liebste Freundin. Du mußt mir nicht böse sein, daß ich erst einmal schreibe, wo Du schon zweimal geschrieben hast. Aber ich habe immer soviel zu lernen. Übrigens habe ich mit Olga um fünf Iris-Bonbons gewettet, daß Du im Januar vierzehn Jahre wirst. Olga sagt, im Februar, schreibe mir das sofort. Ich habe einen Artikel für unsere Wandzeitung geschrieben, daß wir jetzt ein Programm einstudieren wollen, das wir den spanischen Kindern in Moskau vorspielen können. Hoffentlich komme ich wieder nach Artek. Ich träume oft davon. Olga läßt Dich auch grüßen. Ich küsse Dich
Deine Freundin Walja

TARASS SCHEWTSCHENKO

1939 jährt sich zum 125. Mal der Geburtstag des volkstümlichen ukrainischen Dichters Tarass Grigorjewitsch Schewtschenko — die Erinnerung an ihn ist für den deutschen Antifaschisten in mehr als einer Beziehung aktuell.

In seiner Biographie, die er auf Bitten seines Verlegers schrieb, machte er die Be-

merkung: „Mein Leben ist nur ein Teil der Geschichte meiner Heimat.“

Er wurde im Jahre 1814 als der Sohn eines leibeigenen Bauern im Gebiet des deutschen Gutsbesitzers Engelhardt geboren. Seine Erzieher waren neben einem meist betrunkenen Diakon, der ihm das Psalterlesen beibrachte, die blinden Kobsaspieler der Straße, die ihm durch ihren Gesang das reiche Gedankengut des ukrainischen Volkes vermittelten.*

Schewtschenko spürte ursprünglich in sich mehr die Neigung zum Maler als zum Dichter. Als er noch livrierter Dienstdursche war, wurde er wegen seiner künstlerischen Versuche mehrmals als „Faulenzer“ ausgepeitscht. „Aber einmal jedoch“, berichtete er, „sah der Gutsherr meine Arbeit an und sie gefiel ihm so gut, daß er mich zum Porträtieren seiner Geliebten befahl, was mir manchmal einen ganzen Silberrubel einbrachte.“

Engelhardt gab den jungen Schewtschenko zu dem petersburger Maler Schirjajew in die Lehre, damit der aus ihm einen braven (leibeigenen) Maler mache. Endlich konnte Schewtschenko lernen. Er kopierte antike Statuen, malte, malte ohne Furcht, dafür ausgepeitscht zu werden. Im Hause des Malers hörte er die Werke Puschkins und Lermontows vortragen und hier lernte er auch den Maler Brjullow und den Schriftsteller Shukowski persönlich kennen. Shukowski wurde bald sein Freund.

Schewtschenko fühlte sich allmählich durch seine Sklaverei immer mehr bedrückt, denn der Gutsbesitzer dachte gar nicht daran, seinen „gelehrten Knecht“ freizugeben. Erst als Brjullow mit einem Porträt Schewtschenkos in einem Preisausschreiben 2500 Rubel gewann, konnte er ihn endlich loskaufen.

Ohne das Malstudium in der Akademie zu unterbrechen, begann Schewtschenko, nun ein freier Mann, mit dem Schreiben in ukrainischer und russischer Sprache. Im Jahre 1840 erschien erstmalig eine Gedichtsammlung von ihm unter dem Titel „Kobsar“. Seine Poeme („Haidamaki“, „Katherina“) wie seine lyrischen Gedichte stehen unter dem Einfluß der großen Poesie Pushkins, Shukowskis und Lermontows und schöpfen ihre Originalität weniger aus

* Ukrainische Volksänger und -dichter, die ihren Vortrag auf der (zitherähnlichen) Kobsa begleiten.

dem Kolorit oder der einzelnen Formulierung, als vielmehr aus der Tatsache, daß

„sein ganzer Gedankenkreis und seine Einfühlungsgabe völlig mit den Gedanken und der Lebensart des Volkes übereinstimmen. Er stammt aus dem Volk und lebt mit ihm nicht nur im Geist, sondern mit der ganzen starken Lebensintensität eines Blutsverwandten.“ (Dobroljubow)

Der Dnjepr ist der Strom der ukrainischen Freiheitsscharen. Der Dnjepr ist in der ukrainischen Folklore, wie die Wolga in der russischen und der Rhein in der deutschen, poetisches Symbol alles Starken, Heroisch-Nationalen: der Dnjepr und die ‚Saporosher Sjetsch‘,* das stolze Adlarnest der ukrainischen Rebellen — hierin ist der Grundakkord der Poesie Schewtschenkos begriffen. Gleich dem Dnjepr rollen seine Verse bald in wildem Sturm dahin, bald lauschen sie zärtlich einem Liebespaar und schaukeln auf sanften Wellen Kosakensehn-süchte zum Meere hinab.

Der Ruf zum nationalen Freiheitskampf, den der Dichter in seinem ‚Haidamaki‘ mit aufrüttelndem Haß ertönen ließ, fand im ukrainischen Volk begeisterten Widerhall und lebte noch in den Heldentaten der Sowjet-Ukrainer fort, als sie die polnischen und deutschen Interventen verjagten... er würde, sollte es nach Hitlers Willen abermals zu einem Angriff auf die Ukraine kommen, in neuen Heldentaten aufleben.

Die traurigen Stimmen, die hier und dort in Schewtschenkos Versen aufklingen, sind durchaus nicht elegischer Natur, ihre Quelle liegt in so manchem mit angesehenen und selbst erlebten bitteren Kummer.

Die schöpferische Freiheit Schewtschenkos währte nur vier Jahre. Dann verbannte man ihn — formell wegen seiner Zugehörigkeit zu einem national-revolutionären Zirkel, in Wahrheit wegen seiner revolutionären Gedichte — in die orenburger Steppe, steck-

* Unter Saporoschkaja-Sjetsch (wörtlich: Hinter-der-Stromschnellen-Siedlung) versteht man die ukrainischen Kosaken, die, einstmals russische Bauern, vor der Leibeigenschaft aus Rußland geflohen waren und sich dann hinter den Stromschnellen des Dnjepr als Freie ansiedelten. Die Saporosher waren im 16. Jahrhundert die Verteidiger der Grenzen sowohl gegen die polnischen Okkupanten von Westen wie die türkischen Eindringlinge von Süden. Da die Saporosher immer wieder an den zahllosen Bauernaufständen teilnahmen, wurden sie 1775 vom Zarismus endgültig zerschlagen.

te ihn unter die Soldaten eines Festungsturms und dekretierte ein

„strenges Verbot zu zeichnen und zu dichten, auf daß unter keinen Umständen irgendwelche aufrührerischen Schriften von ihm unter die Leute kommen.“

Wohl kaum ein Dichter wurde noch so streng bestraft. Fern von der Heimat, unter strenger Stockzucht, ohne die geringste Möglichkeit, in der Poesie sein Herz auszuschütten oder wenigstens eine Landschaft zu malen, lebte Schewtschenko zehn lange Jahre hindurch (1847—1857) in diesem Turm.

Doch der Mut dieses aufrechten Demokraten und Kämpfers für die nationale Freiheit wurde nicht gebrochen. Auf die Unterjochung der kaukasischen Bergbewohner durch den Zarismus antwortete er in heißem Zorn über die Selbstherrschaft mit seinem Gedicht ‚Kaukasus‘. Dieses Gedicht — und darin liegt seine Bedeutung — ist seinem als zaristischer Soldat von den Bergbewohnern getöteten Freunde gewidmet und trotzdem ein Hohes Lied auf den Freiheitskampf der Kaukasier.

Gorki sagte einst:

„Schewtschenko, Puschkin, das sind Menschen, die den Volksgeist mit gewaltiger Macht, Schönheit und Vollständigkeit in sich verkörpern.“

Schewtschenko selbst hat sein Verdienst darin gesehen, daß einst seine Gedanken — wie es in seinem ‚Kaukasus‘ heißt — *„in peinvollem Gram gesät, vom Winde in den weiten, freien Raum verweht werden“*. In seinem ‚Testament‘ richtete der Dichter diesen prophetischen Aufruf an die Freiheitskämpfer des Volkes:

*„Senkt mich ins Grab. Er-
 hebet euch,
zerreiße die Fesseln und
 Ketten;
die Freiheit besprenget mit
 Feindesblut,
aus der Knechtschaft euch
 zu erretten!
Senkt mich ins Grab der
 kommenden,
der edlen Familie der Freien,
tragt Sorge, das Gedenken an
 mich
einst mit mildem Wort zu er-
 neuen.“*

Das Volk erfüllte das Testament seines Dichters. D. F.

SONNENUNTERGANG BEI HEARST

In den Tagen des amerikanischen Auf-
rührs gegen die deutsche Judengesetz-
gebung, die das ganze Land von der West-
bis zur Ostküste erregte, stieß man auf
eine interessante halbsseitige Anzeige in den
„New York Times“.

Eine Inseratenseite in diesem Blatt kostet
durchschnittlich 12 000 Dollars. Wenn je-
mand also eine halbe Seite dazu benutzte,
nicht um Pelze und Parfüme, sondern sei-
ne persönliche Meinung anzupreisen, so
mußte das für ihn wohl von besonderer
Bedeutung gewesen sein.

In der Tat war Amerika nicht schlecht
erstaunt, in besagtem Inserat zu lesen, daß
William Randolph Hearst die berliner Po-
litik in heftigstem Hearststil verdamme.
Dieser Leitartikel war Hearst so wichtig,
daß er ihn nicht nur in seiner Presse pu-
blizierte, sondern noch für 6000 Dollar
an anderer Stelle.

Welche Schwenkung! Jahrelang war Hearst
das Sprachrohr des deutschen Faschis-
mus gewesen. Jahrelang war er der bit-
terste Feind Roosevelts. In diesem Som-
mer verglich er ihn aber mit Jackson und
setzte sich ganz für den ehemals Bekämpf-
ten ein. Und in einem Artikel schrieb er:

*„Wenn die arische Rasse mit anderen Ras-
sen keinen anständigen Wettbewerb auf-
nehmen kann, dann ist sie unterwertig und
sollte nicht erhalten bleiben.“*

Was ist da passiert? Kraß gesagt: die
märchenhafte Geld- und Propaganda-
macht des Riesen Hearst ist in entschei-
dendem Rückgang. Die Beschlagnahme
der 18 000 acres durch den Präsidenten
Cardenas im Staate Chihuahua war wohl
nicht die Ursache. Erst hatte das breitere
Publikum nichts gemerkt. Dann aber kam
die Auflassung von Radiostationen, der
Verkauf seiner phantastischen Besitzungen
in Kalifornien, die Abgabe von Zeitungen
etc. etc. Heute kann man von dem Sonnen-
untergang dieses Krösus sprechen.

Die Zahl seiner Zeitungen ist bedeutend
zurückgegangen und die immer noch 21
an der Zahl, gehören zu ihrem größeren
Teil (14) den „Hearst Consolidated Publi-
cations“, die Hearst nicht mehr beherrscht.
An der Spitze des mächtigen Konzerns,
den die Publikationen, Magazine, Minen-
anteile, das vielfache Wolkenkratzeigen-

tum insgesamt noch darstellen, steht heute
sein alter Berater Clarence J. Shearn und
der fünfundsechzigjährige Magnat hat
sich für zehn Jahre fast jedes Stimmrechts
begeben.

Das Reich Hearsts ist groß gewesen. Man
kennt den Zeitungskönig auch als exzessiv
im Privatleben. Seit 1920 hat er zum Bei-
spiel nicht weniger als fünfzig Millionen
Dollar aus seinen Einkünften für seine
Privatzwecke verwendet. Das waren dann
die Gelder für die Wunder der Landsitze
von San Simeon, Wyntoon, und Santa Mo-
nica, wo die aus Frankreich Stein um
Stein herübergebrachten Schlösser, Paläste
aus Marmor, Swimmingpools aus Gold und
Lapislazuli, eigene Flugplätze und zoologi-
sche Gärten lagen und wo der einst aus
der Harvard Universität herausgeworfene
im Bett Richelieus schlief. Das alles wird
jetzt verkauft und verschleudert. Das Gleis
der Privateisenbahn, mit der Hearst seine
Gäste zu seinen Ranchs beförderte, wird
von Gras überwachsen und er läßt auch
keine Weekend Party von fünfzig Perso-
nen mehr plötzlich zu einem mehrwöchi-
gen Europatrip ein.

Der besessene Millionär und Verleger, der
allein in New York für achtunddreißig
Millionen Dollar Grundbesitz hatte, wird
noch immer ein führender Millionär sein,
aber es hat sich gezeigt, daß in Amerika
Geld nicht alles schafft. Denn Hearsts Ab-
dankung — die die Shearns Diktatur und
die plötzliche liberale Schwenkung der
Hearstpresse zweifellos bedeuten — ist ein-
fach eine Folge der Tatsache, daß die
amerikanische Leserwelt seine faschisti-
schen Wege nicht mitging! Inserent wie
Leser verweigerten so intensiv den Gehor-
sam, daß der mächtigste Konzern der Staa-
ten jetzt vor der Meinung der Öffentlich-
keit — und nach schwersten Verlusten —
kapitulierte. m. g.

MAMLOCK IN AMERIKA

Man war gespannt, wie der Eindruck sein
würde. Das „Cameo“, mitten im Brennpunkt
des new-yorker Verkehrs, in der Nähe des
Times Squares, dem von Lichtern über-
flammtten Mittelpunkt der Stadt gelegen,
brachte wie immer die besten russischen
Filme, auch den „Professor Mamlock“
zuerst heraus.

Die new-yorker bürgerliche Presse ist nicht von jener Rotwut besessen, die manche europäische Weltblätter haben. Gewiß, sie ist im allgemeinen politisch scharf antisozialistisch eingestellt, aber ihre Kunstkritiker sind demokratisch genug, ein Werk als solches und erst in zweiter Linie nach seiner Tendenz zu beurteilen. So kommt es, daß man auch die Filme der Sowjetunion mit Maßstäben mißt, die für ihre Hersteller interessant sein müssen. Zudem ist das Niveau der Filmkritik in den maßgebenden Blättern ein durchaus hohes, und es ist in keiner Weise etwa von einer prinzipiellen Vorliebe für die heimische Produktion eingeengt. Im Gegenteil: Hollywood erfährt oft durchaus scharfe Kritik, und die Inseratrücksichten, die zum Beispiel die Filmberichte der französischen Presse so häufig verfälschen, kommen gerade bei den angesehensten new-yorker Zeitungen infolge ihrer kaufmännischen Überdimensionierung wenig in Frage.

„Professor Mamlock“ war ein riesiger Erfolg. Nicht nur beim Publikum — in dem Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, läßt sich die reine Kassenbilanz noch nicht in ihrer wahrscheinlichen Gestaltung übersehen — sondern vor allem in der Pressekritik.

Nehmen wir drei der wichtigsten Blätter. Die „New York Times“, das geistig anspruchsvollste bürgerliche Blatt der Stadt, hat den ausgezeichneten Frank S. Nugent als Filmkritiker. Das erste, worauf er hinweist, ist — daß Hollywood sich aus Angst vor fremden Märkten so ein Filmspiel nicht herzustellen trauen würde. Die innere Wahrheit eines Wochenschau-Schauwerks vereinige sich mit „splendid performances“ (glänzender Darstellung). Sein Einwand: daß nur das Leiden der Kommunisten und Juden gleichgesetzt würde. Der Kritiker hätte sich eine Erweiterung des Themas gewünscht, wobei er vergißt, daß es sich ja um die Verfilmung einer fertigen dramatischen Vorlage handelt. (Das Werk wurde übrigens im „Federal Theatre“ gegeben.)

„New York Herald and Tribune“, rechtsbürgerlich in der Innenpolitik, aber in der Außenpolitik stark antinazistisch und in dieser Hinsicht noch polemischer als das erste Blatt, ist ohne Einschränkung hell begeistert. Gelobt wird besonders, daß die Nazis nicht verzerrt geschildert, sondern

daß sie nicht ohne Rücksicht auf ihre besondere Wesensart (wenn auch untermenschlich, so doch immerhin menschlich) gezeigt werden. Hier ist der Autor Howard Barnes.

Die „New York Post“ pflegt zu jeder Kritik einen graphischen „Movie-Meter“ mit den Skalen „poor“, „fair“, „good“, und „excellent“ zu bringen. Die letzte Auszeichnung erteilt sie sehr selten — „Mamlock“ hat sie erhalten. Archer Winston schließt seine Ausführungen mit den Worten:

„Das Regime des Terrors und der Brutalität ist hier klar und treffend in seinen wichtigsten Phasen porträtiert worden.“

Diese wenigen Zitate mögen genügen. Heute, da es in der Welt für zahllose wichtige Zeiterscheinungen keine Behandlungsmöglichkeit durch den Film gibt, erhoffen alle Filmfreunde, daß solche Erfolge die russische Produktion anspornen, wieder häufiger auch außerrussische Stoffe in die Arbeit zu nehmen.

Manfred Georg

EINE NEUE DEUTSCHE BÜCHER-REIHE

Zwei deutsche Bücher einer neuen Buch-Serie sind in Paris erschienen, das eine von *Heinrich Mann* mit dem Titel *Mut*. Die aktuellen, vortrefflichen Essays des deutschen Meisters dieses Genres sind hier zusammengestellt. Das zweite Buch ist ein Roman von *Willi Bredel* *„Begegnung am Ebro“* mit dem Untertitel: Aufzeichnungen eines Kriegskommissars. Weitere Bücher von *Anna Seghers*, *Hermann Kesten*, *Hans Marchwitza*, *Egon Erwin Kisch*, *Ernst Weiß*, *Wolf Franck*, *F. C. Weiskopf* und anderen sind angekündigt.

Der Verlag, der diese deutsche Buch-Serie (durchschnittlich 15 frs. pro Band) im Auftrage der Internationalen Schriftsteller-Vereinigung in Paris herausgibt, heißt *Edition du 10. Mai*. Der 10. Mai, der erste Tag der Bücherverbrennungen in Berlin, wird dem deutschen Volke und der ganzen Welt als ein Tag größter Kulturschande unvergessen bleiben, auch der Verlagsname soll daran erinnern. Die „Verbrannten“ und heute im faschistischen Deutschland Verbotenen leben und arbeiten: ihre Werke erscheinen im Verlag „10. Mai“.

November 1938

Wegen der Schwierigkeit, bei der Zusammenstellung dieser Rubrik (die vielen antifaschistischen Schriftstellern wichtiges Material nachweist) sämtliche publizistischen Organe regelmäßig zu erfassen, bitten wir unsere Mitarbeiter und Leser um Unterstützung.

KULTURKRITIK

Johannes R. Becher. Talent und Freiheit. Zu einer „Dichter-Tagung“ in Weimar. DZ 2. XI.

Albert Einstein. Physik und Realität. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

Alfred Kurella. Freie deutsche Jugend. DW 11

E. A. Faktor. Das moskauer Museum der Kultur des Ostens. DZ 26. XI.

Julius E. Lips. Regierungs- und Verwaltungskern bei den Naturvölkern. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

Karl Obermann. Die Pflege deutscher Bildung und Wissenschaft im deutschsprachigen Ausland. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

Paul Westheim. Rassebiologische Ästhetik. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

Über Moritz Geiger. Nachruf in Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2 (Klaus Berger)

Über Edmund Husserl. Nachruf in Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2 (Hans Pollnow)

Über E. I. Gumbel. Freie Wissenschaft. (Ein Sammelbuch) Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

ERBE UND GESCHICHTE

K. Basilewitsch. Wie die deutschen Ritter auf dem Peipussee geschlagen wurden. DZ. 20. XI.

Alexander Deutsch. Tarass Schewtschenko. Der Dichter des ukrainischen Volkes. DZ 14 XI.

G. Forster. Clausewitz und die Gegner Hitlers. DVZ 27. XI.

Wolfgang Hallgarten. Internationaler Kongreß für Geschichtswissenschaft. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

L. K. Das Majakowski-Museum. DZ 18. XI.

Georg Lukacs. Leo Tolstoi und die Entwicklung des Realismus. II. 11

Alfred Meusel. Grundsätzliche Betrachtungen zur deutschen Außenpolitik. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

S. Tschernodanow. Franz Schubert. DZ 18. XI.

Ferd. Timpe. Chopin und Sand. PT 27. XI.

E. Vermeil. Heinrich Heine und die europäischen Revolutionen. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

H. W. Johann Nepomuk Nestroy. DW 11

— Neue Renach-Funde. PT 12. XI.

K. Welikanow. Der Waffenstillstand, 11. November 1938. DZ 11. XI.

DRAMA UND FILM

D. Erde. Der Mann mit dem Gewehr. Die Gestalten Lenins und Stalins im Film. DZ 4. XI.

D. Erde. Alexander Newski. Das Kino-Epos eines großen Volkes. DZ 27. XI.

D. Er. „Volljährigkeit“. Zur Erstaufführung im Zentralen Theater des jugendlichen Zuschauers. DZ 14. XI.

Manfred Georg. Filme am Broadway PT 10. XI.; dersl. über Theater in New York. DW 11

Mich. Grinberg. „Talente“. Zur Erstaufführung im moskauer Theater der Satire. DZ 26. XI.

R. Heinz. Das Wolgadeutsche Filmstudio. DZ 29. XI.

Ernst Held. Verstand schafft Leiden.

- Zur Jubiläumsaufführung im moskauer Künstlertheater. DZ. 2. XI.
- Rudolf Müller. Familie Oppenheim. Ein neuer antifaschistischer Film DZ 23. XI.
- Maxim Vallentin. Die Mission des moskauer Künstlertheaters. IL 11
- R. Br. 'Die Flüsterharfe' (in Paris) PT 27. XI.
- G. H. Hans Otto zum Gedenken. DVZ 27. XI.
- A. W. Hermann Kessers 'Tayllerand' im französischen Urteil. NZtg. 2. XI.
- Wiener Theaterleben nach der Gleichschaltung. PT 23. XI.
- Über 'Professor Mamlock' (Aufführung in New York) NDztg. 12. XI.; V. E. 12. XI.

KUNST UND MUSIK

- Oskar Maria Graf. John Heartfield, der Photomonteur und seine Kunst. VE 29. X.; ferner in DVZ 20. XI.
- Eduard Levi. Konzert Hermann Scherchen. PT 25. XI.
- Hans Siemsen. Ernst Barlach. DZ 11. XI.
- Hermann Steinhausen. Der Tod des Malers Ernst Kirchner. Die Zukunft 11. XI.
- Heinrich Vogeler. Paula Modersohn-Becker. DW 11
- Paul Westheim. Ausstellung 'Freier Künstlerbund'. PT 6., 9. XI; NW 45, DVZ 13. XI.; ders. Erinnerungen an Barlach. NW 44.; ders. Barlach. DVZ 6. XI.
- P. W. Carl Hofer darf nicht mehr malen. NZtg. 17. XI. — Die französische Presse über deutsche Kunstausstellung. PT 17. XI.
- D. A. Tschornomordikow. Die Dekade der Sowjetmusik. DZ 20., 21., 23., 27. XI.

LITERATURKRITIK

- Walter A. Berendsohn. Selma Lagerlöfs Kunst. PT 13. XI.
- Alfred Döblin. Der Nobelpreisträger Pearl Buck. PT 27. XI.; vgl. über Pearl Buck, aber auch: Anna Seghers in DVZ 27. XI.; vgl. ferner NZtg. 27. XI.

- Heinrich Mann. Über Goethe. DVZ 13. XI.
- Thomas Mann. Freiheit und Geist sind ein und dasselbe. NZtg. 3. XI.
- Wilhelm Pieck. Arbeiter und Schriftsteller müssen zusammengehen. DVZ 13. XI.
- Hermann Steinhausen. Der Wertverlust des Buches. NZtg. 20. XI.
- Berthold Viertel. Mars im Radio. (anlässlich der Übertragung eines Romans von Wells) NW 45
- Walter Nübel. Panizza. PT 23. XI.
- S. Nikolai Ostrowskis Roman in der Bewertung der Auslandspresse. DZ 3. XI.
- Frida Rubiner. Gorki als Publizist. IL 11
- Zur Verteilung des Heine-Preises an Karr und Keisch. PT 10. XI. (R. Br.) und DVZ 13. XI. (F.)
- Zum Jubiläum des SDS und zur 'Deutschen Kulturwoche' in Paris; Arnold Zweig, 25 Jahre SDS; DW 11, Rudolf Leonhard. Der emigrierte SDS. NW 46; Paul Westheim. Ein Dreißigjähriger. NW 46; Sonderseite zum Jubiläum des SDS in DVZ 6. XI. mit Beiträgen von Bruno Frei, Rudolf Leonhard, Oskar Maria Graf, Klaus Mann, E. Vermeil, R. de Jouvenel, Victor Margueritte, Erich Kuttner, Hans Marchwitza und Arnold Zweig zur Kulturwoche in DVZ 13. XI. über die Diskussion über den historischen Stoff als Waffe. DVZ 20. XI. PT 19. XI.; über die deutsch-französische Kundgebung DVZ 20. XI.; PT 16. XI.; Äußerungen von Werfel, Kisch, Hermann-Neiße in PT 6. XI.; Berichte in NZtg. 3., 10. XI. L'œuvre 6. XI.; Les Nouvelles littéraires. 19. XI.
- H. W. Deutsche Bücher in der Sowjetunion. (Ausgaben von Puschkin und Valentin Katajew. Ich, Sohn des werktätigen Volkes) IL 11; vgl. auch F. E. Sowjetische Verlegersorgen. DW 11.
- Zwei Sonderseiten über Neuausgaben und Neuerscheinungen in DVZ. 6. XI. (über Puschkin, Heine, Gorki, Becher, Bodo Uhse, Hay, R. Leonhard)
- Über Vorlesungen im SDS. Leonhard Frank (DVZ 6. XI.); Walter Mehring (DVZ 6. XI.; PT 4. XI.)

Über Edgar Alexander. Politisches Lesebuch. PT 19. XI. (Siegfried Marck)

Über Maria Gleit. Du hast kein Bett, mein Kind. PT 26. XI. (Maria Arnold)

Über Ödön v. Horváth. Es wächst ein Baum, ein toter Baum. PT 26. XI. (Robert Breuer)

Über Kurt Kersten. Unter Freiheitsfahnen. PT 4. XI. (Alfred Kerr)

Über Eugen Lenhoff. Die letzten fünf Stunden Österreichs. DW 11 (K. K. R.)

Über Eva Lips. Was Hitler uns antat. PT 5. XI.

Über Heinrich Mann. La Jeunesse d'Henri IV. Les Nouvelles Littéraires 26. XI.

Über Vítězslav Nezval. Gedichte, DW 11. (F. C. Weiskopf)

Über Walter Schönstedt. Das Lob des Lebens. DW 11. (Viktor Röbig)

Über Stefan Wendt. Insel im Vaterland. PT 5. XI; NZtg. 27. XI.

Über Franz Werfel. Von der reinsten Glückseligkeit des Menschen. NZtg. 6. XI.

Über Arnold Zweig. Versunkene Tage. DW 11 (Alfred Kurella)

DRITTES REICH

Johannes R. Becher. Talent und

Freiheit (Zur weimarer Rede Goebbels) DZ 2. XI. ders. Tyrannenschmach. DZ 23. XI.

G. Forster. Die im Lande schaffen. DVZ 13. XI.

Lisbeth Forster. Chronik des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland. Ztschr. f. F. D. F. Nr. 2

Carl Misch. Rowohlt's Wandlungen. PT 5. XI.

— Rosenbergs Literaturfeme. PT 5. XI.

— Der 'Völkische Beobachter' über Karl Marx. PT 13. XI.

Glossen in IL 11 (Herwarth Walden) und in DW 11 (Herwarth Walden, Georg Sturm, Hans Berliner, Kurt Baumann, Rudolf Müller u. a.)

VERSCHIEDENES

Willi Bredel. Zur Rückkehr der Spanienkämpfer DVZ 2. XI.

ABKÜRZUNGEN

DVZ: Deutsche Volkszeitung; DW — Das Wort; DZ — Deutsche Zeitung; IL — Internationale Literatur; NW — Neue Weltbühne; NZtg — Nationalzeitung (Basel); NVZtg — Neue Volkszeitung (New York); PT — Pariser Tageszeitung; VE — Volks-echo (New York); Ztschr. f. F. D. F. Zeitschrift für freie deutsche Forschung

ZUSCHRIFTEN SIND ZU RICHTEN:

direkt an die Redaktion 'Das Wort', Moskau, Strastnoi Blvd, 11. Es wird dringend er-
sucht, Manuskripte und Zuschriften nicht an einzelne Redakteure zu senden, sondern
nur an die Redaktion 'Das Wort' oder an die Adresse: 'Das Wort', Paris 2. 22, Rue Saint-
Augustin. Boîte 841.

Nichtangeforderte Manuskripte werden nur auf Verlangen des Einsenders zurückgeschickt.

AUSLIEFERUNGSSTELLEN DER ZEITSCHRIFT „DAS WORT“

Meshdunarodnaja Kniga, Moskau, Kusnetzky Most 18, (Bankkonto Nr. 263, Staatsbank der UdSSR, Moskau, Neglinnaja 12)

AUSTRALIEN — Modern Publishers Pty. Ltd., 124 Oxford Street, Sidney.

BELGIEN — Office Belge Littéraire et Artistique „OBLA“, 6/8/10, rue Duquesnoy, Bruxelles.

DÄNEMARK — S. U. V's Boghandel Frederiksborggade 421, Kopenhagen K.

ENGLAND — W. H. Smith & Son, Ltd. Strand House, Portugal St. London W. C. 2.

— Collet's Foreign Department, 31, Gerrard St., London W. 1.

FRANKREICH — Messageries Hachette. Service des Abonnements, 111, rue Réaumur, Paris 2e.

HOLLAND — Boekhandel en Uitgeverij „Nieuwe Cultuur“, (Afd. Tijdschriften-Import) Valeriusstraat 76 bv. Amsterdam.

LETTLAND — Valters & Rapa. Teatra iela, 11, Riga (Rasta tek, rek. Nr. 675).

LITAUEN — „Mokslas“ Knygynas, Laisves aleija, 46, Kaunas.

NORD- u. SÜDAMERIKA — Bookniga Corporation 255 Fifth Avenue, New York U.S.A.

— Bookniga Agency, 59 Congress Street, Chicago, III, U.S.A.

NORWEGEN — Johan Grundt Tanum, Tidligere Aschehougs Boghandel, Karl Johans gt. 43, Oslo.

PALÄSTINA — Safran Co. Jaffa Rd. 36. P. O. B. 223, Haifa.

SCHWEDEN — C. E. Fritze's Kgl. Hofbuchhandlung, Fredsgatan 2, Stockholm.

SCHWEIZ — Buchhandlung Stauffacher (Genossenschaft) Hauptpostfach 43, Zürich.

TÜRKEI — Librairie Hachette Succursale de Turquie 469, Avenue de l'Indépendance. Boite postale Pera 2219, Istanbul.

UdSSR — Meshdunarodnaja Kniga, Moskau 6, Strastnoi Blvd. 11 oder Verlagsvertreter an Ort und Stelle. Außerdem werden die Bestellungen von jedem Postamt entgegengenommen oder von den Abteilungen des Sojuspetschat.

„DAS WORT“

erscheint Anfang jeden Monats. Umfang jeder Nummer 160 Textseiten

Bezugspreise	3 Monate:	6 Monate:	12 Monate:	Einzelheft:
Belgien . . . b. Frs.	12.—	20.—	40.—	4.—
Dänemark . . . d. Kr.	2.50	5.—	10.—	0.90
England £	0.3.0	0.6.0	0.12.0	0.1.0
Frankreich . . fr. Frs.	11.25	22.50	45.—	4.50
Holland hfl.	0.75	1.50	3.—	0.25
Lettland Lat	3.—	6.—	12.—	1.—
Litauen Lit	4.—	8.—	16.—	1.50
U. S. A. \$	0.75	1.50	3.—	0.30
Norwegen . . . n. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweden . . schw. Kr.	2.50	5.—	10.—	1.—
Schweiz . . . schw. Fr.	2.25	4.50	9.—	0.90
Türkei Lira	0.75	1.50	3.—	0.30
UdSSR Rbl.	3.75	7.50	15.—	1.50

In den nicht aufgeführten Ländern erfolgt die Lieferung zu den Preisen der USA.